

Jeffery
Deaver

DER KNOCHENJÄGER

Jetzt erfolgreich verfilmt von Columbia Pictures mit
Denzel Washington und Angelina Jolie in den Hauptrollen

GOLDMANN

Buch

Als die junge New Yorker Streifenpolizistin Amelia Sachs eine aus dem Boden ragende Männerhand und später den senkrecht begrabenen Leichnam entdeckt, läßt sie sofort weiträumig den Fundort abriegeln. Der Aufruhr, den diese Aktion auslöst, weckt das Interesse des pensionierten De-tective Lincoln Rhyme. Trotz seiner Querschnittslähmung seit einem Dienstunfall arbeitet er, wenn auch inoffiziell, immer noch für seine ehemalige Abteilung, da man dort nicht auf sein geniales kriminalistisches Gespür verzichten will. Als sich weitere Morde ereignen, fordert Rhyme die couragierte Amelia als Assistentin an. Sie wird seine rechte Hand - und sie wird immer mehr in den Bann des schroffen, hochbegabten und doch so zynischen Mannes gezogen.

Ein erstes Täterprofil ergibt, daß es sich offensichtlich um einen psychopathischen Rachetäter handelt, der seine völlig willkürlich ausgewählten Opfer leiden sehen will. Und er hinterläßt an jedem Tatort einen Hinweis auf seinen nächsten Mord. Schritt für Schritt kreisen Amelia und Lincoln den Täter ein, bis sie sogar ein Opfer noch rechtzeitig retten können. Da ändert der Mörder plötzlich seine Taktik - und Lincoln Rhyme muß sich fragen, ob er den Täter vielleicht sogar persönlich kennt.

Autor

Jeffery Deaver arbeitete als Folksänger und Rechtsanwalt, bevor er zu schreiben begann. Er wurde bereits dreimal für den renommierten »Edgar Award« nominiert. Jeffery Deaver lebt und arbeitet abwechselnd in Washington DC, New York und Kalifornien.

Bei Goldmann bereits erschienen

Schule des Schweigens. Roman (43458) Die

Saat des Bösen. Roman (43715)

Letzter Tanz. Roman (41650)

Die Assistentin. Roman (41644)

Jeffery Deaver

Der Knochenjäger

[Die Assistentin]

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Hans-Peter Kraft

scanned by Heide1

GOLDMANN

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1997 unter dem Titel »The Bone Collector« bei Viking, New York

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches sind
chlorfrei und umweltschonend. Das Papier
enthält Recycling-Anteile.

Taschenbuchausgabe 2/2000

Copyright © der Originalausgabe 1997 by Jeffery Deaver

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1999

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Bertelsmann GmbH

Der Roman erschien bereits im Juni 1999 unter dem Titel »Die Assistentin«
(Goldmann Taschenbuch 41644)

Umschlaggestaltung: Design Team München

Motion Picture Artwork and Photography Copyright © 1999
by Columbia Pictures Industries, Inc.

All Rights Reserved

Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin

Druck: Eisnerdruck, Berlin

Verlagsnummer: 43459 FB •

Herstellung: Heidrun Nawrot

Made in Germany

ISBN 3-442-43459-9

www.goldmann-verlag.de

*Für meine Familie, Dee, Danny, Julie, Ethel
und Nelson ... Äpfel fallen nicht weit.*

Und auch für Diana.

INHALT

- 1 König für einen Tag
- 2 Locards Prinzip
- 3 Die Tochter des Streifenpolizisten
- 4 Bis auf die Knochen
- 5 Wenn man in Schwung ist, kriegt
einen keiner

Anhang:

Auszüge aus Rhyme, *Spurenlehre*,
4. Aufl.

1

KÖNIG FÜR EINEN TAG

*In New York ist die Gegenwart so mächtig,
daß die Vergangenheit vergessen ist.*

John Jay Chapman

EINS

Sie wollte nur noch schlafen.

Die Maschine war mit zwei Stunden Verspätung gelandet, und sie hatten ewig lange auf das Gepäck warten müssen. Und dann hatte auch noch die Mietwagenfirma Mist gebaut - die Limousine war vor einer Stunde weggefahren. Deshalb mußten sie jetzt auf ein Taxi warten.

Sie stand mit den anderen Passagieren in der Schlange, die schlanke Gestalt leicht zur Seite geneigt, um das Gewicht des Laptop-Computers auszugleichen, den sie über der Schulter hängen hatte. John quasselte unentwegt über Zinssätze und neue Möglichkeiten zur Umschichtung des Transitgeschäfts, doch sie konnte nur noch an eins denken: Freitag abend, halb elf. Ich will mir bequeme Klamotten anziehen und mich hinrauen.

Sie musterte den endlosen Strom der gelben Taxis. Irgend etwas an der Farbe und der Gleichförmigkeit der Wagen erinnerte sie an Insekten. Und sie erschauderte leicht, spürte wieder dieses gruslig-krabbelige Gefühl, das sie aus ihrer Kindheit in den Bergen kannte, wenn sie und ihr Bruder einen toten Dachs mit heraushängenden Eingeweiden gefunden oder einen Waldameisenhaufen umgetreten und das Gewusel feuchter Beine und Leiber betrachtet hatten.

T. J. Colfax trat vor, als das nächste Taxi kam und mit quietschenden Bremsen anhielt.

Der Fahrer ließ den Kofferraumdeckel aufspringen, blieb aber im Wagen sitzen. Sie mußten ihr Gepäck selbst einladen, was John sauer aufstieß. Er war es gewohnt, daß man ihn bediente. Tammie Jean

störte sich nicht daran; sie war gelegentlich immer noch überrascht, daß sie eine Sekretärin hatte, die ihre Korrespondenz tippte und verwaltete. Sie warf ihren Koffer hinein, schlug den Deckel zu und setzte sich in den Wagen.

John stieg nach ihr ein, knallte die Tür zu und wischte sich über das schwammige Gesicht und die beginnende Glatze, so als hätte er sich beim Verstauen seiner Reisetasche völlig verausgabt.

»Zuerst zur Zweiundsiebzigsten Ost«, brummte John durch die Trennscheibe.

»Danach zur Upper West Side«, fügte T. J. hinzu. Das Plexiglas zwischen den Vordersitzen und dem Fond war völlig verkratzt, so daß sie den Fahrer kaum sehen konnte.

Das Taxi schoß davon und rollte kurz darauf über die Stadtautobahn in Richtung Manhattan.

»Schau«, sagte John. »Daher die vielen Menschen.«

Er deutete auf eine riesige Reklametafel, auf der die Delegierten zu der am Montag beginnenden UN-Friedenskonferenz willkommen geheißen wurden. Rund zehntausend Besucher sollten in der Stadt weilen. T. J. betrachtete die Reklametafel - Schwarze, Weiße und Asiaten, alle lachten und winkten. Irgend etwas störte an diesem Bild. Die Proportionen und die Farben stimmten nicht. Und die Gesichter wirkten alle viel zu blaß.

»Leichenräuber«, murmelte T. J.

Sie rasten über die breite Stadtautobahn dahin, die schmutziggelb im Licht der Straßenbeleuchtung schimmerte. Vorbei am alten Navy Yard, vorbei an den Piers von Brooklyn.

John hörte endlich auf zu reden, holte seinen Taschenrechner heraus und tippte irgendwelche Zahlen ein. T. J. lehnte sich zurück, blickte hinaus auf die flirrenden Bürgersteige und die mürrischen Mienen der Menschen, die auf den Vordertreppen der Sandsteinhäuser entlang der Stadtautobahn hockten. Sie wirkten wie besinnungslos vor Hitze.

Auch im Taxi war es ziemlich heiß. T. J. streckte die Hand nach

dem Knopf aus, mit dem sich das Fenster senken ließ. Sie war nicht weiter überrascht, als er nicht funktionierte. Sie griff über John hinweg. Der Fensterheber auf seiner Seite war ebenfalls kaputt. Erst dann stellte sie fest, daß die Türverriegelungen fehlten.

Die Türgriffe ebenfalls.

Ihre Hand glitt über die Tür, tastete nach der Griffnabe. Nichts - als hätte sie jemand abgesägt.

»Was ist?« fragte John.

»Tja, die Türen ... Wie kriegen wir die wieder auf?«

John schaute von der einen zur anderen, als das Hinweisschild auf den Midtown Tunnel auftauchte und vorbeihuschte.

»He!« John kloppte an die Trennscheibe. »Sie haben die Ausfahrt verpaßt. Wo wollen Sie hin?«

»Vielleicht fährt er über die Queensboro«, meinte T. J. Die Strecke über die Brücke war zwar weiter, aber man sparte dadurch die Tunnelmaut. Sie setzte sich auf und kloppte mit ihrem Ring an das Plexiglas.

»Fahren Sie über die Brücke?«

Er beachtete sie nicht.

»He!«

Und im nächsten Moment raste er an der Ausfahrt zur Queensboro Bridge vorbei.

»Scheiße«, schrie John. »Wo fahren Sie denn hin? Nach Harlem. Ich wette, er bringt uns nach Harlem.«

T. J. blickte aus dem Fenster. Ein anderer Wagen fuhr neben ihnen her, zog langsam vorbei. Sie trommelte an die Scheibe.

»Hilfe!« schrie sie. »Bitte ...«

Der andere Fahrer warf ihr einen Blick zu, dann noch einen, und runzelte die Stirn. Er fuhr langsamer und reihte sich hinter ihnen ein, doch das Taxi scherte jäh aus, nahm schlitternd eine Ausfahrt nach Queens, bog in eine Gasse ab und raste durch eine menschenleere Lagerhausgegend. Sie mußten um die hundert Stundenkilometer fahren.

»Was machen Sie da?«

T. J. hämmerte an die Trennscheibe. »Fahren Sie langsamer. Wo-hin?«

»O Gott, nein«, murmelte John. »Schau.«

Der Fahrer hatte eine Skimaske übergezogen.

»Was wollen Sie?« rief T. J.

»Geld? Wir geben Ihnen Geld.«

Noch immer kein Ton von vorne.

T. J. riß ihre Targus-Tasche auf und zog ihren schwarzen Laptop heraus. Sie holte aus und knallte die Kante des Computers gegen die Trennscheibe. Das Glas hielt, doch der Schlag hatte den Fahrer anscheinend zu Tode erschreckt. Der Wagen brach aus und hätte bei-nahe die Ziegelwand des Hauses gestreift, an dem sie gerade vor-überrasten.

»Geld! Wieviel? Ich kann Ihnen jede Menge Geld geben!« John geiferte geradezu, und die Tränen liefen ihm über die dicken Backen.

Wieder rammte T. J. ihren Laptop mit aller Kraft gegen das Fenster. Der Bildschirm flog weg, doch die Trennscheibe blieb ganz.

Sie versuchte es noch mal, und diesmal zerbrach das Computer-gehäuse und rutschte ihr aus der Hand.

»O Mist...«

Sie wurden beide heftig nach vorn geschleudert, als das Taxi in einer schmuddeligen, unbeleuchteten Sackgasse scharf abbremste.

Der Fahrer stieg aus. Er hatte eine kleine Pistole in der Hand.

»Nein, bitte«, flehte sie.

Er ging zur Hintertür, beugte sich hinab und schaute durch das schlierige Glas. Er stand eine ganze Weile so da, während sie und John sich in die andere Ecke drängten und die schweißnassen Leiber an-einanderdrückten.

Der Fahrer schirmte die Augen mit der Hand ab und schaute sie sich genau an.

Plötzlich ertönte ein lautes Krachen, und T. J. fuhr zusammen. John schrie kurz auf.

In der Ferne, hinter dem Fahrer, zuckten rot-blaue Feuerzungen über den Himmel. Dann weiteres Geknatter und Geheul. Er drehte sich um und blickte auf, als eine riesige orangerote Spinne ihre Beine über der Stadt ausstreckte.

Ein Feuerwerk. T. J. fiel ein, daß sie in der *Times* etwas darüber gelesen hatte. Ein Geschenk des Bürgermeisters und des UN-Generalsekretärs, mit dem sie die Konferenzteilnehmer in der großartigsten Stadt der Welt empfingen.

Der Fahrer wandte sich wieder dem Taxi zu. Mit einem lauten Schnappen entriegelte er das Schloß und öffnete langsam die Tür.

Ein anonymer Anruf. Wie üblich.

Folglich konnte man nicht nachhaken und feststellen, welches unbebaute Grundstück der Anrufer meinte. »Siebenunddreißigste, Nähe Eleventh Avenue, hat er gesagt. Das ist alles«, hatte die Zentrale über Funk durchgegeben.

Anonyme Anrufer waren, was genaue Ortsbeschreibungen anging, bekanntlich nicht die Zuverlässigsten.

Amelia Sachs, die jetzt schon schwitzte, obwohl es erst neun Uhr morgens war, kämpfte sich durch das hohe Gras. Sie ging in Schlangenlinie, schritt den Suchabschnitt ab - so nannte man das bei der Polizei. Nichts. Sie beugte sich zu dem Funkmikrofon, das an ihrer marineblauen Uniformbluse befestigt war.

»Streife 5885. Kann nichts feststellen, Zentrale. Haben Sie weitere Angaben?«

»Nicht zur Örtlichkeit, 5885«, meldete sich knisternd und knackend die Einsatzzentrale. »Aber eins noch ... der Anrufer hat gesagt, er hofft, daß das Opfer tot ist. Ende.«

»Sagen Sie das noch mal, Zentrale.«

»Der Anrufer hat gesagt, er hofft, daß das Opfer tot ist. Um seinetwillen. Ende.«

»Ende.«

Hofft, daß das Opfer tot ist?

Sachs kletterte über einen durchhängenden Stacheldrahtzaun und suchte eine weitere unbebaute Parzelle ab. Nichts.

Sie wollte am liebsten aufgeben. Einen 10-90 melden, eine Fehlanzeige, und zum Deuce zurückkehren, ihrem üblichen Streifenbezirk. Ihre Knie schmerzten, und sie kochte förmlich vor Hitze in diesem mistigen Augustwetter. Sie wollte sich zur Hafenbehörde verziehen, bei den Kollegen herumhängen und eine große Dose Arizona-Eistee trinken. Danach, um halb zwölf - in etwas über zwei Stunden —, wollte sie ihren Spind in Midtown South ausräumen und zur Fortbildung ins Präsidium nach Downtown fahren.

Doch sie blies den Einsatz nicht ab — sie brachte es nicht über sich. Sie ging weiter: den heißen Gehsteig entlang, durch eine Lücke zwischen zwei verlassenen Wohnblocks, über ein weiteres verwildertes Grundstück.

Sie grub den langen Zeigefinger in das flache Dach ihrer Uniformmütze, in das Nest ihrer langen, hochgesteckten roten Haare. Sie kratzte sich krampfhaft, griff dann unter die Mütze und kratzte weiter. Schweiß rann ihr über die Stirn und kitzelte sie, worauf sie sich auch die Augenbrauen vornahm.

Sie dachte: Die letzten zwei Stunden auf der Straße. Damit kann ich leben.

Als Sachs tiefer in das Gestrüpp vordrang, war ihr an diesem Morgen zum erstenmal unwohl zumute.

Jemand beobachtete sie.

Raschelnd strich der heiße Wind durch das dürre Gestrüpp, dazu kam der Lärm der Personen- und Lastwagen am Lincoln Tunnel. Ein Gedanke ging ihr durch den Kopf, der Streifenpolizisten häufig zu schaffen machte: Diese Stadt ist so verdammt laut, daß sich jemand von hinten mit dem Messer an mich ranschleichen könnte, ohne daß ich es überhaupt mitbekäme.

Oder ein Zielfernrohr auf meinen Rücken richten ...

Sie fuhr herum.

Nichts als trockenes Laub, rostige Maschinenteile und Müll.

Sie zuckte ein paarmal zusammen, als sie auf einen Steinhaufen kletterte. Amelia Sachs, einunddreißig Jahre alt - *erst* einunddreißig, wie ihre Mutter sagen würde -, litt an Arthritis. Ein Erbteil ihres Großvaters, und zwar ebenso eindeutig, wie sie die gertenschlanke Figur von ihrer Mutter und das gute Aussehen von ihrem Vater hatte, in dessen Fußstapfen sie auch beruflich getreten war (woher die roten Haare stammten, wußten die Götter). Ein weiterer stechender Schmerz, als sie sich durch ein hohes, halbvertrocknetes Gebüsch zwangste. Sie blieb gerade noch rechtzeitig stehen, denn nur einen Schritt vor ihr fiel das Gelände mindestens zehn Meter steil ab.

Unter ihr lag eine düstere Schlucht — tief in das Muttergestein der West Side eingegraben. In ihr verlief die Gleisbettung für die Amtrak-Züge in Richtung Norden.

Sie kniff die Augen zusammen und blickte hinunter auf den Grund der Schlucht, auf eine Stelle unmittelbar neben der Bahntrasse.

Was war das?

Ein kreisrunder Fleck aufgewühlter Erde, aus dem eine Art Ast aufragte? Es sah aus wie -

Ach, du lieber Gott...

Sie erschauderte beim bloßen Anblick. Spürte, wie ihr schlecht wurde, wie ihre Haut zu prickeln begann. Sie mußte sich mit aller Macht zusammennehmen, denn am liebsten hätte sie kehrtgemacht und so getan, als hätte sie nichts gesehen.

Er hofft, daß das Opfer tot ist. Um seinetwillen.

Sie rannte zu einer eisernen Leiter, die vom Gehsteig hinab zum Bahnkörper führte. Sie griff nach dem Geländer, hielt sich aber gerade noch rechtzeitig zurück. Mist. Der Täter könnte über diese Leiter geflüchtet sein. Wenn sie sie anfaßte, ruinierte sie womöglich die Fingerabdrücke, die er hinterlassen hatte. Na schön, dann eben auf die komplizierte. Sie atmete tief durch, um die Schmerzen in ihren Gelenken zu unterdrücken, setzte ihre Dienstschuhe - sie hatte sie

für den ersten Tag in ihrer neuen Stellung eigens auf Hochglanz poliert - in die ins Gestein gekerbten Spalten und kletterte am Felsen hinab. Sie sprang die letzten anderthalb Meter zur Bahntrasse hinunter und rannte zu dem Fleck, an dem das Erdreich aufgegraben worden war.

»O Mann...«

Es war kein aus dem Boden ragender Ast, es war eine Hand. Die Leiche war aufrecht begraben und mit Erde zugeschüttet worden, bis nur mehr Unterarm, Handgelenk und Hand herausstanden. Sie starrte auf den Ringfinger: Sämtliches Fleisch war entfernt worden, und auf dem blanken, blutigen Knochen steckte ein mit Diamanten besetzter Damenring.

Sachs kniete sich hin und fing an zu graben.

Als sie mit den Händen die Erde nach hinten schleuderte wie ein Hund, fiel ihr auf, daß die nicht verstümmelten Finger weit gespreizt und unnatürlich durchgebogen waren. Was ihr verriet, daß das Opfer noch am Leben gewesen war, als man ihm die letzte Schaufel Erde auf das Grab geworfen hatte.

Und vielleicht immer noch lebte.

Sachs wühlte wie wild im lockeren Erdreich und zerschnitt sich die Hand an einer Glasscherbe, worauf sich ihr dunkles Blut mit der dunkleren Erde mischte. Sie stieß auf die Haare, dann auf die Stirn, sah die typischen Anzeichen einer Zyanose, die bläulichrote Verfärbung, die auf Tod durch Ersticken hindeutete. Sie grub weiter, bis sie die gebrochenen Augen sah und den Mund, der zu einem grausigen Grinsen verzerrt war. Vermutlich hatte das Opfer bis zur letzten Sekunde versucht, den Kopf über der schwarzen Erde zu halten.

Es war keine Frau. Trotz des Ringes. Es war ein korpulenter Mann, um die Fünfzig. So tot wie der Boden, in dem er steckte.

Sie wich zurück, konnte aber den Blick nicht von ihm abwenden und wäre beinahe über ein Bahngleis gestolpert. Eine ganze Minute lang war sie zu keinerlei Gedanken fähig. Stellte sich nur immer wieder vor, was für ein Gefühl es gewesen sein mußte, so zu sterben.

Dann: Komm schon, Schätzchen. Du hast hier einen Mord an der Hand, und du bist die erste Polizistin vor Ort.

Du weißt, was du tun mußt.

FAUST.

F steht für Festnahme eines Täters, falls bekannt.

A steht für Aufschreiben von Zeugen und Verdächtigen.

U steht für Überblick über den Tatort verschaffen.

S steht für...

Wofür stand *S* doch gleich wieder?

Sie senkte den Kopf und sprach ins Mikrofon. »Streife 5885 an Zentrale. Einsatzmeldung. Habe einen 10-29 bei den Bahngleisen an der Siebenunddreißigsten, Ecke Eleventh Avenue. Tötungsdelikt. Brauche Kripo, Spurensicherung und Polizeiarzt. Kommen.«

»Verstanden, 5885. Täter festgenommen? Kommen.«

»Kein Täler.«

»Verstanden, 5885.«

Sachs starnte auf den Finger, von dem das Fleisch entfernt worden war. Den Ring, der nicht paßte. Die Augen. Und das Grinsen ... oh, dieses verfluchte Grinsen. Wieder schauderte es sie am ganzen Leib. Amelia Sachs war im Sommerlager in Flüssen geschwommen, in denen es vor Schlangen wimmelte, sie hatte sich zu Recht gebrüstet, daß es ihr nichts ausmachen würde, am Bungeeseil von einer dreißig Meter hohen Brücke zu springen. Aber sobald sie an Gefangenschaft dachte, an enge Räume ... sobald sie sich vorstellte, in der Falle zu sitzen, nicht weg zu können, packte sie die helle Panik. Deswegen ging Sachs schnell, wenn sie zu Fuß unterwegs war, und deswegen fuhr sie mit dem Auto wie der Teufel persönlich.

Wenn man in Schwung ist, kriegt einen keiner.,,

Sie hörte ein Geräusch und spitzte die Ohren.

Ein dumpfes Rumpeln, das lauter wurde.

Papierfetzen wehten die Bahngleise entlang. Staubwolken umwirbelten sie wie wütende Geister.

Dann ein tiefes Heulen ...

Streifenpolizistin Amelia Sachs, einen Meterfünfundsiebzig groß, stellte fest, daß sie es mit einer dreißig Tonnen schweren Amtrak-Lokomotive zu tun hatte, einem rot-weiß-blauen Stahlkoloß, der mit fünfzehn Stundenkilometern entschlossen auf sie zuhielt.

»Sie da, stehenbleiben!« schrie sie.

Der Lokführer beachtete sie nicht.

Sachs rannte auf den Bahnkörper, stellte sich breitbeinig mitten auf die Gleise und winkte ihm zu, daß er anhalten solle. Quietschend kam die Lokomotive zum Stehen. Der Lokführer streckte den Kopf aus dem Fenster.

»Sie können hier nicht durch«, erklärte sie ihm.

Er fragte sie, was sie damit meine. Ihrer Ansicht nach sah er furchtbar jung aus, viel zu jung, um einen so großen Zug zu fahren.

»Sie haben hier einen Tatort vor sich. Stellen Sie bitte den Motor ab.«

»Gute Frau, ich seh' nirgendwo eine Tat.«

Aber Sachs hörte nicht zu. Sie schaute hinauf zu einem Loch im Maschendrahtzaun, oben an der Westseite der Bahnstrecke, nahe der Eleventh Avenue.

Auf diesem Weg hätte er sein Opfer ungesehen hier herschaffen können - wenn er an der Eleventh Avenue parkte und es durch die enge Gasse zu dem Steilabfall schleppte. An der Siebenunddreißigsten, der Querstraße, lief er Gefahr, daß jemand aus einem der zahllosen Fenster schaute und ihn bemerkte.

»Der Zug, Sir. Lassen Sie ihn einfach stehen.«

»Ich kann ihn hier nicht stehenlassen.«

»Stellen Sie bitte den Motor ab.«

»So eine Lok stellt man nicht ab. Die läuft immerzu.«

»Und rufen Sie Ihren Einsatzleiter an. Oder irgend wen. Die Züge in Richtung Süden müssen ebenfalls angehalten werden.«

»Das können wir nicht machen.«

»Auf der Stelle, Sir. Ich habe die Nummer Ihres Fahrzeugs.«

»Fahrzeug?«

»Ich rate Ihnen, meinen Anweisungen unverzüglich Folge zu leisten«, herrschte Sachs ihn an.

»Was wollen Sie denn machen, gute Frau? Mir einen Strafzettel verpassen?«

Doch Amelia Sachs kletterte bereits mit ächzenden Gliedmaßen die Felswand hinauf, den Geschmack von Kalk, Erde und Schweiß im Mund. Sie rannte zu der Gasse, die sie von der Bahntrasse aus bemerkt hatte, und warf einen Blick auf die Eleventh Avenue und das Javits Center auf der anderen Straßenseite, Im Foyer wimmelte es von Menschen - Schaulustige und Presse. Auf einem riesigen Spruchband stand *Ein herzliches Willkommen den UN-Delegierten!* Aber am frühen Morgen, als die Straße menschenleer war, hätte der Täter hier mühelos einen Parkplatz finden und das Opfer unbemerkt zu den Gleisen schleppen können. Sachs ging zur Eleventh Avenue und betrachtete die sechsspurige Straße, auf der sich der Verkehr staute.

Packen wir's an.

Sie trat mitten zwischen die Pkws und Lkws und riegelte kurzerhand sämtliche Spuren in Richtung Norden ab. Etliche Fahrer versuchten sich durchzuschlängeln, so daß sie zwei Verwarnungen aussprechen und schließlich mehrere Mülltonnen mitten auf die Straße schleppen und eine Barrikade errichten mußte, damit die braven Bürger ihrer Pflicht nachkamen.

Endlich fiel Sachs auch der nächste Punkt der Verhaltensregeln am Tatort ein.

S steht für Sichern des Tatorts.

Wütendes Hupen schallte durch die dunstige Morgenluft, kurz darauf untermaut von den aufgebrachten Rufen der Fahrer. Wenig später hörte sie, wie Sirenen in das allgemeine Getöse einstimmten, als die ersten Einsatzwagen eintrafen.

Vierzig Minuten später wimmelte es am Tatort von Uniformierten und Kriminalpolizisten, Dutzenden von Kripoleuten-viel mehr, als bei einem Mord in Hell's Kitchen gerechtfertigt schien, so grausig die Tat auch sein mochte. Aber das hier, so erfuhr Sachs von ei-

nem anderen Polizisten, war ein heißer Fall, ein gefundenes Fressen für die Medien - bei dem Opfer handelte es sich um einen Fluggast, der gestern nacht am John E Kennedy Airport gelandet, gemeinsam mit einer Mitreisenden in ein Taxi gestiegen und in die Stadt gefahren war. Keiner von beiden war zu Hause angekommen.

»CNN schaut uns auf die Finger«, flüsterte der Uniformierte.

Daher war Amelia Sachs nicht weiter überrascht, als sie sah, wie Vince Peretti, der blondgelockte Chef der Investigation & Resource Division, des zentralen Kriminaldezernats, die Böschung hinaufkletterte, oben kurz innehielt und den Staub von seinem Tausend-Dollar-Anzug klopfte.

Überrascht war sie allerdings, als sie feststellte, daß er Notiz von ihr nahm, das glattrasierte Gesicht zu einem schmalen Lächeln verzog und sie zu sich winkte. Vermutlich erntete sie ein wohlwollendes Nicken für ihre Kletterpartie. Wollte die Fingerabdrücke auf der Leiter nicht beschädigen, Jungs. Vielleicht gab es sogar eine Belobigung. Am letzten Tag, an dem sie Streifendienst schob, in allerletzter Stunde. Ein wahrhaft ruhmreicher Abgang.

Er musterte sie von oben bis unten. »Streifenpolizistin, Sie sind doch keine Anfängerin mehr, oder? Davon gehe ich einfach mal aus.«

»Wie bitte, Sir?«

»Sie sind doch keine Anfängerin mehr, nehme ich an.«

Genaugenommen war sie das nicht, obwohl sie erst drei Dienstjahre auf dem Buckel hatte; andere Streifenpolizisten in ihrem Alter waren meist bereits seit neun oder zehn Jahren dabei. Sachs hatte ein paar Jahre lang gegammelt, ehe sie die Akademie besucht hatte. »Ich weiß nicht recht, worauf Sie hinauswollen.«

Er warf ihr einen entnervten Blick zu und hörte auf zu lächeln.
»Sie waren doch zuerst am Tatort?«

»Ja, Sir.«

»Warum haben Sie die Eleventh Avenue gesperrt? Was haben Sie sich dabei nur gedacht?«

Sie schaute die breite Straße entlang, die noch immer mit Müll-22

tonnen versperrt war. Sie hatte sich mittlerweile an das Gehupe gewöhnt, stellte jetzt aber fest, daß es wirklich ganz schön laut war. Die Autos staute sich inzwischen kilometerweit.

»Sir, der erste Polizist vor Ort hat die Aufgabe, den Täter festzunehmen, Zeugen ausfindig zu machen, den Tatort -«

»Ich kenne die Dienstvorschriften, Officer. Sie haben also die Straße gesperrt, um den Tatort zu sichern?«

»Ja, Sir, Ich glaube nicht, daß der Täter in der Querstraße geparkt hat. Von den Wohnungen dort hätte er leicht beobachtet werden können. Sehen Sie? Die Eleventh Avenue war meiner Meinung nach die bessere Wahl.«

»Nun, Ihre Meinung war falsch. Es gibt keinerlei Fußspuren jenseits der Gleise, aber zwei, die zu der Leiter führen, über die man hinauf zur Siebenunddreißigsten gelangt.«

»Die Siebenunddreißigste habe ich ebenfalls gesperrt.«

»Darauf will ich ja hinaus. Das hätte gereicht, mehr Sperren wären nicht nötig gewesen. Und der Zug?« fragte er, »Warum haben Sie den angehalten?«

»Na ja, Sir. Ich dachte, wenn der Zug mitten durch den Tatort fährt, zerstört er vielleicht Spuren. Oder irgendwas.«

»Oder *irgendwas*, Officer?«

»Ich hab' mich nicht besonders gut ausgedrückt, Sir. Ich meine -«

»Was ist mit dem Flughafen drüben in Newark?«

»Ja, Sir.« Hilfesuchend blickte sie sich um. Andere Polizisten standen in der Nähe, nahmen aber tunlichst nicht wahr, wie sie abgekanzelt wurde. »Was ist mit dem Flughafen in Newark?«

»Warum haben Sie den nicht auch gesperrt?«

Na wunderbar. Ein Schulmeister. Ihr Julia-Roberts-Mund wurde eine Idee schmäler, aber ruhig sagte sie: »Sir, meiner Ansicht nach wäre es durchaus möglich, daß -«

»Der New York Thruway hätte sich ebenfalls angeboten. Dazu der Jersey Pike und der Long Island Expressway. Der Interstate 70, bis rüber nach St. Louis. Das sind lauter mögliche Fluchtwege.«

Sie senkte den Kopf etwas und erwiderte Peretts Blick. Sie waren beide gleich groß, obwohl er die höheren Absätze hatte.

»Ich habe Anrufe vom Polizeipräsidenten erhalten«, fuhr er fort, »vom Chef der Hafenbehörde, vom Büro des UN-Generalsekretärs, dem Chef der Expo -« Er nickte zum Javits Center hin. »Wir haben den Zeitplan der Konferenz über den Haufen geworfen, die Ansprache eines US-Senators verpatzt und den Verkehr an der gesamten West Side zum Erliegen gebracht. Die Bahngleise sind fünfzehn Meter vom Fundort des Opfers entfernt, und die Straße, die Sie gesperrt haben, ist gut sechzig Meter weit weg und liegt rund zehn Meter höher. Ich meine, nicht mal Hurrikan Eva hat den Bahnbetrieb auf der Nordoststrecke derart zusammenbrechen lassen.«

»Ich dachte nur-«

Peretti lächelte. Weil Sachs eine wunderschöne Frau war - während des »Gammellebens«, das sie vor dem Besuch der Polizeiakademie geführt hatte, hatte sie unter anderem regelmäßig für die Chantelle Modelling Agency an der Madison Avenue als Mannequin gearbeitet -, wollte ihr der Kripomann noch einmal verzeihen.

»Streifenpolizistin Sachs.« Er warf einen Blick auf das Namensschild an ihrer Brust, die durch die kugelsichere Weste züchtig plattgedrückt wurde. »Eine Lektion zur Lage. Arbeit am Tatort erfordert Fingerspitzengefühl. Es wäre schön, wenn wir nach jedem Mord die ganze Stadt abriegeln und rund drei Millionen Menschen festhalten könnten. Aber das können wir nicht. Ich sage das mit allem Wohlwollen. Zu Ihrer Erbauung.«

»Genaugenommen, Sir«, erwiderte sie forsch, »werde ich aus dem Streifendienst versetzt. Mit Wirkung ab heute mittag.«

Er nickte, lächelte freundlich, »Dann genug davon. Aber für die Akten; Es war Ihre Entscheidung, den Zug anzuhalten und die Straße zu sperren.«

»Ja, Sir«, sagte sie schnell. »Daran gibt's nichts zu deuteln.«

Mit schweißnassen Händen zückte er Stift und Notizbuch und schrieb ihre Aussage auf.

Oh, bitte...

»Und jetzt entfernen Sie die Mülltonnen. Weisen Sie den Verkehr ein, bis die Straße wieder frei ist. Haben Sie verstanden?«

Ohne ein »Ja, Sir«, »Nein, Sir« oder irgendeine andere Bestätigung lief sie zur Eleventh Avenue und entfernte langsam die Mülltonnen. Jeder Fahrer, der vorbeikam, bedachte sie mit finsternen Blicken oder grummelte irgend etwas. Sachs schaute auf ihre Uhr.

Noch eine Stunde.

Damit konnte sie leben.

ZWEI

Der Wanderfalke schlug kurz mit den Flügeln und landete auf dem Fenstersims. Es war ein strahlender Vormittag, und die Luft draußen schien zu glühen.

»Da bist du ja«, flüsterte der Mann, Er legte den Kopf schief und spitzte die Ohren, als unten die Türglocke ertönte.

»Ist er das?« rief er die Treppe hinab. »Ist er's?«

Lincoln Rhyme bekam keine Antwort und wandte sich wieder dem Fenster zu. Der Vogel verdrehte den Kopf, eine rasche, ruckartige Bewegung, die bei dem Falken trotzdem elegant wirkte. Rhyme stellte fest, daß seine Fänge blutig waren. Ein gelbliches Fleischstück hing aus seinem schwarzen Schnabel. Er reckte den kurzen Hals und begab sich zu dem Nest. Seine Bewegungen erinnerten eher an eine Schlange als an einen Vogel. Der Falke ließ das Fleisch in den hochgereckten Schnabel des flauigen blauen Jungtiers fallen. Das hier, dachte Rhyme, ist das einzige Lebewesen in ganz New York, das keine natürlichen Feinde hat. Von Gott höchstselbst einmal abgesehen.

Er hörte, wie jemand langsam die Treppe heraufkam.

»Ist er das?« fragte er Thom.

»Nein«, antwortete der junge Mann.

»Wer dann? Es hat doch an der Tür geschellt, oder?«

Thoms Blick schweifte zum Fenster. »Der Vogel ist zurück. Schau, da sind Blutflecken am Fenstersims. Kannst du sie sehen?«

Das Falkenweibchen kam in Sicht. Blaugrau und schillernd wie ein Fisch. Es suchte den Himmel ab.

»Sie sind immer zusammen. Ob sie sich wohl ein Leben lang treu bleiben?« fragte sich Thom laut. »Wie Gänse?«

Rhyme wandte sich wieder Thom zu, sah dessen jugendlich schlanke Taille, als er sich vorbeugte und durch das schmutzige Fenster zum Nest blickte.

»Wer war es?« wiederholte Rhyme. Der junge Mann hielt ihn hin, und das ärgerte Rhyme.

»Ein Besucher.«

»Ein Besucher? Ha«, schnaubte Rhyme. Er versuchte sich zu erinnern, wann er zum letztenmal Besuch bekommen hatte. Es mußte drei Monate her sein. Wer war es gewesen? Dieser Reporter vielleicht, oder irgendein entfernter Cousin. Nun ja, Peter Taylor, einer von Rhymes Rückenmarkspezialisten. Und Blaine war mehrmals dagewesen. Aber sie war selbstverständlich keine Besucherin.

»Es ist eiskalt«, beschwerte sich Thom. Er wollte das Fenster öffnen. Auf der Stelle für Abhilfe sorgen. Die Jugend,

»Mach das Fenster nicht auf«, befahl Rhyme. »Und sag mir endlich, wer da ist.«

»Es ist eiskalt.«

»Du störst den Vogel. Du kannst die Klimaanlage niedriger stellen. *Ich* stelle sie niedriger.«

»Wir waren zuerst da«, sagte Thom und schoß die riesige Fensterscheibe hoch. »Die Vögel haben sich hier niedergelassen, obwohl sie genau wußten, daß du da bist.« Mit funkeln den Augen blickten sie sich nach der Ursache dieses Lärms um. Andererseits funkeln sie immer mit den Augen. Trotzdem blieben sie auf dem Sims, von wo aus sie über ihr Reich herrschten, das aus kümmernden Gingko-Bäumen und auf beiden Seiten der Straße parkenden Autos bestand.

»Wer *ist* es?« wiederholte Rhyme.

»Lon Sellitto.«

»Lon?«

Was wollte der hier?

Thom blickte sich prüfend um. »Hier sieht es scheußlich aus.«

Rhyme konnte das Gewusel beim Putzen nicht leiden. Er konnte die Unruhe nicht leiden, den Staubsaugerlärm - den er besonders lästig fand. Er war zufrieden, wenn alles so blieb, wie es war. Dieses Zimmer, das er als sein Büro bezeichnete, befand sich im ersten Stock seines alten, mit allerlei Stuck und Schnörkeln verzierten Stadthauses an der Upper West Side und ging auf den Central Park hinaus. Das Zimmer war groß, rund vierzig Quadratmeter, und buchstäblich jeder Meter wurde genutzt. Manchmal schloß er spaßeshalber die Augen und versuchte den Geruch der verschiedenen Gegenstände im Raum festzustellen. Tausend Bücher und Zeitschriften, windschief übereinander getürmte Stapel von Fotokopien, die heißen Transistoren des Fernsehgeräts, die staubbedeckten Glühbirnen, die Korkpinnwände. Vinyl, Hyperoxid, Latex, Polster.

Drei verschiedene Sorten Malt-Whisky.

Falkenmist.

»Ich will ihn nicht sehen. Sag ihm, ich bin beschäftigt.«

»Und ein junger Polizist. Ernie Banks. Nein, das war ein Baseballspieler, stimmt's? Du solltest mich wirklich mal putzen lassen. Man merkt immer erst, wie schmutzig es ist, wenn einem jemand aufwartet.«

»Aufwartet? Meine Güte, klingt das schrullig. Viktorianisch. Ich hab' auch was: Sag ihm, er soll sich zum Teufel scheren. Na, wie paßt das zum guten Ton der Jahrhundertwende?«

Scheußlich ...

Thom sprach vom Zimmer, aber Rhyme vermutete, daß er auch seinen Boß meinte.

Rhyme hatte dichtes schwarzes Haar, wie ein Zwanzigjähriger -obwohl er doppelt so alt war -, aber es stand wild und wuschelig ab und mußte dringend gewaschen und geschnitten werden. Sein Gesicht war von einem schwarzen, ungepflegt wirkenden Dreitagebart überwuchert, und beim Aufwachen hatte ihm ständig das Ohr gejuckt, was wiederum hieß, daß auch diese Haare gestutzt werden mußten. Rhymes Fuß- und Fingernägel waren zu lang, und er trug

seit einer Woche dieselbe Kleidung - einen getupften, potthäßlichen Pyjama. Er hatte ein schmales Gesicht, dunkelbraune Augen und sah, wie Blaine ihm in leidenschaftlichen und auch anderen Momenten versichert hatte, ausgesprochen gut aus.

»Sie möchten mit dir reden«, fuhr Thom fort. »Sie sagen, es sei sehr wichtig.«

»Wie schön für sie.«

»Du hast Lon seit fast einem Jahr nicht mehr gesehen.«

»Warum sollte ich ihn dann jetzt sehen wollen? Hast du den Vogel verscheucht? Wenn ja, werde ich stinksauer.«

»Es ist wichtig, Lincoln.«

»*Sehr* wichtig, hast du meines Wissens gesagt. Wo bleibt dieser Doktor? Vielleicht hat er angerufen. Ich bin vorhin weggedöst. Und du warst außer Haus.«

»Du bist seit sechs Uhr morgens wach.«

»Nein.« Er schwieg einen Moment. »Da bin ich aufgewacht, ja. Aber dann bin ich wieder eingedöst. Ich habe fest geschlafen. Hast du den Anrufbeantworter abgehört?«

»Ja«, sagte Thom. »Keine Nachricht von ihm.«

»Er hat gesagt, daß er am Vormittag vorbeikommt.«

»Und jetzt ist es erst kurz nach elf. Vielleicht sollten wir noch ein bißchen abwarten, ehe wir den Seenotrettungsdienst verständigen. Was meinst du?«

»Hast du telefoniert?« fragte Rhyme unvermittelt. »Vielleicht hat er angerufen, als du am Apparat warst.«

»Ich habe nur mit -«

»Habe ich irgend etwas gesagt?« fragte Rhyme. »Jetzt bist du wütend. Ich habe doch gar nicht gesagt, daß du nicht telefonieren sollst. Das darfst du durchaus. Das durftest du schon immer. Ich will damit nur sagen, daß er angerufen haben könnte, während du telefoniert hast.«

»Nein, du willst damit sagen, daß du heute morgen beschissen ge-launt bist.«

«Da haben wir's wieder. Weißt du, es gibt da so ein Ding - eine Doppelschaltung. Damit kann man zwei Anrufe auf einmal entgegennehmen. Ich wünschte, wir hätten das. Was will denn mein alter Freund Lon? Und sein Freund, der Baseballspieler?»

»Frag sie doch.«

»Ich frage dich.«

»Sie möchten dich sprechen. Mehr weiß ich auch nicht.«

»Wägen etwas sähr Wichti-chem.«

»Lincoln.« Thom seufzte. Der gutaussehende junge Mann fuhr sich mit der Hand durch die blonden Haare. Er trug eine braune Hose, ein weißes Hemd, dazu einen blau geblümten Schlipps, tadellos gebunden. Er könne jederzeit Jeans und T-Shirt tragen, wenn er wolle, hatte Rhyme gesagt, als er Thom vor einem Jahr eingestellt hatte. Aber er war jeden Tag einwandfrei gekleidet gewesen. Rhyme wußte nicht genau, inwiefern das bei seinem Entschluß, den jungen Mann zu behalten, eine Rolle gespielt hatte, aber es hatte auf jeden Fall dazu beigetragen. Keiner von Thoms Vorgängern hatte länger als sechs Wochen durchgehalten. Die einen, etwa die Hälfte, hatten von sich aus gekündigt, und die anderen hatte er gefeuert.

»Na schön, was hast du ihnen gesagt?«

»Ich habe ihnen gesagt, sie sollen mir fünf Minuten Zeit lassen, damit ich dafür sorgen kann, daß du halbwegs anständig aussiehst, dann könnten sie raufkommen. Kurz.«

»Das hast du getan. Ohne mich zu fragen. Vielen Dank.«

Thom zog sich ein paar Schritte zurück und rief über die schmale Treppe hinab: »Kommen Sie, meine Herren.«

»Die haben dir was erzählt, oder?« sagte Rhyme. »Du verheimlichst mir etwas.«

Thom antwortete nicht, und dann sah Rhyme die Männer hochkommen. Als sie das Zimmer betrat, ergriff Rhyme das Wort. »Zieh die Vorhänge zu«, sagte er zu Thom. »Du hast die Vögel schon viel zu sehr aufgereggt.«

Was in Wahrheit hieß, daß er genug von der grellen Sonne hatte.

Stumm.

Sie konnte kein Wort sagen, weil sie das widerliche, stickige Klebeband über dem Mund hatte, und das beeinträchtigte sie weit mehr als die eisernen Handschellen, die ihre Gelenke einschnürten. Dann griff er mit seinen kurzen, kräftigen Fingern nach ihrem Bizeps.

Der Taxifahrer, der immer noch die Skimaske trug, führte sie durch einen schmutzigen, feuchten Korridor, vorbei an allerlei Rohren und Leitungen. Sie waren im Keller eines Bürogebäudes. Sie hatte keine Ahnung, wo.

Wenn ich bloß mit ihm reden könnte ...

T. J. Colfax war eine Zockerin, die ausgebuffteste im ganzen zweiten Stock von Morgan Stanley's. Die konnte verhandeln.

Geld? Sie wollen Geld? Ich besorge Ihnen Geld, jede Menge, mein Junge. Haufenweise. Immer wieder dachte sie daran, suchte seinen Blick, als könnte sie es ihm suggerieren.

Bittebittebitte, betete sie stumm und überlegte sich dabei, daß sie sich ihre Lebensversicherung auszahlen lassen und ihm ihre Rücklagen fürs Alter geben könnte. *Ach bitte ..,*

Sie dachte an letzte Nacht - als sich der Mann vom Feuerwerk abgewandt, sie aus dem Taxi gezerrt und mit Handschellen gefesselt hatte. Er hatte sie in den Kofferraum geworfen und war dann wieder losgefahren. Erst über holpriges Kopfsteinpflaster und rissigen Asphalt, dann über glatte Straßen, ehe es wieder holprig geworden war. Am Surren der Reifen hatte sie erkannt, daß sie eine Brücke überquerten. Danach weitere Kurven, noch mehr holprige Straßen. Schließlich war der Fahrer ausgestiegen und hatte offenbar ein Tor oder irgendwelche Türen geöffnet. Ihrer Meinung nach war er in eine Garage gefahren. Der ständige Lärm der Großstadt war plötzlich abgerissen, und das Motorengeräusch des Wagens war lauter geworden, so als hallte es von nahen Wänden wider.

Dann war der Kofferraum des Taxis geöffnet worden, und der Mann hatte sie herausgezerrt. Er hatte ihr den Diamantring vom Finger gerissen und ihn eingesteckt. Dann hatte er sie an allerlei

Wandbildern vorbeigeführt, grusligen Gesichtern, die sie mit ausdruckslosem Blick anstarnten: ein Schlachter, ein Teufel, drei armselige Kinder- alle auf den abbröckelnden Putz gemalt. Hatte sie in einen schimmlichen Keller gezerrt und zu Boden gestoßen. Sie hatte gehört, wie er nach oben ging, sie im Dunkeln zurückließ, in diesem widerlichen Geruch - nach verfaultem Fleisch, nach Müll. Seit Stunden lag sie nun schon da, hatte ein bißchen geschlafen und viel geweint. Ein lautes Geräusch hatte sie geweckt. Ein trockener Knall. Ganz in der Nähe. Dann hatte sie wieder eine Zeitlang unruhig geschlafen.

Vor einer halben Stunde war er zurückgekommen. Hatte sie wieder in den Kofferraum steigen lassen und war etwa zwanzig Minuten durch die Gegend gefahren. Hierher. Wo immer das auch sein mochte.

Jetzt gingen sie in einen düsteren Keilerraum. In der Mitte befand sich ein dickes schwarzes Rohr. Er kettete sie mit den Handschellen daran fest, ergriff dann ihre Füße und zog sie nach vorn, so daß sie aufrecht saß. Er kauerte nieder und band ihre Beine mit einem dünnen Seil zusammen - es dauerte ein paar Minuten, denn er hatte Lederhandschuhe an. Dann stand er auf, betrachtete sie eine Zeitlang, bückte sich und riß ihre Bluse auf. Er trat hinter sie, und sie keuchte, als sie seine Hände auf ihrer Schulter spürte, wie sie tasteten, ihre Schulterblätter abdrückten.

Sie weinte, flehte ihn stumm an.

Ahnte, was ihr bevorstand.

Die Hände schoben sich tiefer, an ihren Armen entlang, glitten über ihren Bauch. Aber er faßte ihr nicht an die Brüste. Nein, seine Finger, die wie Spinnenbeine über ihre Haut wanderten, schienen vielmehr ihre Rippen zu suchen. Er betastete und streichelte sie. T. J. erschauderte und versuchte sich loszureißen. Er hielt sie fest und betastete sie weiter, drückte zu, prüfte, inwieweit die Knochen nachgaben.

Er stand auf. Sie hörte, wie sich seine Schritte entfernten. Eine

ganze Zeitlang herrschte Stille, vom Ächzen der Klimaanlage und der Fahrstühle einmal abgesehen. Dann entfuhr ihr ein erschrecktes Schnauben, als sie unmittelbar hinter sich ein Geräusch hörte. Dann noch einmal. *Wuschsch. Wuschsch.* Sehr vertraut, aber sie konnte es nicht recht einordnen. Sie versuchte sich umzudrehen, wollte sehen, was er machte, aber es ging nicht. Was war das? Sie lauschte auf das rhythmische Geräusch, wieder und immer wieder. Und mit einemmal war ihr, als wäre sie wieder daheim bei ihrer Mutter.

Wuschsch. Wuschsch.

Samstag morgen in dem kleinen Bungalow in Bedford, Tennessee. Der einzige Tag, an dem ihre Mutter nicht arbeiten ging, und daher ihr Putztag. Wenn T. J. von der heißen Sonne geweckt wurde, kam sie immer gleich in die Küche gestolpert, um ihrer Mutter zu helfen. *Wuschsch.* Sie weinte beim Gedanken daran, horchte zugleich auf das Geräusch und fragte sich, wieso, um alles auf der Welt, er so sorgfältig und peinlich genau den Boden fegte.

Er sah ihnen am Gesicht an, wie überrascht sie waren und wie unwohl sie sich fühlten.

Was bei Polizisten, die bei der Mordkommission von New York City beschäftigt waren, eher selten vorkam.

Lon Sellitto und der junge Banks (Jerry, nicht Ernie) setzten sich auf zwei staubige, unbequeme Rattansessel, auf die Rhyme mit seinem verwuschelten Kopf gedeutet hatte.

Rhyme hatte sich erheblich verändert, seit Sellitto ihn zum letztenmal gesehen hatte, und der Detective konnte sein Erschrecken nur schwer verhehlen. Banks wußte nicht so recht, wie er das Bild, das sich ihm bot, beurteilen sollte, doch der Anblick schockierte ihn nichtsdestoweniger. Das verlotterte Zimmer, der ungepflegte Kerl, der sie argwöhnisch musterte. Und dann auch noch der Geruch - ein fauliger Gestank, der das Wesen umgab, das Lincoln Rhyme heute war.

Er bereute es zutiefst, daß er sie zu sich gelassen hatte.

»Warum hast du nicht vorher angerufen, Lon?«

»Weil du gesagt hättest, wir sollen nicht herkommen.«

Wohl wahr.

Thom kam die Treppe hoch, und Rhyme kam ihm zuvor: »Nein, Thom, du wirst nicht gebraucht.« Ihm war eingefallen, daß der junge Mann die Gäste immer fragte, ob sie etwas zu essen oder zu trinken wollten.

Verdammst, ganz die perfekte Gastgeberin.

Einen Moment lang herrschte Schweigen. Sellitto, groß, zerzaust, ein alter Hase mit über zwanzig Dienstjahren, warf einen Blick in einen Karton neben dem Bett und wollte etwas sagen. Als er die Pierwindeln für Erwachsene sah, verschlug es ihm die Sprache.

»Ich habe Ihr Buch gelesen, Sir«, sagte Jerry Banks, Der junge Mann hatte, was das Rasieren anging, kein gutes Händchen - jede Menge Schnitte. Und was für eine reizende Haartolle! Guter Gott, der konnte kaum älter als zwölf sein. Je mehr die Welt verwittert, dachte Rhyme, desto jünger wirken anscheinend ihre Bewohner.

»Welches?«

»Na ja, Ihr Handbuch über Tatortarbeit natürlich. Aber ich habe das mit den Abbildungen gemeint. Das, was vor zwei Jahren rausgekommen ist.«

»Da war auch Text drin. Genaugenommen sogar *hauptsächlich* Text. Haben Sie den gelesen?«

»Oh, na ja, sicher«, sagte Banks rasch.

Ein großer Stapel Restexemplare von *Tatorte* stand an einer Zimmerwand.

»Ich habe nicht gewußt, daß Sie und Lon befreundet sind«, fügte Banks hinzu.

»Ah, Lon hat also nicht das Jahrbuch gezückt? Ihnen die Bilder gezeigt? Die Ärmel hochgeschoben, auf seine Narben gedeutet und gesagt, diese Verletzungen habe ich erlitten, als ich mit Lincoln Rhyme zusammen war?«

Sellitto lächelte nicht. Tja, wenn er es darauf anlegte, konnte er

dafür sorgen, daß ihm das Grinsen gänzlich verging. Der ältere Detective wühlte in seinem Aktenkoffer. Was er da wohl drin hatte?

»Wie lange wart ihr zusammengespannt?« fragte Banks, um Konversation bemüht.

»Was für eine nette Formulierung!« sagte Rhyme. Und schaute auf die Uhr.

»Wir waren kein Gespann«, sagte Sellitto. »Ich war bei der Mordkommission, er war Chef der IRD.«

»Oh.« Banks war jetzt noch mehr beeindruckt. Die Leitung des Kriminaldezernats, der IRD, war einer der angesehensten Posten bei der New Yorker Polizei.

»Jawohl«, sagte Rhyme und schaute aus dem Fenster, als könnte sein Arzt auf einem Falken einreiten, »Die zwei Musketiere.«

»Sieben Jahre haben wir ab und an zusammengearbeitet«, sagte Sellitto geduldig, was Rhyme auf die Palme brachte.

»Und schöne Jahre waren das«, tönte er.

Entweder entging Sellitto der spöttische Unterton, oder aber er achtete nur nicht darauf. »Wir haben ein Problem, Lincoln«, sagte er. »Wir brauchen ein bißchen Hilfe.«

Rums. Der Papierstapel landete auf dem Nachttisch.

»Ein bißchen Hilfe?« Rhyme lachte laut auf, hauptsächlich durch die schmale Nase, die Blaine immer für das Werk eines phantasievollen Schönheitschirurgen gehalten hatte, was nicht stimmte. Sie war auch der Meinung gewesen, seine Lippen seien zu vollkommen (eine Narbe könnte nichts schaden, hatte sie einst im Scherz gesagt, und einmal hätte sie ihm im Streit fast eine zugefügt). Und warum, so fragte ersieh, habe ich heute ständig ihr verlockendes Bild vor Augen? Er hatte beim Aufwachen an seine Exgemahlin gedacht und sich prompt genötigt gefühlt, ihr einen Brief zu schreiben, der in diesem Moment am Bildschirm des Computers stand. Jetzt speicherte er das Dokument ab. Alle schwiegen, während er mit einem Finger die Befehle eingab.

»Lincoln?« fragte Sellitto.

»Ja, Sir. Ein bißchen Hilfe. Von mir. Ich hab's vernommen.«

Banks lächelte nach wie vor, obwohl es keinerlei Anlaß dazu gab, und rutschte unbehaglich auf dem Stuhl hin und her.

»Ich habe einen Termin. In, nun ja... jeden Moment«, sagte Rhyme.

»Einen Termin.«

»Einen Arzttermin.«

»Wirklich?« fragte Banks, vermutlich um dem Schweigen zuvorzukommen, das erneut einzukehren drohte.

Sellitto, der nicht recht wußte, in welche Richtung das Gespräch eigentlich lief, fragte: »Und wie ist es dir so ergangen?«

Banks und Sellitto hatten sich bei ihrer Ankunft nicht nach seinem Befinden erkundigt. Diese Frage verkniffen sich die Leute für gewöhnlich, wenn sie Lincoln Rhyme sahen. Allzu verzwickt drohte die Antwort auszufallen, und unerfreulich war sie ganz sicherlich.

»Mir geht's gut, danke«, sagte er nur. »Und was ist mit dir? Und Betty?«

»Wir haben uns scheiden lassen«, sagte Sellitto rasch.

»Wirklich?«

»Sie hat das Haus gekriegt und ich ein halbes Kind.« Der bullige Polizist sagte es so gezwungen fröhlich, als hätte er den Spruch schon öfter gebracht, und Rhyme vermutete, daß hinter dieser Trennung eine schmerzliche Geschichte steckte. Eine Geschichte, die er nicht hören wollte. Dennoch war er nicht überrascht, daß die Ehe in die Brüche gegangen war. Sellitto war ein Arbeitstier. Er war einer von rund hundert Detectives Ersten Grades, und zwar schon seit vielen Jahren - man hatte ihm diesen Rang verliehen, als man ihn noch für besondere Verdienste bekam und nicht aufgrund der Dienstjahre. Er hatte nahezu achtzig Stunden die Woche gearbeitet. Rhyme hatte nicht einmal gewußt, daß er verheiratet war, als sie zum erstenmal ein paar Monate lang zusammengearbeitet hatten.

»Wo wohnst du jetzt?« fragte Rhyme, der darauf hoffte, daß ihnen die Lust auf alles weitere verging, wenn er über private Angelegenheiten plauderte, und er sie auf diese Weise abwimmeln konnte.

»Brooklyn Heights. Manchmal geh' ich zu Fuß zur Arbeit. Weißt du noch, wie ich ständig irgendwelche Fastenkuren gemacht habe? Fasten bringt gar nichts. Fit muß man sich halten.«

Er wirkte weder dicker noch dünner als vor dreieinhalb Jahren. Oder vor fünfzehn Jahren.

»Ein Arzt also«, sagte Banks, der ewige Student, »haben Sie gesagt. Wegen einer ...«

»Einer neuen Behandlungsmethode?« beendete Rhyme die unvollständige Frage. »Genau.«

»Viel Glück.«

»Danke vielmals.«

Es war 11 Uhr 36. Der Vormittag war eindeutig vorbei. Säumigkeit ist bei einem Mediziner unverzeihlich.

Er sah, wie Banks zweimal seine Beine betrachtete. Er ertappte den pickligen Jüngling noch einmal dabei und war nicht weiter überrascht, als er erröhte,

»Daher«, sagte Rhyme, »habe ich leider keine Zeit, euch zu helfen.«

»Aber noch ist er nicht da, der Doktor, oder?« fragte Lon Sellitto im gleichen unnachgiebigen Tonfall, mit dem er für gewöhnlich die Ausflüchte von Verdächtigen zerfleckte.

Thom tauchte mit einer Kaffeekanne unter der Tür auf.

Pfeife, murmelte Rhyme tonlos.

»Lincoln hat vergessen, den Herrschaften etwas anzubieten.«

»Thom behandelt mich wie ein Kind.«

»Wem das Pantöffelchen paßt«, entgegnete Thom.

»Na schön«, blaffte Rhyme. »Nehmt euch Kaffee. Ich trinke derweil einen Schluck Muttermilch.«

»Zu früh«, sagte Thom. »Die Bar hat noch nicht geöffnet.« Und wacker hielt er Rhymes finsterer Miene stand.

Wieder ließ Banks den Blick über Rhymes Körper schweifen. Vielleicht hatte er nichts als Haut und Knochen erwartet. Doch der Muskel schwund hatte nicht lange nach dem Unfall aufgehört, und sein erster Physiotherapeut hatte bis zur Erschöpfung Gymnastik mit

ihm getrieben. Auch Thom, der manchmal zwar eine Pfeife sein möchte und sich mitunter wie eine alte Glucke aufführte, war ein verdammt guter Physiotherapeut. Jeden Tag unterzog er Rhyme einem passiven reziproken Bewegungsprogramm. Prüfte sorgfältig die Krampfneigung der Muskulatur, während er mit Armen und Beinen in steter Abfolge Abdunktions- und Adduktionsübungen durchführte. Das reziproke Durchbewegen wirkte keine Wunder, aber es baute einen gewissen Tonus auf, half unwillkürliche Muskelkontraktionen unterbinden und sorgte für eine gute Durchblutung. Für jemanden, dessen Muskeltätigkeit seit dreieinhalb Jahren auf Schulter, Kopf und linken Ringfinger beschränkt war, war Lincoln Rhyme gar nicht so schlecht in Form.

Der junge Detective konnte sich nur mühsam von dem schwarzen Kasten losreißen, einem komplizierten elektronischen Steuerpult, das neben Rhymes Ringfinger stand und an ein weiteres Gerät angegeschlossen war, von dem aus allerlei Kabel und Leitungen zu einem Computer und einer Schalttafel an der Wand führten.

Kabel, so hatte ein Therapeut Rhyme vor langer Zeit erklärt, sind für einen Querschnittsgelähmten der Inbegriff des Lebens. Jedenfalls bei den Reichen. Den Glücklichen.

»Heute morgen gab es an der West Side einen Mord«, sagte Sellitto.

»Wir haben Hinweise erhalten, wonach letzten Monat einige obdachlose Männer und Frauen verschwunden sind«, sagte Banks. »Zuerst dachten wir, es handle sich möglicherweise um einen von ihnen. Aber dem war nicht so«, fügte er theatralisch hinzu. »Das Opfer ist einer dieser Leute von gestern nacht.«

Mit ausdrucksloser Miene schaute Rhyme den jungen Mann mit dem verunstalteten Gesicht an. »Dieser Leute?«

»Er sieht sich keine Nachrichten an«, sagte Thom. »Falls Sie von der Entführung sprechen - er hat nichts davon mitbekommen.«

»Du schaust dir die Nachrichten nicht an?« Sellitto lachte. »Du warst doch der Spinner, der täglich vier Zeitungen gelesen und die Lokalnachrichten aufgezeichnet hat, damit er sie angucken kann,

wenn er nach Hause kommt. Blaine hat mir erzählt, daß du sie eines Nachts mal mit irgendeiner Nachrichtentante verwechselt hast, als ihr miteinander geschlafen habt.«

»Ich lese jetzt nur noch Literatur«, sagte Rhyme großspurig. Was nicht stimmte.

»Literatur, das sind Nachrichten, die aktuell bleiben«, ergänzte Thom.

Rhyme beachtete ihn nicht.

»Ein Mann und eine Frau, die von einer Geschäftsreise an die Küste heimkamen«, sagte Sellitto. »Sind am JFK in ein Taxi gestiegen. Nie zu Hause angekommen.«

»Gegen halb zwölf ging eine Meldung ein. Das Taxi wurde in Queens auf der Stadtautobahn gesehen. Männlicher und weiblicher Fahrgast, beide weiß, auf dem Rücksitz. Sah so aus, als wollten sie das Fenster einschlagen. Haben an die Scheibe gehämmert. Keinerlei Hinweis auf Nummernschild oder Taxiplakette.«

»Dieser Zeuge - der das Taxi gesehen hat. Konnte der den Fahrer erkennen?«

»Nein.«

»Was ist mit dem weiblichen Fahrgast?«

»Keine Spur von ihr.«

Elf Uhr einundvierzig. Rhyme war stinksauer auf Dr. William Berger. »Scheußliche Geschichte«, murmelte er geistesabwesend.

Sellitto atmete lang und lautstark aus.

»Nur zu, nur zu«, sagte Rhyme.

»Er hatte ihren Ring an«, sagte Banks.

»Wer hatte *was* an?«

»Das Opfer. Man hat ihn heute morgen gefunden. Er trug den Ring der Frau. Des anderen Fahrgasts.«

»Seid ihr sicher, daß es ihrer ist?«

»Ihre Initialen waren innen eingraviert.«

»Dann habt ihr es also mit einem UT zu tun«, fuhr Rhyme fort, »der euch mitteilen will, daß er die Frau hat und daß sie noch lebt.«

»Was ist ein UT?« fragte Thom.

Als Rhyme ihn nicht beachtete, sagte Sellitto: »Ein unbekannter Täter.«

»Aber wissen Sie auch, wie er's geschafft hat, daß er paßt?« fragte Banks, der für Rhymes Geschmack die Augen etwas zu weit aufriß.

»Ihr Ring?«

»Keine Ahnung.«

»Er hat dem Typen das Fleisch vom Finger geschnitten. Ganz und gar. Bis auf den Knochen.«

Rhyme lächelte leicht, »Ah, er ist schlau, nicht wahr?«

»Wieso ist das schlau?«

»Weil er dafür gesorgt hat, daß niemand vorbeikommt und den Ring nimmt. Er war voller Blut, stimmt's?«

»Total besudelt.«

»Dann ist der Ring also zunächst mal schwer zu sehen. Zudem läuft man Gefahr, sich Aids oder Hepatitis zu holen. Selbst wenn ihn jemand bemerkt haben sollte, hätten die meisten Menschen die Finger davon gelassen. Wie heißt sie, Lon?«

Der ältere Detective nickte seinem Partner zu, worauf dieser sein Notizbuch aufschlug.

»Tammie Jean Colfax. Hört auf die Kurzform T. J. Achtundzwanzig. Arbeitet bei Morgan Stanley.«

Rhyme stellte fest, daß Banks ebenfalls einen Ring trug. Eine Art Schulring. Der Junge war zu smart, der hatte nicht nur Highschool und Polizeiakademie hinter sich. Nichts deutete auf Militärdienst hin. Würde mich nicht wundern, wenn das Schmuckstück den Namen Yale trägt. Ein Detective der Mordkommission? Was sollte aus dieser Welt noch werden?

Der junge Cop hielt die Kaffeetasse mit beiden Händen, die ab und zu zitterten. Rhyme tippte mit dem Ringfinger kurz die elektronische Steuerkonsole von Everett & Jennings an, an der seine linke Hand festgeschnallt war, klickte etliche Befehle an und stellte die Klimaanlage niedriger. Für gewöhnlich benutzte er das Steuerpult nicht

für Belanglosigkeiten wie Heizung und Klimaanlage; er sparte sie für die wirklich notwendigen Dinge auf, das Licht zum Beispiel, den Computer und sein Umblättergerät. Aber wenn es zu kalt im Zimmer wurde, lief seine Nase. Und das war eine elende Quälerei für einen Gelähmten.

»Lösegeldforderung?« fragte Rhyme.

»Nichts.«

»Du bearbeitest den Fall?« fragte Rhyme Sellitto.

»Unter der Leitung von Jim Polling. Ja, Und wir möchten, daß du dir den Tatortbefundbericht mal *zu* Gemüte führst.«

Wieder das Lachen. »Ich? Ich habe mir seit drei Jahren keinen Tatortbefundbericht mehr angesehen. Was könnte ich euch schon sagen?«

»Du könntest uns tausenderlei sagen, Linc.«

»Wer ist derzeit Chef der IRD?«

»Vince Peretti.«

»Das Abgeordnetensöhnchen.« Rhyme erinnerte sich. »Soll der ihn sich doch zu Gemüte führen.«

Ein kurzes Zögern. »Uns wär's lieber, wenn du es machst.«

»Wer ist wir?«

»Der Chef. Meine Wenigkeit.«

»Und wie?«, fragte Rhyme lächelnd wie ein Schulmädchen, »steht Captain Peretti zu diesem Mißtrauensvotum?«

Sellitto stand auf und ging durch das Zimmer, blickte auf die Zeitschriftenstapel. Die *Forensic Science Review*. Der Katalog von Harding & Boyle, einer Firma für Laborausrüstung. *The New Scotland Yard Forensic Investigation Annual*. Das *American College of Forensic Examiners Journal*. Der *Report of the American Society of Crime Lab Directors, Forensics* von der CRC Press. *Das Journal of the International Institute of Forensic Science*. Lauter Fachliteratur über Forensik, Kriminalistik und neueste Ermittlungsmethoden.

»Schau sie dir an«, sagte Rhyme. »Die Abonnements sind seit Ewigkeiten abgelaufen. Und sie sind völlig eingestaubt.«

»Hier drin ist alles verdammt eingestaubt, Linc. Warum schwingst du deinen faulen Arsch nicht hoch und räumst den Saustall endlich auf?«

Banks war sichtlich erschrocken. Rhyme prustete laut los - ein befremdliches Gefühl. Er war weniger zugeknöpft. Seine Gereiztheit war Belustigung gewichen. Einen Moment lang bedauerte er sogar, daß er und Sellitto sich aus den Augen verloren hatten. Dann verkniff er sich die sentimental Anwandlungen. »Ich kann euch nicht helfen. Tut mir leid«, brummte er.

»Wir haben die Friedenskonferenz, die am Montag anfängt. Wir-«

»Was für eine Konferenz?«

»Von der UNO. Botschafter, Staatsoberhäupter. Zehntausend Würdenträger werden in der Stadt erwartet. **Hast** du von der Sache in London gehört, vor zwei Tagen?«

»Sache?« wiederholte Rhyme in ätzendem Tonfall.

»Jemand hat versucht, eine Bombe in dem Hotel zu legen, in dem die UNESCO getagt hat. Der Bürgermeister hat einen Höllenschiß, daß jemand einen Anschlag auf die hiesige Konferenz vertüben könnte. Er will keine bösen Schlagzeilen in der *Post*.«

»Und nun kommt auch noch erschwerend hinzu«, fuhr Rhyme unerbittlich fort, »daß Miss Tammie Jean ihre Heimkehr möglicherweise alles andere als angenehm fand.«

»Jerry, erzähl ihm ein paar Einzelheiten. Mach ihm den Mund wäßrig.«

Banks wandte den Blick von Rhymes Beinen ab und musterte das Bett, das - wie Rhyme bereitwillig zugeben mußte, auch weitaus interessanter war. Vor allem, was die Bedienung anging. Es sah aus wie ein Teil aus einer Raumfähre und kostete auch in etwa soviel. »Zehn Stunden nach dem Kidnapping finden wir den männlichen Fahrgäst - John Ulbrecht - angeschossen und lebendig begraben auf dem Bahnkörper nahe der Siebenunddreißigsten Straße, Ecke Eleventh Avenue. Na ja, als wir ihn gefunden haben, war er tot. Er ist aber le-

bendig begraben worden. Eine .32er Kugel.« Banks blickte auf und fügte hinzu: »Der Honda Accord unter den Geschossen.«

Womit er ausdrücken wollte, daß spitzfindige Rückschlüsse auf den Täter aufgrund exotischer Waffen nicht möglich waren. Dieser Banks scheint mir ein fixer Kerl zu sein, dachte Rhyme, der lediglich unter seiner Jugend leidet, aber da wächst er noch raus. Lincoln Rhyme war der Ansicht, daß er selbst niemals jung gewesen war.

»Spuren am Geschoß?« fragte Rhyme.

»Sechs Felder, Linksdraill.«

»Dann hat er also einen Colt«, sagte Rhyme und warf noch einmal einen Blick auf die schematische Darstellung des Tatorts.

»Sie haben >er< gesagt«, fuhr der junge Detective fort. »Eigentlich müßte es >sie< heißen.«

»Was?«

»Die Unbekannten. Sie sind zu zweit. Wir haben zweierlei Fußspuren zwischen dem Grab und dem Fuß der eisernen Leiter gefunden, die zur Straße hinaufführt«, sagte Banks und deutete auf das Tatortdiagramm.

»Fingerabdrücke an der Leiter?«

»Nein, Sie wurde abgewischt. Haben ganze Arbeit geleistet. Die Fußspuren führen zum Grab und wieder zurück zur Leiter. Jedenfalls müssen es zwei gewesen sein, sonst hätten sie das Opfer nicht schleppen können. Es war über zwei Zentner schwer. Einer allein hätte das nicht geschafft.«

»Fahren Sie fort.«

»Sie haben ihn zu dem Grab gebracht, reingeworfen, angeschossen und verbuddelt, sind zu der Leiter zurück, raufgeklettert und verschwunden.«

»Im Grab angeschossen?« erkundigte sich Rhyme.

»Jawohl. Nirgendwo war eine Blutspur, weder in der Umgebung der Leiter noch auf dem Weg zum Grab.«

Rhyme stellte fest, daß ihn der Fall zumindest ein bißchen interessierte. Doch er sagte: »Und wozu braucht ihr mich?«

Grinsend bleckte Sellitto die gelben Zähne. »Wir stehen vor einem Rätsel, Linc. Jede Menge Spuren, die hinten und vorne keinen Sinn ergeben.«

»Na und?« Es kam höchst selten vor, daß sämtliche am Tatort aufgefundenen Spuren auf Anhieb einen Sinn ergaben.

»Nee, das ist eine ganz vertrackte Kiste. Lies den Bericht, Bitte. Ich lass' ihn dir hier. Wie funktioniert das Ding?« Sellitto schaute zu Thom, der den Bericht in das Umblättergerät einlegte.

»Ich habe keine Zeit, Lon«, protestierte Rhyme.

»Das ist keine schlechte Vorrichtung«, warf Banks ein, während er auf das Gerät schaute. Rhyme antwortete nicht. Er warf einen Blick auf die erste Seite, dann las er sie genau durch. Bewegte den Ringfinger genau einen Millimeter weit nach links. Ein Gummistab blätterte die Seite um.

Er las. Dachte dabei: Na, das ist aber komisch.

»Wer war am Tatort zuständig?«

»Peretti persönlich. Als er hörte, daß es sich bei dem Opfer um einen der beiden Fahrgäste aus dem Taxi handelt, ist er hin und hat die Sache übernommen.«

Rhyme las weiter. Etwa eine Minute lang faszinierte ihn die nüchternen Sprache des Polizeiberichts. Dann schellte die Türglocke, und sein Herz schlug jählings einen Takt schneller. Er warf Thom einen Blick zu. Einen kalten Blick, mit dem er ihm klarmachte, daß er keine Zeit mehr für albernes Geplänkel hatte. Thom nickte und ging augenblicklich nach unten.

Lincoln Rhyme tilgte jeglichen Gedanken an Taxifahrer, Spuren und entführte Banker aus seinem Kopf.

»Es ist Dr. Berger«, meldete Thom über die Gegensprechanlage.

Endlich. Zu guter Letzt.

»Nun, tut mir leid, Lon. Ich muß dich jetzt bitten zu gehen. War schön, dich mal wieder zu sehen.« Ein Lächeln. »Interessanter Fall, diese Sache da.«

Sellitto zögerte einen Moment, dann erhob er sich. »Aber du liest

dir doch den Bericht durch, Lincoln? Sagst uns, was du davon hältst?«

»Na klar«, sagte Rhyme und ließ den Kopf in das Kissen sinken. Querschnittsgelähmte wie Lincoln Rhyme, deren Kopf und Hals voll beweglich waren, konnten allein mit dem Kopf ein gutes Dutzend Steuerelemente bedienen. Doch Rhyme mochte sich keine Apparaturen umschnallen lassen. Ihm waren so wenige Sinnesfreuden verblieben, daß er nicht auf das Wohlgefühl verzichten wollte, das er jedesmal genoß, wenn er den Kopf in sein Kissen kuscheln konnte, das immerhin stattliche zweihundert Dollar gekostet hatte. Der Besuch hatte ihn ermüdet. Noch nicht mal Mittag, und er wollte nichts weiter als schlafen. Seine Nackenmuskeln schmerzten.

Sellitto und Banks waren bereits an der Tür, als Rhyme sagte: »Einen Moment, Lon.«

Der Detective drehte sich um.

»Eins solltest du noch wissen. Bislang habt ihr nur den Fundort entdeckt. Aber es kommt auf den eigentlichen Tatort an - seinen Unterschlupf, den Ort, an dem er sich aufhält. Und den zu finden dürfte verdammt schwer werden.«

»Wie kommst du darauf, daß es noch einen anderen Tatort gibt?«

»Weil er das Opfer nicht im Grab angeschossen hat. Das hat er in seinem Unterschlupf getan - am eigentlichen Tatort. Und dort hält er wahrscheinlich auch die Frau fest. Vermutlich in einem unterirdischen Gelaß oder in einer abgelegenen Gegend. Vielleicht auch beides ... Weil er nämlich, mein lieber Banks« - Rhyme nahm dem jungen Detective das Wort aus dem Mund -, »nicht riskieren würde, auf jemand zu schießen, geschweige denn, eine Gefangene festzuhalten, wenn es sich nicht um einen verschwiegenen und abgelegenen Ort handelte.«

»Vielleicht hat er einen Schalldämpfer benutzt.«

»Auf dem Geschoß wurden keinerlei Spuren von Dämpfmaterialien festgestellt, weder Gummi noch Baumwolle«, versetzte Rhyme,

»Aber wie kann es denn angehen, daß der Mann dort angeschos-

sen wurde?« konterte Vanks. »Ich meine, es gab keinerlei Blutspritzer am Fundort.«

»Ich vermute, daß er dem Opfer ins Gesicht geschossen hat«, erklärte Rhyme.

»Ach«, antwortete Banks, der ihn jetzt dämlich lächelnd angaffte.
»Woher wissen Sie das?«

»Ein sehr schmerzhafter Schuß; man ist zu keiner Gegenwehr mehr fähig, und bei einem .32er fließt nur wenig Blut. Selten tödlich, wenn das Gehirn nicht getroffen wird. Und in diesem Zustand konnte der Unbekannte sein Opfer nach Belieben herumführen. Ich sagte der Unbekannte, Singular, weil es nämlich nur einer war.«

Eine kurze Pause. »Aber... wir haben zwei verschiedene Fußspuren.« Banks flüsterte beinahe, so als entschärfe er gerade den Zünder einer Landmine.

Rhyme seufzte. »Das Sohlenmuster ist identisch. Sie wurden von ein und demselben Mann hinterlassen, der die Strecke zweimal gegangen ist. Um uns zum Narren zu halten. Außerdem sind die nach Norden führenden Abdrücke genauso tief wie die in Richtung Süden. Was nicht sein kann, wenn er auf dem Hinweg eine zwei Zentner schwere Last getragen hat, nicht aber auf dem Rückweg. War das Opfer barfuß?«

Banks blätterte in seinen Notizen. »In Socken.«

»Na schön, dann haben wir es mit einem schlauen Täter zu tun, der die Schuhe des Opfers angezogen hat und damit einmal zur Leiter und zurück spaziert ist.«

»Wenn er nicht die Leiter hinabgestiegen ist, wie ist er dann zu dem Grab gekommen?«

»Er hat den Mann auf dem Gleis entlanggeführt. Vermutlich kam er von Norden.«

»In beiden Richtungen gibt's kilometerweit keine anderen Leitern, über die man auf das Bahngelände gelangen könnte.«

»Aber es gibt unterirdische Gänge, die parallel zu den Gleisen verlaufen«, fuhr Rhyme fort. »Und die wiederum sind teilweise von den

Kellern der alten Lagerhäuser an der Eleventh Avenue aus zugänglich. Ein Gangster - ein gewisser Owney Madden - ließ sie während der Prohibition graben, damit er seinen schwarz, gebrannten Whiskey klammheimlich per Eisenbahn von New York aus nach Albany und Bridgeport verfrachten konnte.«

»Aber wieso hat er das Opfer dann nicht in der Nähe eines dieser Gänge vergraben? Warum schleppst er den Typ bis kurz vor den Eisenbahntunnel und riskiert dabei, daß ihn eventuell jemand sieht?«

Rhyme reagierte unwirsch. »Sie verstehen doch, was er uns mitteilen will, nicht wahr?«

Banks wollte etwas sagen, schüttelte dann aber nur den Kopf.

»Er mußte die Leiche an eine Stelle bringen, wo man sie sieht«, sagte Rhyme. »Jemand mußte sie finden. Deswegen ließ er die linke Hand in die Luft ragen. Er winkt uns gewissermaßen zu. Will auf sich aufmerksam machen. So leid es mir tut, aber ihr habt es vermutlich nur mit einem Täter zu tun, doch der ist schlau genug für zwei. Irgendwo in der Nähe gibt es bestimmt einen Zugang zu einem Tunnel. Steigt da runter und sucht nach Spuren. Fingerabdrücke werdet ihr mit Sicherheit nicht entdecken. Aber ihr müßt es trotzdem tun. Die Presse, ihr wißt schon. Wenn die Geschichte erst mal rauskommt ... Nun denn, viel Glück, meine Herren. Und jetzt müßt ihr mich entschuldigen. Lon?«

»Ja?«

»Vergeßt den eigentlichen Tatort nicht. Egal, was passiert, ihr müßt ihn finden. Und zwar schnell.«

»Danke, Linc. Lies doch mal den Bericht durch.«

»Natürlich«, sagte Rhyme und stellte fest, daß sie ihm glaubten. Vorbehaltlos.

DREI

Er hatte die besten Manieren, die Rhyme jemals bei einem Besuch an seinem Krankenbett erlebt hatte. Und wenn jemand Erfahrung mit so etwas hatte, dann war es Lincoln Rhyme. Er hatte einmal nachgerechnet, daß er in den letzten dreieinhalb Jahren achtundsiebzig approbierte Ärzte zu Gesicht bekommen hatte.

»Hübsche Aussicht«, sagte Dr. Berger mit einem Blick aus dem Fenster.

»Wunderschön. Nicht wahr?«

Doch wegen der Höhe des Bettes konnte Rhyme nichts als die schwüle Dunstglocke über dem Central Park sehen. Das - und die Vögel - war im wesentlichen der Ausblick, den er genoß, seit er vor zweieinhalb Jahren aus der letzten Rehaklinik hierhergezogen war. Meistens ließ er die Vorhänge zugezogen.

Thom war damit beschäftigt, ihn hin und her zu rollen - dadurch blieb seine Lunge frei - und ihm danach einen Blasenkatheter zu legen, was alle fünf, sechs Stunden gemacht werden mußte. Nach einer Rückenmarkverletzung erschlaffen die Schließmuskeln entweder, oder sie verkrampfen sich. Rhyme hatte das Glück, daß seine dicht-hielten - Glück freilich nur unter der Voraussetzung, daß jemand da war, der die widerspenstige kleine Röhre viermal am Tag mit Hilfe eines Katheters und etwas Vaseline öffnete.

Ungerührt verfolgte Dr. Berger die Prozedur, und Rhyme störte sich nicht an diesem Eindringen in seine Intimsphäre. Schamgefühl ist mit das erste, was man als Krüppel überwindet. Manchmal macht sich das Pflegepersonal zwar die Mühe, einen Sichtschutz aufzustel-

len, versucht den Körper beim Waschen, bei der Notdurft oder beim Untersuchen zumindest halbwegs zu verhüllen, doch die wirklich Schwerbehinderten, die echten Krüppel scheren sich nicht darum. In Rhymes erster Rehaklinik war es beispielsweise üblich, daß sämtliche Patienten auf der Station sich mit ihren Rollstühlen zum Bett eines Schicksalsgenossen begaben, der am Vorabend eine Party besucht oder anderweitig Ausgang gehabt hatte, und sich davon überzeugten, wieviel Urin er ausschied, denn das war der Gradmesser dafür, wie erfolgreich das Unternehmen gewesen war. Rhyme erntete einmal die grenzenlose Bewunderung seiner Zimmengenossen, als man bei ihm atemberaubende 1430 Kubikzentimeter maß.

»Schauen Sie mal zum Fenstersims, Doktor«, sagte er zu Berger.

»Ich habe meine persönlichen Schutzengel.«

»Je nun. Falken?«

»Wanderfalken. Normalerweise nisten sie hoher. Ich weiß nicht, warum sie sich bei mir häuslich niedergelassen haben.«

Berger warf einen Blick auf die Vögel, wandte sich dann vom Fenster ab und ließ den Vorhang wieder zufallen. Die Vogel interessierten ihn nicht. Er war nicht besonders groß, wirkte aber ziemlich fit - ein Läufer, vermutete Rhyme. Er mochte etwa Ende Vierzig sein, hatte aber volles, schwarzes Haar ohne eine einzige graue Strähne, und vom Aussehen her konnte er mit jedem Nachrichtenmoderator mithalten.

»Das ist ja ein tolles Bett.«

»Gefällt es Ihnen?«

Das Bett war ein Cliniltron, ein riesiger rechteckiger Klotz. Es war ein luftgelagertes Stützbett, das fast eine Tonne silikonbeschichteter Glaskugeln enthielt. Die Druckluft strömte zwischen den Kugeln hindurch, die Rhymes Körper Halt gaben. Wenn er etwas hätte spüren können, hätte es sich angefühlt, als triebe er im Wasser.

Berger trank einen Schluck Kaffee, den Thom auf Rhymes Geheiß hin geholt hatte, wobei er die Augen verdreht und geflüstert hatte: »Na, wir sind ja auf einmal gesellig!«, ehe er sich zurückzog.

»Sie waren Polizist?« fragte der Arzt Rhyme. »Jedenfalls haben Sie mir das mitgeteilt.«

»Ja. Leiter des Kriminaldezernats bei der New Yorker Polizei.«

»Haben Sie eine Schußverletzung erlitten?«

»Nee. Ich habe einen Tatort untersucht. Ein paar Arbeiter haben auf einer U-Bahnbaustelle eine Leiche gefunden. Es war ein junger Streifenpolizist, der sechs Monate zuvor verschwunden war - wir hatten es damals mit einem Serienmörder zu tun, der Polizisten erschoß. Man bat mich, den Fall persönlich zu bearbeiten, und als ich mich vor Ort umsah, brach ein Stützbalken zusammen. Ich war etwa vier Stunden lang verschüttet.«

»Jemand hatte es tatsächlich auf Polizisten abgesehen?«

»Hat drei getötet und einen vierten verletzt. Der Täter war selbst Polizist. Dan Shepherd. Ein Sergeant im Streifendienst.«

Berger warf einen Blick auf die rosa Narbe an Rhymes Hals. Das eindeutige Kennzeichen einer Tetraplegie, einer Lähmung aller vier Gliedmaßen - der Einschnitt, durch den der Schlauch zur künstlichen Beatmung eingeführt wird, der nach dem Unfall monatelang in der Kehle verbleibt. Manchmal jahrelang, mitunter für immer. Doch dank seiner Roßnatur und des gigantischen Einsatzes seiner Therapeuten konnte Rhyme von der künstlichen Beatmung entwöhnt werden. Seine Lunge war jetzt so gut, daß er überzeugt davon war, es fünf Minuten unter Wasser aushalten zu können.

»Eine Halswirbelverletzung also.«

»C4.«

»Ah ja.«

C 4 ist der kritische Bereich bei einer Rückenmarkverletzung. Eine Schädigung des Rückenmarks oberhalb des vierten Halswirbels hätte ihn durchaus das Leben kosten können. Wäre das Rückgrat unterhalb des vierten Halswirbels in Mitleidenschaft gezogen worden, hätte er Arme und Hände irgendwann zumindest wieder teilweise gebrauchen können, wenn auch nicht die Beine. Bei einer Verletzung des berüchtigten vierten Halswirbels blieb er zwar am Leben, war

aber völlig gelähmt. Er konnte weder Arme noch Beine gebrauchen. Bauch- und Interkostalmuskulatur waren so gut wie nicht mehr vorhanden, so daß er hauptsächlich mittels des Zwerchfells atmete. Kopf und Hals konnte er bewegen, die Schultern ein bißchen. Und er hatte auch noch Glück, denn der herabstürzende Balken hatte einen einzigen, winzigen Nervenstrang verschont. Wodurch er den Ringfinger der linken Hand bewegen konnte.

Rhyme ersparte dem Arzt die Schauergeschichten, die er im ersten Jahr nach dem Unfall durchgemacht hatte. Die monatelange Schädeltraktion - dabei bohrt man Löcher in den Kopf, bringt Zangen an und strafft damit das Rückgrat. Dazu die zwölf Wochen im Heilgenschein - eine Plastikstütze am Kinn und ein Stahlgestell um den Kopf, damit man den Nacken nicht bewegt. Ein Jahr lang das große künstliche Beatmungsgerät, damit seine Lunge nicht versagte, dann die Stimulation der Zwerchfellnerven. Die Katheter. Die Operationen. Die Darmverschlüsse aufgrund der Lähmung, die streßbedingten Magengeschwüre, die Hypotension und die Bradykardie, wenn der Blutdruck wegsackte und der Herzschlag langsamer wurde, dazu die Geschwüre, die sich an den wundgelegenen Stellen bildeten, die Krämpfe, als das Muskelgewebe schrumpfte, die Angst, der kostbare linke Finger könnte dadurch unbeweglich werden, die wahnwitzigen Phantomschmerzen - ein Brennen und Ziehen in den Gliedmaßen, in denen er keinerlei Gefühl mehr hatte.

Vom jüngsten Zipperlein berichtete er Berger jedoch: »Dysregulation des autonomen Nervensystems.«

Die Beschwerden waren in letzter Zeit immer häufiger aufgetreten. Herzklopfen, viel zu hoher Blutdruck, rasende Kopfschmerzen. Eine simple Verstopfung konnte so etwas auslösen. Und man könne nichts dagegen tun, erklärte er, außer jegliche Aufregung und körperliche Anspannung zu vermeiden.

Rhymes Rückenmarkspezialist, Dr. Peter Taylor, hatte sich Sorgen ob der Häufigkeit dieser Anfälle gemacht. Der letzte - vor einem Monat - war so heftig gewesen, daß Taylor Thom erklärt hatte, wel-

che Notfallmaßnahmen er ergreifen müsse, bevor der ärztliche Beistand eintraf. Außerdem hatte er darauf bestanden, daß der Adlatus die Nummer des Arztes im Telefon speicherte, damit er ihn jederzeit per Kurzwahltafel erreichen konnte. Taylor hatte darauf hingewiesen, daß derartige Beschwerden schlimmstenfalls zu einem Herzinfarkt oder Schlaganfall führen könnten.

Berger hörte sich das alles mit einem gewissen Mitgefühl an, dann sagte er: »Bevor ich zu meinem derzeitigen Fachgebiet kam, war ich Spezialist für geriatrische Orthopädie. Hauptsächlich künstliche Hüften und andere Gelenke. Von Neurologie verstehe ich nicht viel. Besteht eine Chance auf Genesung?«

»Null, der Zustand ist irreparabel«, sagte Rhyme, vielleicht eine Idee zu schnell. »Sie verstehen doch, worum es mir geht«, fügte er hinzu, »nicht wahr, Doktor?«

»Ich glaube ja. Aber ich möchte es gern von Ihnen hören.«

Rhyme schüttelte seinen widerspenstigen Haarschopf zurück und sagte: »Jeder Mensch hat das Recht, seinem Leben ein Ende zu setzen,«

»Ich glaube, da würde ich widersprechen. In den meisten Gesellschaften mag man zwar die Möglichkeit dazu haben, nicht aber ein Recht darauf. Das ist ein Unterschied.«

Rhyme lachte bitter auf. »Ich bin kein großer Philosoph. Aber ich habe nicht einmal die Möglichkeit. Deswegen brauche ich Sie.«

Lincoln Rhyme hatte vier Ärzte darum gebeten, ihn zu töten. Alle hatten sich geweigert. Na schön, hatte er gesagt, dann mache ich's eben selbst, und hatte einfach nichts mehr gegessen. Doch dieses langsame Verhungern war die reinste Quälerei gewesen. Er hatte unter heftiger Übelkeit gelitten und war von unerträglichen Kopfschmerzen geplagt worden. Er hatte nicht mehr schlafen können. Folglich hatte er es aufgegeben und Thom im Laufe eines ungeheuer peinlichen Gesprächs gebeten, ihn zu töten. Der junge Mann war in Tränen ausgebrochen - es war das einzige Mal, daß er derart viel Gefühl gezeigt hatte - und hatte gesagt, er wünschte, er könne es. Er sei bereit, danebenzusitzen

und zuzusehen, wie Rhyme sterbe, und er werde ihn auch nicht wiederbeleben. Aber ihn töten, das bringe er nicht fertig.

Und dann geschah ein Wunder. Wenn man es so nennen wollte.

Nachdem *Tatorte* herausgekommen war, waren Reporter erschienen und hatten ihn interviewt. Ein Artikel - in der *New York Times* - brachte folgende eindeutige Aussage von Autor Rhyme:

"Nein, ich gedenke keine weiteren Bücher zu schreiben. Mein nächstes großes Projekt ist vielmehr mein Selbstmord. Es ist eine ziemliche Herausforderung. Während der letzten sechs Monate habe ich jemanden gesucht, der mir dabei hilft.«

Diese aufsehenerregende Formulierung hatte wiederum die Aufmerksamkeit des Beratungsdienstes der New Yorker Polizei sowie mehrerer Menschen aus Rhymes Vergangenheit erregt, allen voran Blaine (die ihm erklärt hatte, er spinne, wenn er so etwas auch nur in Erwägung ziehe; er müsse endlich aufhören, nur an sich zu denken - genau wie damals, als sie noch zusammen waren -, und außerdem habe sie gedacht, wenn sie schon mal da sei, sollte sie vielleicht erwähnen, daß sie wieder heiraten wolle).

Das Zitat war auch William Berger aufgefallen, der eines Abends unverhofft aus Seattle angerufen hatte. Nach einem mehrere Minuten langen angenehmen Gespräch hatte Berger erklärt, daß er den Artikel über Rhyme gelesen habe. Dann, nach einem kurzen Schweigen, hatte er gefragt: »Schon mal von der Lethe Society gehört?«

Rhyme hatte davon gehört. Es war eine Sterbehilfe-Organisation, die er seit Monaten aufzuspüren versucht hatte. Sie war weitaus radikaler als andere derartige Gruppen. »Unsere freiwilligen Mitarbeiter werden im ganzen Land gesucht, weil man sie wegen Beihilfe bei Dutzenden von Selbstmorden vernehmen will«, erklärte Berger. »Wir müssen uns bedeckt halten.«

Er sagte, daß er Rhymes Wunsch nachkommen wolle. Berger weigerte sich jedoch, rasch zur Tat zu schreiten, worauf sie im Laufe der letzten sieben, acht Monate mehrere Gespräche geführt hatten. Heute lernten sie sich erstmals persönlich kennen.

»Es gibt für Sie keine Möglichkeit, aus eigener Kraft zu verscheiden?«

Verscheiden ...

»Von Gene Harrods Methode einmal abgesehen, nein. Und selbst die könnte ein bißchen kitzlig werden.«

Harrod, ein querschnittsgelähmter junger Mann in Boston, hatte den Entschluß gefaßt, sich umzubringen. Da er niemanden hatte finden können, der ihm dabei half, hatte er auf die einzige ihm mögliche Art Selbstmord begangen. Unter Aufbietung des letzten Restes von Beweglichkeit, der ihm verblichen war, hatte er in seiner Wohnung ein Feuer entzündet und war, als es hell aufloderte, mit seinem Rollstuhl in die Flammen gefahren. Er war an Verbrennungen dritten Grades gestorben.

Der Fall wurde von den Befürwortern der Sterbehilfe häufig als Beispiel dafür vorgebracht, zu welchen Tragödien die Anti-Euthanasie-Gesetze führen können.

Berger wußte über den Fall Bescheid und schüttelte mitleidig den Kopf. »Nein, auf diese Weise sollte niemand sterben müssen.« Er musterte Rhymes Körper, die Kabel, die Steuerungskonsolen. »Wozu sind Sie mit Hilfe dieser Apparaturen fähig?«

Rhyme erklärte die elektronischen Einrichtungen - den Regler, den er mit dem Ringfinger bediente, die Mundsteuerung mittels Saugen und Blasen, die Joysticks, die er mit dem Kinn betätigte, und das Computer-Diktiergerät, durch das gesprochene Worte als Text auf dem Bildschirm auftauchten.

»Aber all das muß von jemand anders entsprechend vorbereitet und für Sie eingerichtet werden?« fragte Berger. »Jemand müßte zum Beispiel in ein Geschäft gehen, eine Schußwaffe kaufen, sie ausrichten und den Abzug mittels eines Kabels mit Ihrer Steuerung verbinden?«

»Ja.«

Wodurch sich diese Person der Beihilfe zum Mord beziehungsweise Totschlag schuldig machen würde.

»Was ist mit Ihrer Ausrüstung?« fragte Rhyme. »Ist die zuverlässig?«

»Ausrüstung?«

»Das, was Sie benutzen. Für die, ähm, die Tat.«

»Sie ist sehr zuverlässig. Bislang hat sich noch nie ein Patient beschwert.«

Rhyme zwinkerte, und Berger lachte, Rhyme stimmte ebenfalls ein. Wenn man nicht über den Tod lachen kann, worüber denn dann?

»Schauen Sie es sich an.«

»Sie haben sie dabei?« Rhyme schöpfte neue Hoffnung. Zum erstenmal seit Jahren wurde ihm wieder warm ums Herz.

Der Arzt öffnete seine Aktentasche und holte - ziemlich feierlich, dachte Rhyme - eine Flasche Cognac heraus. Ein Fläschchen mit Tablatten. Eine Plastiktüte und einen Einweckgummi.

»Was ist das für ein Medikament?«

»Seconal. Niemand verschreibt das mehr. Früher war Selbstmord viel einfacher. Diese Dingerchen hier erfüllen ihren Zweck, ohne jede Frage. Mit den modernen Beruhigungsmitteln hingegen ist es so gut wie unmöglich, sich umzubringen. Halcion, Librium, Dalmane, Xanax ... Man schläft möglicherweise eine ganze Weile, aber letzten Endes wacht man wieder auf.«

»Und die Tüte?«

»Ah, die Tüte.« Berger nahm sie in die Hand. »Das ist das Wahrzeichen der Lethe Society. Inoffiziell natürlich - wir leisten uns kein Emblem. Für den Fall, daß die Pillen und der Cognac nicht reichen sollten, benutzen wir die Tüte. Man zieht sie über den Kopf und verschließt sie am Hals mit dem Gummiring. Wir packen ein bißchen Eis hinein, weil es nach ein paar Minuten ziemlich heiß wird.«

Rhyme konnte sich nicht von den drei Utensilien losreißen. Die Tüte war aus dickem Kunststoff, wie eine Malerschürze. Der Cognac, so stellte er fest, war billig, und die Tabletten waren Generika.

»Ein hübsches Haus«, sagte Berger und blickte sich um. »Central Park West... Leben Sie von der Invalidenrente?«

»Zum Teil. Außerdem habe ich als Berater für die Polizei und das FBI gearbeitet. Nach dem Unfall ... zahlte die Baufirma, die für die Ausschachtungsarbeiten zuständig war, eine Abfindung von drei Millionen Dollar. Zwar beteuerte man, daß man nicht haftbar sei, aber offenbar gibt es ein ungeschriebenes Gesetz, wonach ein Querschnittsgelähmter jeden Rechtsstreit mit einer Baufirma gewinnt, egal, wer der Schuldige ist. Zumindest wenn ein sabbernder Kläger vor Gericht auftritt.«

»Und Sie haben dieses Buch geschrieben, stimmt's?«

»Dafür bekomme ich ebenfalls etwas Geld. Nicht viel. Es hat sich nicht schlecht verkauft. Aber ein Bestseller war es nicht.«

Berger nahm ein Exemplar von *Tatorte zur Hand* und blätterte darin, »Berühmte Tatorte. Da schau einer an.« Er lachte. »Wie viele Orte sind hier alles in allem aufgeführt, vierzig, fünfzig?«

»Einundfünfzig,«

Rhyme hatte - in Gedanken und in seiner Phantasie, da er das Buch nach dem Unfall verfaßt hatte - noch einmal alle möglichen alten Tatorte von New York City besucht, die ihm in den Sinn gekommen waren. Manche dieser Fälle waren aufgeklärt, andere nicht. Er hatte über die Old Brewery geschrieben, die berüchtigte Mietskaserne in Five Points, wo 1839 in einer einzigen Nacht dreizehn Morde geschehen waren, die in keinerlei Bezug zueinander standen. Über Charles Aubridge Deacon, der am 13. Juli 1863 - während der Unruhen wegen des im Bürgerkrieg erlassenen Wehrpflichtgesetzes - seine Mutter ermordete und anschließend behauptete, die Tat sei von ehemaligen Sklaven begangen worden, was den Volkszorn wider die Schwarzen schürte. Über den Mord an dem Architekten Stanford White, der vom eifersüchtigen Ehemann seiner Geliebten in dem von ihm entworfenen alten Madison Square Garden erschossen worden war, und über Richter Craters Verschwinden. Über George Metesky, den wahnwitzigen Bombenleger der fünfziger Jahre, und über Murph the Surf, der den Stern von Indien klaute, einen berühmten Diamanten.

»Hausinstallationen im neunzehnten Jahrhundert, unterirdische Flüsse, Butlerschulen«, zitierte Berger, während er in dem Buch blätterte, »Schwulenbadehäuser, Bordelle in Chinatown, russisch-orthodoxe Kirchen ... Wie haben Sie diese ganzen Einzelheiten aus der Stadtgeschichte in Erfahrung gebracht?«

Rhyme zuckte die Achseln. Als Leiter der IRD hatte er sich jahrelang ebenso sehr mit der Stadt wie mit Kriminalistik befaßt. Mit ihrer Geschichte, der Politik, der Geologie, ihrer sozialen Entwicklung und Infrastruktur. »Kriminalistik ist keine losgelöste Wissenschaft. Je mehr man über sein Umfeld weiß, desto besser kann man es verwerten -«

Er brach jäh ab, sobald er feststellte, daß sich Begeisterung in seine Stimme mischte.

War wütend über sich, weil er sich so leicht hatte hereinlegen lassen, »Guter Versuch, Dr. Berger«, sagte Rhyme steif.

»Ach, kommen Sie. Nennen Sie mich Bill. Bitte.«

Rhyme dachte nicht daran, sich von seinem Vorsatz abbringen zu lassen. »Ich habe das alles schon mal gehört. Nimm ein großes weißes Blatt Papier und schreib sämtliche Argumente auf, die für einen Selbstmord sprechen. Dann nimmst du ein anderes großes weißes Blatt Papier und schreibst alle Gegenargumente auf, Worte wie *produktiv, nützlich, interessant, herausfordernd* fallen einem da ein. Große Worte. Zehn Dollar das Stück. Mir bedeuten sie einen feuchten Kehricht. Außerdem könnte ich nicht mal einen Scheißstift in die Hand nehmen, um meine Seele zu retten.«

»Lincoln«, fuhr Berger in aller Freundlichkeit fort, »ich muß mich davon überzeugen, daß Sie der geeignete Kandidat für das Programm sind.«

»>Kandidat<? >Programm<? Ah, die Tyrannei der Euphemismen«, versetzte Rhyme bitter. »Doktor, ich habe mich dafür entschieden. Ich möchte es heute hinter mich bringen. Sofort, genaugenommen.«

»Warum heute?«

Rhyme blickte wieder auf die Flaschen und die Plastiktüte. »Warum nicht?« flüsterte er. »Was haben wir heute? Den dreiundzwanzigsten August? Ein guter Tag zum Sterben, so gut wie jeder andere auch.«

Der Arzt tippte mit den Fingern an seine schmalen Lippen. »Ich muß mich eine gewisse Zeit mit Ihnen unterhalten. Wenn ich davon überzeugt bin, daß Sie den Schritt wirklich tun wollen -«

»Ich will«, sagte Rhyme, und wie so häufig stellte er fest, wie schwach Worte klingen, wenn sie nicht von den entsprechenden Gesten begleitet werden. Er wünschte, er könnte Berger an den Arm fassen oder flehentlich die Hände heben.

Ohne um Erlaubnis zu fragen, holte Berger eine Schachtel Marlboro heraus und steckte sich eine Zigarette an. Er zog einen zusammenklappbaren Metallaschenbecher aus der Tasche und öffnete ihn. Schlug seine dünnen Beine übereinander. Er wirkte wie ein stutzerhafter Studiosus beim Verbindungsabend einer Eliteuniversität. »Lincoln, Sie verstehen doch die Problematik, um die es hier geht, oder?«

Klar verstand er die. Genau deswegen war Berger hier, und aus ebendiesem Grund waren Rhymes eigene Ärzte »nicht zu der Tat bereit«. Einen unvermeidlichen Tod zu beschleunigen war eine Sache - nahezu dreißig Prozent aller praktizierenden Ärzte, die Sterbenskranke behandelten, hatten schon einmal eine tödliche Dosis Medikamente verschrieben oder verabreicht. Die meisten Staatsanwälte drückten beide Augen zu, solange ein Arzt sich nicht öffentlich damit brüstete - wie Dr. Kevorkian.

Aber bei einem Querschnittsgelähmten? Einem Behinderten? Einem Invaliden? Einem Krüppel? Oh, das war etwas anderes. Lincoln Rhyme war vierzig Jahre alt. Er war nicht mehr auf künstliche Beatmung angewiesen. Sofern nicht irgendeine heimtückische, genetisch bedingte Krankheit auftrat, gab es aus medizinischer Sicht keinerlei Grund, weshalb Rhyme nicht achtzig Jahre alt werden könnte.

»Lassen Sie es mich einmal ganz unverblümt ausdrücken, Lin-

coln«, fügte Berger hinzu. »Ich muß mich auch davon überzeugen, daß es sich dabei nicht um eine abgekartete Sache handelt.«

»Abgekartete Sache?«

»Von Seiten der Staatsanwaltschaft. Man hat mich schon einmal in eine Falle gelockt.«

Rhyme lachte. »Der New Yorker Generalstaatsanwalt ist ein vielbeschäftiger Mann. Der denkt nicht daran, einen Krüppel zu verwanzten, damit er einen Sterbehelfer hobsnehmen kann.«

Geistesabwesend warf er einen Blick auf den Tatortbefundbericht.

... dicht beisammen auf einem kleinen Haufen aus weißem Sand etwa drei Meter südwestlich des Opfers gefunden: ein Faserknäuel, Durchmesser ungefähr sechs Zentimeter, Farbe gebrochen weiß. Die Fasern wurden einer Röntgenfeinstrukturanalyse unterzogen und bestehen demnach aus A2 B5 (Si, A8 022 (OH)2). Keinerlei Hinweise auf Herkunft. Fasern konnten nicht näher bestimmt werden. Probe wurde an FBI/PERT (Spurenauswertung) weitergeleitet.

»Ich muß einfach vorsichtig sein«, fuhr Berger fort. »Ich habe mich beruflich ganz und gar auf diese Sache festgelegt. Die Orthopädie habe ich völlig aufgegeben. Jedenfalls ist es mehr als nur ein Job. Ich habe beschlossen, mein Leben in den Dienst derer zu stellen, die ihres beenden möchten und dabei Hilfe benötigen.«

Unmittelbar neben diesen Fasern, ungefähr siebeneinhalf Zentimeter davon entfernt, wurden zwei Papierschnipsel gefunden. Bei dem einen handelt es sich um herkömmliches Zeitungspapier mit dem Aufdruck »fünfzehn Uhr«, Schriftart Times Roman, Druckerschwärze vom selben Typus wie bei allen handelsüblichen Zeitungen. Beim anderen Schnipsel handelt es sich offenbar um eine Buchseite mit der Seitennummer 238. Die Schriftart ist Garamond, das Papier wurde kalandriert. DFO und anschließendes Ninhydrinverfahren ergaben keinerlei latente Fingerabdrücke auf beiden Papierschnipseln. ... Genaue Identifizierung war nicht möglich.

Mehrere Fragen machten Rhyme zu schaffen. Zum einen die Fasern. Warum hatte Peretti nicht kapiert, worum es sich handelte? Es

war so offensichtlich. Und warum befanden sich diese Spuren - die Papierschnipsel und das Faserknäuel - unmittelbar nebeneinander? Irgend etwas stimmte hier nicht.

»Lincoln?«

»Verzeihung.«

»Ich wollte damit sagen ... Sie haben keine Brandverletzungen erlitten, die Ihnen unerträgliche Schmerzen bereiten. Sie haben Geld, Sie haben Talent. Sie beraten die Polizei... helfen damit vielen Menschen. Sie könnten ein langes, erfülltes Leben vor sich haben.«

»Lang ja. Genau das ist doch das Problem. Ein langes Leben.« Er hatte das gute Benehmen satt. »Aber ich will kein langes Leben vor mir haben«, blaffte er. »So einfach ist das.«

»Wenn auch nur die geringste Möglichkeit besteht«, sagte Berger bedächtig, »daß Sie Ihren Entschluß bereuen könnten, nun ja, verstehen Sie, dann bin ich derjenige, der damit leben muß. Nicht Sie.«

»Wer ist sich bei so was schon völlig sicher?«

Unwillkürlich wanderte sein Blick wieder zum Bericht.

Auf den Papierschnipseln befand sich eine Eisenschraube. Eine Sechskantschraube mit der Prägung »CE«. Fünf Zentimeter lang, Gewinde im Uhrzeigersinn, etwa 2,3 cm Durchmesser,

»Ich bin in den nächsten Tagen ziemlich beschäftigt«, sagte Berger und schaute auf seine Armbanduhr. Es war eine Rolex; nun ja, der Tod war seit jeher ein einträgliches Geschäft. »Gönnen wir uns jetzt eine Stunde oder so. Reden wir eine Weile miteinander. Danach denken wir einen Tag lang in aller Ruhe darüber nach, und dann komme ich wieder.«

Irgend etwas ließ Rhyme keine Ruhe. Irgend etwas juckte ihn wie wahnsinnig - der Fluch aller Querschnittsgelähmten -, auch wenn es sich in diesem Fall um einen intellektuellen Kitzel handelte. Und damit hatte sich Rhyme sein ganzes Leben lang herumgeplagt.

»Sagen Sie mal, Doktor, könnten Sie mir vielleicht einen Gefallen tun? Dieser Bericht da. Könnten Sie ihn mal durchblättern? Nachsehen, ob Sie eine Abbildung von einer Schraube finden?«

Berger zögerte. »Eine Abbildung?«

»Eine Polaroidaufnahme. Sie müßte irgendwo hinten eingeklebt sein. Mit dem Umblättergerät dauert es zu lange.«

Berger nahm den Bericht aus der Apparatur und blätterte ihn vor Rhymes Augen durch.

»Da. Stopp.«

Beim Betrachten des Fotos erfaßte ihn eine innere Unruhe. O nein, nicht hier, nicht jetzt. *Bitte nicht.*

»Entschuldigung, könnten Sie wieder zu der Seite zurückblättern, auf der wir waren?«

Berger tat es.

Rhyme sagte nichts, vertiefte sich in den Text.

Die Papierschnipsel...

Fünfzehn Uhr... Seite 238.

Rhymes Herz raste, Schweiß stand ihm auf der Stirn. Ein Summton gellte in seinen Ohren.

Das gäbe eine Schlagzeile für die Boulevardpresse: TOD BEIM GESPRÄCH MIT STERBEHELFER...

Berger kniff die Augen zusammen. »Lincoln? Ist alles in Ordnung?« Er musterte Rhyme mit forschendem Blick.

»Tut mir leid, Doktor. Aber ich muß mich noch um etwas kümmern.«

Berger nickte bedächtig, unschlüssig. »Dann haben Sie Ihre Angelegenheiten also doch noch nicht ganz geregelt?«

Lächeln. Ganz locker geben. »Ob ich Sie wohl bitten dürfte, in ein paar Stunden wiederzukommen?«

Ganz vorsichtig. Wenn er spannt, daß du dich noch für etwas interessierst, hakt er dich unter »nicht sterbewillig« ab, packt seine Flaschen und seine Plastiktüte ein und fliegt zurück ins gelobte Land.

Berger schlug ein Notizbuch auf und sagte: »Heute geht es nicht mehr. Dann also morgen ... Nein. Ich fürchte, ich bin frühestens am Montag wieder frei. Übermorgen.«

Rhyme zögerte. Herrgott... Endlich hatte er das, wonach er sich

von ganzem Herzen sehnte, in Reichweite, das, wovon er im letzten Jahr tagtäglich geträumt hatte. Ja oder nein?

Entscheide dich.

Schließlich hörte er sich sagen: »Na schön, am Montag also.« Und er rang sich dazu ein gequältes Lächeln ab.

»Was steht denn noch an?«

»Es geht um jemand, mit dem ich mal gearbeitet habe. Er hat mich um ein paar Ratschläge gebeten. Aber ich war nicht so ganz bei der Sache. Ich muß ihn anrufen.«

Nein, es war kein Anfall - keine Panikattacke.

Lincoln Rhyme erlebte etwas, was er seit Jahren nicht mehr gespürt hatte: Er hatte es verdammt eilig.

»Dürfte ich Sie bitten, Thom raufzuschießen ? Ich glaube, er ist unten in der Küche.«

»Ja, natürlich. Gerne doch.«

Rhyme meinte, ein eigenartiges Flackern in Bergers Augen zu sehen. Was war es ? Vorsicht! Vielleicht. Es kam ihm fast so vor, als wäre er enttäuscht. Aber er hatte jetzt keine Zeit für derartige Gedanken. Sobald er hörte, daß der Doktor nach unten stieg, schrie er mit dröhrendem Bariton: »Thom? Thom?«

»Was gibt's?« meldete sich der junge Mann.

»Ruf Lon an. Sag ihm, er soll herkommen. Sofort!«

Rhyme warf einen Blick auf die Uhr. Kurz nach zwölf. Sie hatten allenfalls noch drei Stunden Zeit.

VIER

»Die Spuren am Tatort sind fingiert«, sagte Lincoln Rhyme.

Lon Sellitto hatte sein Sakko abgelegt, unter dem er ein fürchterlich zerknittertes Oberhemd trug. Er lehnte mit verschränkten Armen an einem mit Papieren und Büchern übersäten Tisch.

Jerry Banks war ebenfalls zurück und schaute Rhyme mit seinen blaßblauen Augen an; das Bett und die Steuerkonsole interessierten ihn nicht mehr.

Sellitto runzelte die Stirn. »Aber was für eine Geschichte will uns der Unbekannte andrehen?«

Oftmals, vor allem bei Mordfällen, hinterlassen Straftäter fingierte Spuren am Tatort, um die Ermittler in die Irre zu führen. Manche stellten es schlau an, die meisten jedoch nicht. Wie zum Beispiel der Ehemann, der seine Frau zu Tode schlug und die Tat dann als Raubüberfall hinzustellen versuchte - doch er schaffte nur *ihren* Schmuck beiseite, ließ aber seine goldenen Armkettchen und den Diamantring auf seinem Toilettentisch liegen.

»Das ist ja das Interessante«, fuhr Rhyme fort. »Es geht nicht um das, was passiert ist, Lon. Es geht um das, was passieren *wird*.«

»Wie kommst du darauf?« fragte Sellitto, der Skeptiker.

»Die Papierschnipsel. Die bedeuten soviel wie heute um fünfzehn Uhr.«

»Heute?«

»Schau!« Mit einem ungeduldigen Kopfnicken deutete er auf den Bericht.

»Auf dem einen Schnipsel steht fünfzehn Uhr«, warf Banks ein.

»Aber auf dem anderen ist nur eine Seitenzahl. Wie kommen Sie darauf, daß damit der heute Tag gemeint ist?«

»Es ist *keine* Seitenzahl.« Rhyme zog eine Augenbraue hoch. Sie kapierten es immer noch nicht. »Logik! Die Hinweise wurden nur aus einem Grund hinterlassen: Er will uns etwas mitteilen. Wenn das der Fall ist, muß es sich bei der Zahl 238 um mehr handeln als lediglich um eine Seitenzahl, zumal es keinerlei Hinweise darauf gibt, aus welchem Buch sie stammt. Nun ja, aber wenn es keine Seitenzahl ist, was ist es dann?«

Schweigen.

»Es ist ein Datum«, versetzte Rhyme unwirsch. »Der dreiundzwanzigste Achte. Der dreiundzwanzigste August. Heute nachmittag um fünfzehn Uhr wird etwas passieren. Nun, und das Faserknäuel? Das ist Asbest.«

»Asbest?« fragte Sellitto.

»Die Formel im Bericht, das ist Hornblende. Siliziumdioxyd. Das *ist* Asbest. Weshalb Peretti es ans FBI geschickt hat, entzieht sich meinem Verständnis. Also. Wir finden Asbest auf einem Bahnkörper, wo es nichts zu suchen hat. Und wir haben eine Eisenschraube mit starken Rostspuren am Kopf, nicht aber am Gewinde. Das heißt, daß sie lange Zeit irgendwo eingeschraubt war und erst kürzlich entfernt wurde.«

»Vielleicht wurde sie mit dem Erdreich zutage gefördert«, warf Banks ein. »Als er das Grab ausgehoben hat.«

»Nein«, erwiderte Rhyme. »In Midtown ist das Muttergestein dicht unter der Oberfläche, folglich also auch der Grundwasserspiegel. Von der Vierunddreißigsten Straße bis hinauf nach Harlem ist das Erdreich so feucht, daß Eisen binnen weniger Tage oxidiert. Wenn sie im Boden gesteckt hätte, wäre sie nicht bloß am Kopf verrostet. Nein, sie wurde irgendwo abgeschraubt und zum Tatort gebracht. Und dieser Sand ... Komm schon, was hat weißer Sand auf einer Eisenbahntrasse mitten in Manhattan verloren? Der dortige Boden besteht aus Lehm, Schlick, Granit, Ortstein und weicher Tonerde.«

Banks wollte etwas sagen, doch Rhyme ließ ihn nicht zu Wort kommen. »Und wozu lagen all diese Sachen so dicht beisammen? Na, er will uns etwas mitteilen, unser Unbekannter. Darauf könnt ihr wetten. Banks, wie sieht's mit der Zugangstür aus?«

»Sie hatten recht«, sagte der junge Mann. »Etwa dreißig Meter nördlich des Grabes hat man eine entdeckt. Von innen aufgebrochen. Auch mit den Fingerabdrücken hatten Sie recht. Null. Und weder Reifenabdrücke noch Schleifspuren.«

Ein Knäuel aus schmutzigem Asbest, eine Schraube, ein Fetzen Zeitungspapier...

»Was ist mit dem Tatort?« fragte Rhyme. »Noch abgesperrt?«

»Freigegeben.«

Lincoln Rhyme, der Krüppel mit der Monsterlunge, stieß laut und verächtlich die Luft aus. »Wer hat denn *den* Fehler begangen?«

»Weiß ich nicht«, sagte Sellitto lahm. »Der Wachführer vermutlich.«

Rhyme verstand. Es war Peretti gewesen. »Dann müßt ihr euch mit dem begnügen, was ihr habt.«

Sämtliche Hinweise darauf, wer der Kidnapper war und was er im Sinn hatte, waren demnach entweder im Bericht enthalten oder für immer verloren, zertrampelt von Polizisten, Schaulustigen und Eisenbahnarbeitern. Die Kleinarbeit - das Befragen der Nachbarschaft, das Verfolgen von Spuren, die traditionelle Ermittlungstätigkeit - konnte in aller Ruhe erfolgen. Aber an Tatorten mußte man arbeiten »wie ein geölter Blitz«, wie Rhyme seinen Untergebenen bei der IRD eingeschärft hatte. Und er hatte mehr als nur ein paar Kriminaltechniker gefeuert, weil sie sich seiner Ansicht nach nicht schnell genug bewegt hatten.

»Peretti hat sich persönlich um den Tatort gekümmert?« fragte er.

»Peretti plus volle Besetzung.«

»Volle Besetzung?« fragte Rhyme spöttisch. »Was ist eine volle Besetzung?«

Sellitto schaute zu Banks, worauf dieser sagte: »Vier Techniker von

der Fotoabteilung, vier Fingerabdruckspezialisten. Ein achtköpfiger Suchtrupp. Ein Gerichtsmediziner.«

»Acht Mann zum Absuchen des Tatorts?«

Es gibt statistische Erfahrungswerte für die Arbeit am Tatort. Bei einem einfachen Mord gelten zwei Leute als die Idealbesetzung. Wenn man allein ist, kann man etwas übersehen; ab drei aufwärts aber besteht die Gefahr, daß noch mehr übersehen wird. Lincoln Rhyme hatte Tatorte immer allein untersucht. Die Fingerabdruck-experten durften die für sie wichtigen Spuren sichern, die Fotografen ihre Bilder schießen und ihre Videos aufnehmen. Doch den Tatort schritt nur er ab.

Peretti. Rhyme hatte den jungen Mann, Sohn eines wohlhabenden Politikers, vor sechs, sieben Jahren eingestellt, und er hatte sich als guter Kriminalist erwiesen, der bei den Ermittlungen streng nach Vorschrift vorging. Tatortarbeit gilt allgemein als ein Bombenjob, und es gibt stets eine lange Warteliste für die dafür zuständige Einheit. Rhyme hatte es früher ein hämisches Vergnügen bereitet, die Reihen der Bewerber zu lichten, indem er ihnen anbot, einen Blick ins Familienalbum zu werfen - eine Sammlung besonders grauenvoller Tatortfotos. Manche wurden dabei blaß, andere kicherten. Manche hatten die Augenbrauen hochgezogen, als sie das Buch zurückgaben, so als wollten sie sagen: Na und? Und das waren diejenigen, die Lincoln Rhyme einstellte. Peretti war einer davon gewesen.

Sellitto hatte eine Frage gestellt. Rhyme bemerkte, daß ihn der Detective anschaute. »Du arbeitest doch mit uns an dieser Sache, nicht wahr, Lincoln?« wiederholte er.

»Mit euch arbeiten?« Er lachte auf. »Ich kann nicht, Lon. Nein. Ich wollte euch bloß ein paar Ideen liefern. Die habt ihr. Arbeitet damit. Thom, hol Berger her.« Er bedauerte jetzt seinen Entschluß, das Tete-a-tete mit dem Sterbearzt zu verschieben. Vielleicht war es noch nicht zu spät. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß er bis zu seinem Hinscheiden noch zwei Tage warten mußte. Und Montag ... er wollte nicht am Montag sterben. Es kam ihm so gewöhnlich vor.

»Sag bitte.«

»Thom!«

»In Ordnung«, sagte sein Adlatus und hob einlenkend die Hände.

Rhyme blickte zu der Stelle auf seinem Nachtkästchen, wo die Cognacflasche, die Tabletten und die Plastiktüte gewesen waren - so nahe und trotzdem unerreichbar, wie alles in seinem Leben.

Sellitto ging zum Telefon, wählte und legte den Kopf schief, als sich jemand meldete. Er nannte seinen Namen. Der Zeiger der Wanduhr rückte auf halb eins.

»Ja, Sir.« Der Detective senkte die Stimme und flüsterte respektvoll. Der Bürgermeister, nahm Rhyme an. »Wegen der Entführung am Flughafen. Ich habe mit Lincoln Rhyme gesprochen ... Ja, Sir, er hat sich ein paar Gedanken dazu gemacht.« Der Detective spazierte zum Fenster, schaute mit ausdrucksloser Miene auf den Falken und versuchte dem Mann, der die Geschicke der rätselhaftesten Stadt der Welt leitete, das Unerklärliche zu erklären. Er legte auf und wandte sich an Rhyme.

»Er und der Chef wollen, daß du mitmachst, Linc. Sie haben ausdrücklich darum gebeten. Wilson persönlich.«

Rhyme lachte. »Lon, schau dich in diesem Zimmer um. Schau mich an! Hast du den Eindruck, daß ich einen Fall übernehmen könnte?«

»Einen gewöhnlichen Fall nicht, nein. Aber das hier ist kein gewöhnlicher Fall, stimmt's?«

»Tut mir leid. Ich habe einfach keine Zeit. Dieser Arzt. Die Behandlung. Thom, hast du ihn angerufen?«

»Noch nicht. Geschieht aber demnächst.«

»Sofort! Mach es sofort!«

Thom blickte zu Sellitto. Lief zur Tür, ging hinaus. Rhyme wußte, daß er nicht anrufen würde. Eine beschissene Welt.

Banks betastete eine Rasiernarbe, dann platzte er heraus: »Liefern Sie uns doch einfach ein paar Ideen. Bitte. Sie haben gesagt, dieser Unbekannte -«

Sellitto brachte ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen. Er blickte Rhyme unverwandt an.

O du Mistkerl, dachte Rhyme. Das altbekannte Schweigen. Wie sehr wir es hassen, wie schnell wir es überbrücken möchten. Wie viele Zeugen und Verdächtige waren unter diesem drückenden, bleiernen Schweigen schon zusammengebrochen. Tja, er und Sellitto waren wirklich ein gutes Gespann gewesen. Rhyme kannte sich mit Spuren aus und Lon Sellitto mit Menschen.

Die zwei Musketiere. Und wenn es einen dritten gab, dann war es die reine, lautere Wissenschaft.

Der Kriminalpolizist warf einen Blick auf den Tatorbefundbericht. »Lincoln. Was passiert deiner Meinung nach heute nachmittag um drei?«

»Ich habe keine Ahnung«, erklärte Rhyme.

»Wirklich nicht?«

Billig, Lon. Dafür krieg' ich dich dran.

»Er wird sie umbringen«, sagte Rhyme schließlich. »Die Frau in dem Taxi. Und zwar auf eine ziemlich üble Weise, das garantiere ich dir. Eine Todesart, die sich mit einem Begräbnis bei lebendigem Leib messen kann.«

»Jesses«, flüsterte Thom, der in der Tür stand.

Warum konnten sie ihn nicht einfach in Ruhe lassen? Würde es etwas nützen, wenn er ihnen von dem Reißen in Nacken und Schultern erzählte? Oder von den Phantomschmerzen - viel schwächer und viel unheimlicher -, die seinen ihm fremd gewordenen Körper heimsuchten? Von den Erschöpfungszuständen, die ihm der tagtägliche Kampf um, nun ja, alles bereitete? Von der allerschlimmsten, unerträglichsten Qual - daß er ständig auf jemand anders angewiesen war?

Vielleicht konnte er ihnen von der Stechmücke erzählen, die sich letzte Nacht ins Zimmer verirrt hatte und eine Stunde lang um seinen Kopf geschwirrt war. Rhyme war vor Anstrengung schwindlig

geworden, weil er sie durch ständiges Nicken immer wieder verscheucht hatte, bis das Insekt schließlich auf seinem Ohr gelandet war, wo er sich von ihm stechen ließ - denn wenn es ihn dort juckte, konnte er sich am Kissen reiben und Linderung verschaffen.

Sellitto zog eine Augenbraue hoch.

»Heute«, sagte Rhyme seufzend. »Ein Tag. Mehr nicht.«

»Danke, Linc. Wir stehen in deiner Schuld.« Sellitto zog einen Stuhl neben das Bett. Bedeutete Banks mit einem Kopfnicken, es ihm gleichzutun. »Nun. Laß hören, was du denkst. Was für ein Spiel treibt dieses Arschloch?«

»Nicht so schnell«, sagte Rhyme. »Ich arbeite nicht allein.«

»Von mir aus. Wen willst du dabeihaben?«

»Einen Kriminaltechniker von der IRD. Den besten Laborspezialisten, den es gibt. Ich möchte ihn hierhaben, mitsamt der Grundausstattung. Und wir sollten ein paar Jungs vom Einsatzkommando hinzuziehen. Oh, und außerdem will ich ein paar Telefone haben.« Während Rhyme seine Anweisungen gab, warf er einen Blick zu dem Scotch auf seinem Toilettentisch. Er dachte an den Cognac, der zu Bergers Ausstattung gehörte. Nie und nimmer würde er mit derart billigem Fusel abtreten. Er wollte sich den Abgang entweder mit einem sechzehn Jahre alten Lagavulin oder mit einem kräftigen, jahrzehntelang gereiften Macallan versüßen. Oder - warum nicht? - mit beiden.

Banks zückte sein Handy. »Was für Anschlüsse? Bloß für -«

»Terrestrisch.«

»Hier drin?«

»Natürlich nicht«, blaffte Rhyme.

»Er meint, er will Leute haben, die die Anrufe erledigen. Von der Zentrale aus.«

»Oh.«

»Ruf im Präsidium an«, befahl Sellitto. »Sorg dafür, daß sie uns drei, vier Telefonistinnen zuteilen.«

»Lon«, fragte Rhyme, »wer erledigt die Laufarbeit in der Mordsache von heute morgen?«

Banks mußte sich das Lachen verkneifen. »Die Hardy Boys.«

Als er Rhymes funkeln den Blick sah, hörte er auf zu grinsen. »Die Detectives Bedding und Saul, Sir«, fügte er rasch hinzu.

Aber dann grinste auch Sellitto. »Die Hardy Boys. Jeder nennt sie so. Du kennst sie nicht, Linc. Sie sind bei der Zielfahndungsgruppe Mord in der Zentrale.«

»Sie sehen irgendwie gleich aus, das ist es«, erklärte Banks. »Und, na ja, ihr Aufreten ist ein bißchen komisch.«

»Ich will keine Komiker.«

»Nein, sie sind gut«, sagte Sellitto. »Die besten Klinkenputzer, die wir haben. Erinnerst du dich noch an diese Bestie, die letztes Jahr in Queens ein achtjähriges Mädchen entführt hat? Bedding und Saul haben herumgefragt. Haben die ganze Nachbarschaft verhört - haben zweitausendzweihundert Aussagen aufgenommen. Nur ihretwegen konnten wir die Kleine retten. Als wir gehört haben, daß es sich bei dem Opfer von heute morgen um den Fluggast vom Kennedy Airport handelt, hat Chief Wilson sie persönlich eingesetzt.«

»Was machen sie jetzt?«

»Hauptsächlich Zeugen aufspüren. Rund um die Bahnstrecke. Und sich nach dem Fahrer und dem Taxi erkundigen.«

»Hast du Berger angerufen?« brüllte Rhyme zu Thom, der sich im Flur aufhielt. »Nein, natürlich nicht. Der Begriff >Insubordination< sagt dir wohl gar nichts? Mach dich wenigstens nützlich. Bring den Tatortbefundbericht näher her und blättere die Seiten um.« Er deutete mit dem Kopf auf das Umblättergerät. »Das verdammte Ding ist eine Fehlkonstruktion.«

»Na, heute sind wir ja bester Laune!« versetzte der Adlatus.

»Halt ihn höher. Das Licht spiegelt sich.«

Er las einen Moment lang. Dann blickte er auf.

Sellitto war am Telefon, doch Rhyme unterbrach ihn. »Unabhängig davon, was heute um fünfzehn Uhr passiert, und ob wir feststellen können, welchen Ort er meint - es wird auf jeden Fall ein Tatort sein. Ich brauche jemand, der ihn untersucht.«

»Gut«, sagte Sellitto. »Ich rufe Peretti an. Werfe ihm einen Knochen vor. Ich weiß, daß er außer sich ist, weil wir ihn übergangen haben.«

Rhyme schniefte. »Habe ich um Peretti gebeten?«

»Aber er ist der Strahlemann der IRD«, sagte Banks.

»Ich will ihn nicht haben«, grummelte Rhyme. »Ich will jemand anders.«

Sellitto und Banks warfen sich einen Blick zu. Der Ältere lächelte, strich vergeblich über sein zerknittertes Hemd. »Wen immer du willst, Linc, du kriegst ihn. Denk dran, du bist König für einen Tag.«

Sie starnte auf das düstere Auge.

T. J. Colfax, die dunkelhaarige, pfeilgeschwinde Devisenhändlerin, die einst aus dem Bergland im Osten von Tennessee geflüchtet war und an der New York University ihr Wirtschaftsdiplom erworben hatte, war soeben aus einem tiefen Traum erwacht. Die zerzausten Haare klebten an ihren Wangen, Schweißbäche rannen ihr über Gesicht, Hals und Brust.

Sie stellte fest, daß sie direkt in das schwarze Auge blickte - ein Loch in einem rostigen Rohr, rund fünfzehn Zentimeter Durchmesser, dessen Abdeckplatte entfernt worden war.

Sie atmete die modrige Luft durch die Nase ein - ihr Mund war nach wie vor zugeklebt. Schmeckte nach Plastik, scharfem Kleister. Bitter.

Und John? fragte sie sich. Wo war er? Sie weigerte sich, an den lauten Knall zu denken, den sie letzte Nacht in dem Kellerraum gehört hatte. Sie war im Osten von Tennessee aufgewachsen und wußte, wie Schüsse klangen.

Bitte, betete sie um ihren Chef. Mach, daß mit ihm alles in Ordnung ist.

Bleib ruhig, herrschte sie sich an. Denk dran, was passiert ist, bevor du wieder anfängst zu weinen. Nach dem Schuß in dem Kellerraum war sie zusammengebrochen, hatte völlig die Beherrschung verloren, vor lauter Panik losgeheult und wäre beinahe erstickt.

Genau. Ganz ruhig.

Schau auf das schwarze Auge an dem Rohr. Tu so, als ob es dir zuzwinkert. Das Auge deines Schutzengels.

T. J. saß am Boden, umgeben von zahllosen Rohren und Leitungen, einem Wirrwarr aus Drähten und Kabeln. Ihr war heißer als im Imbiß ihres Bruders, heißer als vor zehn Jahren auf dem Rücksitz von Jule Whelans Nova. Wasser tropfte herab, Stalaktiten hingen von den alten Trägern über ihr. Eine Handvoll kleiner gelber Glühbirnen waren die einzige Lichtquelle. Über ihrem Kopf - unmittelbar darüber - befand sich ein Schild. Sie konnte es nicht genau lesen, sah aber den roten Rand. Und das dicke Ausrufungszeichen am Ende der Mitteilung.

Sie zerrte einmal mehr an den Handschellen, doch sie saßen fest, schnitten ihr in die Gelenke. Ein verzweifelter Aufschrei drang aus ihrer Kehle, ein tierischer Laut. Doch das dicke Klebeband und das ununterbrochene Mahlen irgendwelcher Maschinen schluckten jeden Laut - niemand konnte sie hören.

Das schwarze Auge starrte sie fortwährend an. Du wirst mich retten, nicht wahr? dachte sie.

Plötzlich drang ein dröhnender Schlag durch die Stille, ein entferntes eisernes Scheppern. Wie wenn eine Schiffsluke zugeschlagen wird. Das Geräusch kam aus dem Rohr. Aus dem freundlichen Auge.

Sie zerrte an den Handschellen, mit denen sie an das Rohr gekettet war, und versuchte aufzustehen. Doch sie konnte sich lediglich ein paar Zentimeter bewegen.

Na schön, nur keine Panik. Du kommst heil hier raus.

Dann sah sie zufällig das Schild über ihrem Kopf. Beim Versuch, sich etwas Bewegungsfreiheit zu verschaffen, hatte sie sich ein Stück aufgerichtet und den Kopf etwas zur Seite gedreht. Dadurch hatte sie die Aufschrift schräg vor sich im Blick.

O nein. Lieber Herr im Himmel...

Wieder flossen die Tränen.

Sie mußte an ihre Mutter denken, an ihr rundliches Gesicht, die

nach hinten gekämmten Haare, das kornblumenblaue Kleid, das sie trug, und sie meinte zu hören, wie sie ihr zuflüsterte: »Wird schon alles gut, mein Schatz. Keine Sorge.«

Aber sie glaubte nicht daran.

Sie glaubte das, was auf dem Schild stand.

*Achtung! Lebensgefahr! Dampfleitung steht unter Hochdruck.
Abdeckplatte auf dem Rohr nicht entfernen! Vor dem Öffnen Consolidated Edison anrufen. Achtung! Lebensgefahr!*

Das schwarze Auge gaffte sie an, das Auge, das mitten hinein in das Dampfrohr führte. Es starnte genau auf das rosige Fleisch ihrer Brust. Irgendwo tief in der Rohrleitung ertönte wieder ein metallisches Scheppern. Offenbar waren irgendwo Arbeiter am Werk, die alte Schellen festzogen.

Als Tammie Jean Colfax hemmungslos losweinte, hörte sie erneut das Scheppern. Dann ein dumpfes Rauschen, ganz schwach. Und durch die Tränen kam es ihr vor, als zwinkerte ihr das schwarze Auge endlich zu.

FÜNF

»Die Lage sieht folgendermaßen aus«, verkündete Rhyme. »Wir haben es mit einer Entführung zu tun, und das Opfer wird um fünfzehn Uhr sterben.«

»Keinerlei Lösegeldforderung«, ergänzte Sellitto Rhymes Zusammenfassung, drehte sich dann zur Seite, nahm das piepsende Telefon zur Hand und meldete sich.

»Jerry«, sagte Rhyme zu Banks, »berichten Sie ihnen über den Tatort von heute morgen.«

In Lincoln Rhymes dunklem Zimmer tummelten sich so viele Menschen wie schon lange nicht mehr. Sicher, nach dem Unfall hatte manchmal jemand unangekündigt vorbeigeschaut (die Chancen, Rhyme zu Hause anzutreffen, standen natürlich ziemlich gut), aber er hatte das unterbunden. Und er hatte auch niemanden mehr angerufen, sondern sich immer mehr zurückgezogen, die Einsamkeit gesucht. Er hatte stundenlang an seinem Buch gearbeitet, und wenn er keine Lust gehabt hatte weiterzuschreiben, hatte er gelesen. Und wenn ihm das zu langweilig geworden war, hatte er sich Leihvideos und Fernsehfilme angesehen oder Musik gehört. Dann hatte er keine Lust mehr auf Fernsehgerät und Stereoanlage gehabt, sondern einfach stundenlang die Kunstdrucke angestarrt, die sein Adlatus pflichtschuldigst an der Wand gegenüber dem Bett aufgehängt hatte. Schließlich waren auch sie entfernt worden.

Einsamkeit.

Das war alles, wonach er sich sehnte, und ach, wie sehr sie ihm jetzt fehlte.

Jim Polling, stämmig und gedrungen, ging auf und ab und wirkte angespannt. Lon Sellitto leitete die Ermittlungen in diesem Fall, aber bei einer derartigen Sache brauchte man einen Captain an Bord, und Polling hatte sich freiwillig dazu bereit erklärt. Der Fall war eine Zeitbombe und konnte in Null Komma nichts manch eine Karriere ruinieren, daher waren der Chef und die Abteilungsleiter froh, daß er das Sperrfeuer auf sich zog. Sie übten sich unterdessen in der hohen Kunst des Distanzierens, und wenn Pressekonferenzen anstanden und die Fernsehkameras liefen, würden sie ihre Stellungnahmen mit Ausdrücken wie *delegiert*, *eingesetzt* und *auf Ratschlag von* spicken und rasche Blicke zu Polling werfen, sobald es unbequeme Fragen abzublocken galt. Rhyme konnte sich nicht vorstellen, warum irgendein Polizist auf dieser Welt sich freiwillig dazu bereit erklärte, die Verantwortung für einen derartigen Fall zu übernehmen.

Aber Polling war ein komischer Kerl. Der kleine Mann hatte sich im Revier Midtown North zu einem der erfolgreichsten-und berüchtigtsten - Ermittler bei Mordfällen gemausert. Bekannt für seinen Jähzorn, war er in ernsthafte Schwierigkeiten geraten, als er einen unbewaffneten Verdächtigen getötet hatte. Aber wie durch ein Wunder war er beruflich dennoch weitergekommen, da aufgrund seiner Ermittlungen ein Urteil im Fall Shepherd gefällt werden konnte- im Fall des Polizistenmörders also, in dessen Verlauf sich Rhyme seine Verletzung zugezogen hatte. Als er in die Jahre kam, hatte Polling, der nach dieser aufsehenerregenden Festnahme zum Captain befördert worden war, eine erstaunliche Wandlung durchgemacht - er hatte seine Bluejeans und Sears-Anzüge aufgegeben, sich bei Brooks Brothers eingekleidet (heute trug er marineblaue Freizeitkleidung von Calvin Klein) und beharrlich seinem beruflichen Weiterkommen gewidmet, bis er schließlich in einem schicken Eckzimmerbüro in einer der oberen Etagen des New Yorker Polizeipräsidiums gelandet war.

An einem Tisch in der Nähe lehnte ein weiterer Polizist. Bo Haumann, schlank, feingliedrig, die Haare millimeterkurz gestutzt, war

Captain und Leiter des Spezialeinsatzkommandos der New Yorker Polizei.

Banks beendete soeben seine Zusammenfassung, als Sellitto die Verbindung unterbrach und das Telefon zuklappte. »Die Hardy Boys.«

»Irgendwelche Neuigkeiten vom Taxi?« fragte Polling.

»Nichts. Sie horchen sich immer noch um.«

»Irgendein Hinweis, daß sie mit jemandem gevögelt hat, von dem sie lieber die Finger hätte lassen sollen?« fragte Polling. »Ein durchgeknallter Freund vielleicht?«

»Nee, keinerlei Freunde. Ging bloß ab und zu mit ein paar Jungs aus. Kein Sittenstrolch darunter, wie's aussieht.«

»Und noch immer keine Lösegeldforderung?« fragte Rhyme.

»Nein.«

Die Türglocke schellte. Thom ging nach unten.

Rhyme schaute zur Tür, als er Stimmen im Treppenhaus hörte.

Einen Augenblick später geleitete der Adlatus eine Polizistin in Uniform die Treppe herauf. Von weitem wirkte sie sehr jung, doch als sie näher kam, sah er, daß sie vermutlich schon um die Dreißig war. Sie war groß und besaß die mißmutige und amazonenhafte Schönheit jener Frauen, denen man in Modemagazinen begegnet.

Wir nehmen andere so wahr, wie wir uns selbst wahrnehmen, und seit seinem Unfall hatte Lincoln Rhyme andere nur selten über ihren Körper wahrgenommen. Er konstatierte ihre Größe, die straffen Hüften, das feuerrote Haar. Ein anderer Mann hätte vermutlich ihre Figur gemustert und gesagt: Die ist ja 'ne Wucht. Aber Rhyme kam gar nicht auf den Gedanken. Ihren Blick indes bemerkte er sehr wohl.

Die Überraschung zählte nicht - schließlich hatte sie niemand vorgewarnt, daß er ein Krüppel war -, aber da war noch etwas anderes. Ein Ausdruck, den er noch nie gesehen hatte. Fast als wäre sie über seinen Zustand erleichtert. Das genaue Gegenteil zu der Reaktion, die die meisten anderen zeigten. Als sie das Zimmer betrat, entspannte sie sich.

»Officer Sachs?« fragte Rhyme.

»Ja, Sir«, sagte sie und zog gerade noch die Hand zurück, die sie ihm entgegenstrecken wollte. »Detective Rhyme.«

Sellitto stellte sie Polling und Haumann vor. Die beiden kannte sie, wenn auch nur vom Hörensagen, und mit einemmal wirkte sie wieder wachsam.

Sie musterte das Zimmer, den Staub, die Düsterneis. Blickte zu einem der Poster. Halb aufgerollt lag es unter einem Tisch. *Night-hawks* von Edward Hopper. Einsame Menschen spätnachts in einer Kneipe. Dieses Bild war zuallerletzt abgenommen worden.

Rhyme erklärte ihr in aller Kürze, weshalb sie nur bis fünfzehn Uhr Zeit hätten. Sachs nickte ruhig, aber Rhyme sah ihr eine leichte Gefühlsregung an. Was war es? Angst? Abscheu?

Jerry Banks, der einen Schulring trug, nicht aber einen Ehering, erlag augenblicklich ihrer strahlenden Schönheit und schenkte ihr ein ganz besonderes Lächeln. Der Blick, mit dem Sachs darauf reagierte, stellte klar, daß da nichts lief.

»Vielleicht ist es eine Falle«, sagte Polling. »Wir finden die Stelle, zu der er uns locken will, gehen rein, und dann ist da eine Bombe.«

»Das bezweifle ich«, sagte Sellitto achselzuckend. »Warum sollte er sich die Mühe machen? Wenn man Polizisten umbringen will, sucht man sich einfach einen und knallt ihn ab.«

Einen Moment lang herrschte betretenes Schweigen. Polling blickte rasch von Sellitto zu Rhyme. Allen war bewußt, daß Rhymes Unfall im Zuge der Ermittlungen im Fall Shepherd passiert war.

Aber Rhyme scherte sich nicht um den Ausrutscher. »Ich stimme Lon zu«, fuhr er fort. »Aber ich würde trotzdem sämtliche Fahndungs-, Observierungs- und Einsatzkräfte darauf hinweisen, daß sie auf Nummer Sicher gehen sollen. Unser Mann hält sich nicht an irgendwelche Regeln.«

Sachs schaute wieder auf das Hopper-Poster. Rhyme folgte ihrem Blick. Vielleicht waren die Menschen in der Kneipe gar nicht einsam. Eigentlich wirkten sie recht zufrieden.

»Wir haben es mit zweierlei Spuren zu tun«, fuhr Rhyme fort.
»Zum einen das Übliche. Die Spuren, die der Täter nicht hinterlassen wollte. Haare, Fasern, Fingerabdrücke, möglicherweise Blut, Fußspuren. Wenn wir genug davon finden können - und wenn wir Glück haben -, führt uns das zum eigentlichen Tatort. Seinem Aufenthaltsort.«

»Beziehungsweise seinem Unterschlupf«, versetzte Sellitto. »Wo er sich zeitweise aufhält.«

»Ein sicherer Unterschlupf?« Rhyme nickte nachdenklich. »Ich wette, du hast recht, Lon. Er braucht eine feste Bleibe, von der aus er zuschlagen kann. Und darüber hinaus haben wir es mit absichtlich hinterlassenen Spuren zu tun«, fuhr er fort. »Neben den Papierschnipseln - die uns den Tag und den genauen Zeitpunkt mitteilen sollen - haben wir die Schraube, das Asbestfaserknäuel und den Sand.«

»Eine scheißverfluchte Fahndungsaktion«, grummelte Haumann und fuhr sich mit der Hand durch die stromlinienförmige Frisur. Er sah aus wie ein Spieß beim Strafexerzieren - und genau das war er auch, soweit Rhyme sich entsinnen konnte.

»Dann kann ich den hohen Herren also mitteilen, daß wir das Opfer möglicherweise rechtzeitig kriegen?« fragte Polling.

»Ja, ich glaube schon.«

Der Captain zückte sein Telefon und verzog sich, während er sprach, in die andere Ecke des Zimmers. »Der Bürgermeister«, knurrte er, nachdem er die Verbindung unterbrochen hatte. »Der Chef war bei ihm. In 'ner Stunde gibts 'ne Pressekonferenz, und ich muß hin und dafür sorgen, daß sie nicht in irgendwelche Fettnäpfchen treten und in keine Klemmen geraten. Gibt's noch irgendwas, was ich den hohen Herren erzählen kann?«

Sellitto warf einen Blick zu Rhyme, der den Kopf schüttelte.

»Noch nicht«, sagte der Detective.

Polling gab Sellitto eine Handy-Nummer und ging. Er trabte buchstäblich davon.

Wenig später stapfte ein dürrer Mann, etwa Mitte Dreißig und mit schütterem Haar, die Treppe herauf. Mel Cooper sah so unbedarf aus wie eh und je - der zerstreute Professor von nebenan, wie man ihn aus jeder Fernsehserie kennt. Zwei jüngere Polizisten, die einen Übersee- und zwei offenbar tonnenschwere Reisekoffer schleppten, folgten ihm auf dem Fuß. Die beiden Männer luden ihre Last ab und gingen wieder.

»Mel.«

»Detective.« Cooper ging zu Rhyme und ergriff seine gefühllose rechte Hand. Der einzige Körperkontakt, den er heute mit irgendeinem seiner Gäste gehabt hatte, stellte Rhyme fest. Er und Mel hatten jahrelang zusammengearbeitet. Cooper, der ein Diplom in organischer Chemie wie auch in Mathematik und Physik vorweisen konnte, war ein Fachmann auf dem Gebiet der Spurenauswertung und -bestimmung - er verstand sich sowohl auf das Erkennen unvollständiger Fingerabdrücke als auch auf DNS-Untersuchungen und plastische Forensik.

»Wie geht's dem größten Kriminalisten der Welt?« fragte ihn Cooper.

Rhyme schniefte gutgelaunt. Der Titel war ihm vor einigen Jahren von der Presse verliehen worden, nachdem bekannt geworden war, daß das FBI ihn - einen Stadtpolizisten - beim Aufbau von PERT, der neuen FBI-Einheit zur Spurenauswertung, zum Berater auserkoren hatte. Da sie mit Begriffen wie »forensischer Wissenschaftler« oder »Spezialist für Forensik« nicht zufrieden gewesen waren, hatten die Reporter Rhyme als »Kriminalisten« bezeichnet.

Genaugenommen gab es den Titel schon seit Jahren, nachdem er in den Vereinigten Staaten erstmals dem legendären Paul Leland Kirk verliehen worden war, dem Leiter der kriminologischen Fakultät an der University of California in Berkeley. Diese Ausbildungsstätte, die erste im Lande, war von dem noch berühmteren August Vollmer gegründet worden. Neuerdings galt es als schick, sich mit diesem Titel zu schmücken, und wenn sich Kriminaltechniker heutzutage bei

Cocktailpartys an irgendwelche Blondinen heranpirschten, bezeichneten sie sich als Kriminalisten, nicht als forensische Wissenschaftler.

«Ein Alptraum für jeden», sagte Cooper. »Man steigt in ein Taxi, und es stellt sich raus, daß ein Psycho am Steuer sitzt. Und wegen der Konferenz schaut die ganze Welt auf diese Stadt. Hab' mich schon gefragt, ob sie dich wegen dieser Sache nicht aus dem Ruhestand zurückrufen.«

»Wie geht's deiner Mutter?« fragte Rhyme.

»Lamentiert nach wie vor über jedes Ziehen und Reißen. Ist immer noch gesünder als ich.«

Cooper wohnte mit der alten Frau in dem Bungalow in Queens, in dem er einst geboren worden war. Seine Leidenschaft galt den Gesellschaftstänzen, vor allem dem Tango. Da auch unter Cops geratscht wurde, was das Zeug hielt, hatte es bei der IRD allerlei Spekulationen über seine sexuelle Orientierung gegeben. Rhyme hatte sich nicht für das Privatleben seiner Untergebenen interessiert, war aber genauso überrascht wie alle anderen gewesen, als er schließlich Greta kennengelernt hatte, Coopers feste Freundin, eine atemberaubende Skandinavierin, die an der Columbia University höhere Mathematik lehrte.

Cooper öffnete den großen Koffer, der innen mit Samt ausgeschlagen war. Er nahm die Einzelteile für drei große Mikroskope heraus und setzte sie zusammen.

»Ach, normaler Haushaltsstrom.« Er warf einen enttäuschten Blick auf die Installation. Dann schob er die Brille mit dem Metallgestell hoch.

»Das ist ja auch ein Haushalt, Mel.«

»Ich habe gedacht, du wohnst in einem Labor. Hätte mich nicht überrascht.«

Rhyme betrachtete die Instrumente - grau, schwarz und verkratzt. Ähnlich wie die, mit denen er fünfzehn Jahre seines Lebens zugebracht hatte. Ein herkömmliches Stereomikroskop, ein Pha-

senkontrastmikroskop und ein Polarisationsmikroskop. Cooper öffnete die beiden Reisekoffer, die diverse, an ein Alchimistenlabor erinnernde Flaschen, Tiegel und Geräte enthielten. Im Nu fielen Rhyme allerlei Begriffe ein, Begriffe, die einst zu seinem tagtäglichen Vokabular gehört hatten. Tetramethylbenzidin-Vakuumröhren für Blutproben, Essigsäure, O-Tolidin, Luminol, Magna-Brush, Ruhemannsches Purpurphänomen.

Der dürre Mann blickte sich im Zimmer um. »Sieht genauso aus wie früher dein Büro, Lincoln. Wie willst du da irgendwas finden? Also ich brauch' ein bißchen Platz.«

»Thom.« Rhyme deutete mit dem Kopf auf den Tisch mit dem wenigsten Krimskrams. Sie schoben Zeitschriften, Papiere und Bücher zur Seite, bis die Tischplatte zum Vorschein kam, die Rhyme seit einem Jahr nicht mehr gesehen hatte.

Sellitto warf einen Blick in den Tatortbefundbericht. »Wie wollen wir den Unbekannten nennen? Wir haben noch keine Fallnummer.«

Rhyme schaute zu Banks. »Wählen Sie eine Nummer. Irgendeine Nummer.«

»Die Seitenzahl«, schlug Banks vor. »Nun ja, das Datum, meine ich.«

»Unbekannter Nummer 238. Von mir aus.«

Sellitto notierte sie auf dem Bericht.

»Äh, Entschuldigung? Detective Rhyme?«

Die Streifenpolizistin hatte sich zu Wort gemeldet. Rhyme wandte sich ihr zu.

»Ich soll um zwölf Uhr im Hauptgebäude sein.« So nannten die New Yorker Cops das Polizeipräsidium.

»Officer Sachs ...« Er hatte sie zeitweilig vergessen. »Sie waren heute morgen die erste am Tatort? Bei dem Mordfall an den Bahngleisen?«

»Das stimmt, ich habe die Meldung entgegengenommen.« Sie sprach an Thom gewandt.

»Hier bin ich, Officer«, wies Rhyme, der seinen Mißmut kaum be-

zähmen konnte, sie zurecht. »Hier drüben.« Es brachte ihn zur Rassei, wenn Leute über andere, über gesunde Menschen zu ihm sprachen.

Ihr Kopf fuhr herum, und er sah, daß sie die Lektion gelernt hatte. »Ja, Sir«, sagte sie sanftmütig, aber ihre Augen funkelten eisig.

»Ich bin nicht mehr im Dienst. Nennen Sie mich einfach Lincoln.«

»Könnten wir's vielleicht einfach hinter uns bringen, bitte?«

»Wie meinen Sie das?«

»Den Grund, weshalb Sie mich herkommen ließen. Tut mir leid. Ich habe nicht nachgedacht. Wenn Sie eine schriftliche Entschuldigung wollen, können Sie eine haben. Es ist nur so, daß ich zu spät zu meinem neuen Posten komme, und ich hatte noch keine Gelegenheit, meinen Vorgesetzten anzurufen.«

»Entschuldigung?« fragte Rhyme.

»Die Sache ist die, daß ich keine richtige Erfahrung mit dem Verhalten am Tatort habe. Ich hab' sozusagen improvisieren müssen.«

»Wovon reden Sie überhaupt?«

»Daß ich die Züge angehalten und die Eleventh Avenue gesperrt habe. Es war *meine* Schuld, daß der Senator seine Rede in New Jersey verpaßt hat und daß ein paar hohe Tiere von der UN vom Flughafen in Newark nicht rechtzeitig zu ihren Empfängen gekommen sind.«

Rhyme glückste. »Wissen Sie, wer ich bin?«

»Na ja, ich habe selbstverständlich schon von Ihnen gehört. Ich dachte, Sie...«

»Wären tot?« fragte Rhyme.

»Nein. Das hab' ich nicht gemeint.« Obwohl es zutraf. »Wir arbeiten auf der Akademie alle mit Ihrem Buch«, fuhr sie rasch fort.

»Aber wir erfahren nichts über Sie. Persönlich, meine ich ...« Sie blickte an der Wand hoch und sagte steif: »Als erste am Tatort war ich für die Absicherung zuständig, und meiner Ansicht nach ließ sich das am besten lösen, indem ich den Zug anhalte und die Straße sperre. Und das habe ich getan, Sir.«

»Nennen Sie mich Lincoln. Und Sie sind ...«

»Ich—«

»Ihr Vorname?«

»Amelia.«

»Amelia. Nach der Fliegerin?«

»Nein, Sir. Ein in meiner Familie üblicher Name.«

»Amelia, ich will keine Entschuldigung. Sie hatten recht, und Vince Peretti hatte unrecht.«

Sellitto fuhr bei dieser Indiskretion auf, doch Rhyme kümmerte sich nicht darum. Schließlich war er einer der wenigen Menschen auf der Welt, die ruhig liegenbleiben konnten, wenn der Präsident der Vereinigten Staaten höchstpersönlich ins Zimmer spaziert käme. »Peretti hat sich am Tatort verhalten, als ob ihm der Bürgermeister über die Schulter schauen würde, und auf diese Weise baut man hundertprozentig Mist. Er hatte zu viele Leute dabei, er lag total daneben, als er Züge und Straßenverkehr durchließ, und außerdem hätte er zu einem so frühen Zeitpunkt den Tatort noch nicht freigeben dürfen. Wenn wir die Bahnstrecke weiter gesperrt hätten, wer weiß, ob wir dann nicht einen namentlich gekennzeichneten Kreditkartenbeleg gefunden hätten. Oder einen wunderschönen großen Daumenabdruck.«

»Das mag schon sein«, sagte Sellitto behutsam. »Aber das behalten wir lieber für uns.« Er warf Sachs, Cooper und dem jungen Jerry Banks kurze Blicke zu, die einen stummen Befehl enthielten.

Rhyme lachte geringschätzig auf. Dann wandte er sich wieder an Sachs. Er ertappte sie dabei, wie sie, genau wie Banks heute morgen, auf seine von einer aprikotfarbenen Decke verborgenen Beine und den Körper starrte. »Ich habe Sie hergebeten«, sagte er zu ihr, »weil ich möchte, daß Sie den nächsten Tatort untersuchen.«

»Was?« Diesmal sprach sie nicht mittels Dolmetscher.

»Ich will, daß Sie für uns arbeiten«, sagte er kurz angebunden. »Am nächsten Tatort.«

»Aber« - sie lachte-, »ich bin nicht bei der Kripo. Ich bin im Streifendienst. Ich hab' noch nie einen Tatort untersucht.«

»Hier handelt es sich um einen ungewöhnlichen Fall. Wie Ihnen Detective Sellitto höchstselbst erklären wird. Er ist mehr als sonderbar. Stimmt's, Lon? Schon richtig, wenn es sich um einen typischen Tatort handelte, würde ich Sie nicht haben wollen. Aber in diesem Fall brauchen wir jemanden mit einem unvoreingenommenen Blick.«

Sie schaute zu Sellitto, der nichts sagte. »Ich kann ... ich bin dafür nicht geeignet. Ganz sicher nicht.«

»Na schön«, erwiderte Rhyme geduldig. »Die Wahrheit?«

Sie nickte.

»Ich brauche jemanden, der den Schneid hat, kurzerhand einen Zug anzuhalten, um den Tatort zu sichern, und der hinterher zu seiner Entscheidung steht.«

»Besten Dank, daß Sie mir die Chance geben, Sir. Lincoln. Aber -«

»Lon«, sagte Rhyme kurz und knapp.

»Officer«, herrschte der Detective Sachs an, »Sie können sich das nicht aussuchen. Sie wurden uns in diesem Fall zugeteilt, und Sie werden uns am Tatort zur Hand gehen.«

»Sir, dagegen muß ich protestieren. Ich werde aus dem Streifen-dienst abgezogen. Heute. Ich werde aus gesundheitlichen Gründen versetzt. Wirksam seit einer Stunde.«

»Aus gesundheitlichen Gründen?« erkundigte sich Rhyme.

Sie zögerte, warf erneut einen unwillkürlichen Blick auf seine Beine. »Ich habe Arthritis.«

»Tatsächlich?« fragte Rhyme.

»Chronische Arthritis.«

»Das tut mir leid.«

»Ich habe heute morgen die Meldung nur deshalb entgegengenommen«, fuhr sie rasch fort, »weil jemand anders krank geworden ist. Ich hatte das gar nicht vor.«

»Je nun, auch ich hatte etwas anderes vor«, sagte Lincoln Rhyme. »Und jetzt wollen wir uns mal die Spuren ansehen.«

SECHS

»Die Schraube.«

Eingededenk der klassischen kriminalistischen Regel: Untersuche die ungewöhnlichste Spur zuerst.

Thom drehte die Plastiktüte mit den Händen hin und her, während Rhyme das nur halb verrostete Metallstück musterte. Stumpf. Verwittert.

»Bist du dir bei den Abdrücken sicher? Hast du es mit Ninhydrin und Silbernitrat versucht? Das ist die beste Methode, wenn Spuren den Elementen ausgesetzt waren.«

»Ja«, bestätigte Mel Cooper.

»Thom«, befahl Rhyme, »sorg dafür, daß mir nicht ständig die Haare in die Augen hängen. Kämm sie zurück. Ich habe dir schon heute morgen gesagt, du sollst sie zurückkämmen.«

Der Adlatus seufzte und bürstete die wirren schwarzen Strähnen zurück. »Paß bloß auf«, flüsterte er seinem Boß mit unheilverkündendem Ton zu, worauf Rhyme unwirsch den Kopf herumwarf und seine Haare noch mehr durcheinanderbrachte. Amelia Sachs saß teilnahmslos auf einem Stuhl in der Ecke. Sie hatte die Füße auf den Boden gestellt wie ein Sprinter kurz vor dem Start und sah aus - ja genau, sie sah aus, als erwarte sie jeden Moment die tödliche Kugel.

Rhyme wandte sich wieder der Schraube zu.

Als er noch Chef der IRD gewesen war, hatte Rhyme angefangen, Musterproben zu sammeln. Ähnlich dem Lacktypenverzeichnis bei Automobilen oder der Tabakprobensammlung des BATF, der Bundesbehörde für Alkohol, Tabak und Schußwaffen. Er hatte Ver-

zeichnisse über handelsübliche Munition, Fasern, Tuche, Autoreifen, Schuhe, Werkzeuge, Motoren- und Getriebeöl angelegt. Hunderte von Arbeitsstunden hatte er damit zugebracht, Listen zu erstellen, Register anzulegen und mit Querverweisen zu versehen.

Doch trotz aller Besessenheit, mit der Rhyme in seiner aktiven Zeit ans Werk gegangen war, hatte es die IRD nie geschafft, die handelsüblichen Eisenwaren zu erfassen. Er fragte sich, warum das so war, und er war wütend auf sich, weil er sich nicht die Zeit dazu genommen hatte. Noch wütender aber war er auf Vince Peretti, weil der ebenfalls nicht daran gedacht hatte.

»Wir müssen jeden Schraubenhersteller und -händler im Nordosten anrufen. Nein, im ganzen Land. Fragt sie, ob sie so einen Typ herstellen und an wen sie ihn verkaufen. Faxt unseren Telefonistinnen in der Zentrale eine Beschreibung samt Bild der Schraube zu.«

»Teufel noch mal, das könnten Millionen sein«, sagte Banks. »Jeder Heimwerkermarkt und jedes Kaufhaus im ganzen Land.«

»Das glaube ich nicht«, erwiderte Rhyme. »Es muß sich um einen unmittelbaren Hinweis handeln. Er hätte die Spur nicht gelegt, wenn wir nichts damit anfangen könnten. Diese Schrauben stammen von einem bestimmten Hersteller, der sich ermitteln läßt. Da gehe ich jede Wette ein.«

Sellitto klemmte sich ans Telefon. Ein paar Minuten später wandte er sich an Rhyme. »Ich habe deine Telefonistinnen bekommen. Vier Stück. Woher kriegen wir eine Auflistung der Hersteller?«

»Schick einen Streifenpolizisten runter zur Zweiundvierzigsten Straße«, versetzte Rhyme. »Zur Stadtbücherei. Dort gibt's Firmenverzeichnisse. Bis dahin sollen die Telefonistinnen das Branchenfernspprechbuch durchgehen.«

Sellitto gab die Anordnung telefonisch durch.

Rhyme warf einen Blick auf die Wanduhr. Es war halb zwei.

»Und nun zum Asbest.«

Das Wort löste einen Geistesblitz aus. Er spürte einen Stich - an Körperstellen, wo er nichts dergleichen spüren konnte. Woran erin-

nerte ihn das Stichwort Asbest? An etwas, was er gelesen oder gehört hatte - unlängst erst, so kam es ihm vor, doch Lincoln Rhyme traute seinem Zeitgefühl nicht mehr. Wenn man Monat für Monat reglos auf dem Rücken liegt, vergeht die Zeit immer langsamer, bis sie irgendwann nahezu stehenbleibt. Durchaus möglich, daß er an etwas dachte, was er vor zwei Jahren gelesen hatte.

»Was wissen wir über Asbest?« fragte er versonnen. Niemand antwortete, doch das war egal; er beantwortete die Frage selbst. Das war ihm ohnehin am liebsten. Asbest ist ein komplexes Molekül, ein Silikat-Polymer. Unbrennbar, weil es, genau wie Glas, bereits oxidiert ist.

Als Rhyme sich mit alten Mordfällen befaßt und - in Zusammenarbeit mit forensischen Anthropologen und Zahnspezialisten - die entsprechenden Tatorte untersucht hatte, war er häufig in Häuser geraten, die mit Asbest isoliert waren. Er erinnerte sich an den eigenartigen Geschmack der Atemschutzmasken, die sie bei ihren Ausgrabungen tragen mußten. Genaugenommen, so fiel ihm wieder ein, war es sogar im Zuge einer Asbestsanierung gewesen, daß Bauarbeiter in einem Generatorenraum des U-Bahnhofs City Hall den Leichnam eines von Dan Shepherd ermordeten Polizisten gefunden hatten. Als Rhyme sich gebückt hatte, um eine Faser vom hellblauen Hemd des Polizisten zu pflücken, hatte er das Ächzen und Knacken des Eichenbalkens gehört. Die Maske hatte ihn vermutlich vor dem Ersticken bewahrt, als er unter Staub und Erdreich begraben worden war.

»Vielleicht hält er sie in einem Haus fest, das gerade asbestfrei gemacht wird«, sagte Sellitto.

»Könnte sein«, pflichtete Rhyme bei.

»Ruf das Bundesumweltamt und die städtische Umweltbehörde an«, befahl Sellitto seinem Assistenten. »Stell fest, ob und welche asbestverseuchten Gebäude derzeit saniert werden.«

Der junge Kripomann klemmte sich ans Telefon.

»Bo«, fragte Rhyme Haumann, »sind Ihre Leute einsatzbereit?«

»Startklar«, bestätigte der Leiter des Spezialeinsatzkommandos.

»Allerdings muß ich darauf hinweisen, daß über die Hälfte unseres

Personals wegen dieser UN-Sache eingespannt sind. Sie sind dem Secret Service und dem UN-Sicherheitsdienst zugewiesen.«

»Ich kriege gerade ein paar Infos der Bundesumweltbehörde.« Banks winkte Haumann zu, worauf sich die beiden in eine Zimmerecke zurückzogen. Sie schoben etliche Bücherstapel beiseite. Als Haumann eine Generalstabskarte des Spezialeinsatzkommandos aufklappte, fiel etwas herunter und landete klappernd auf dem Boden.

Banks zuckte zusammen. »Himmel.«

Aus Rhymes Blickwinkel war nicht zu erkennen, was heruntergefallen war. Haumann zögerte, bückte sich dann, hob einen ausgebleichten Wirbelknochen auf und legte ihn wieder auf den Tisch.

Rhyme spürte, daß mehrere Augenpaare auf ihn gerichtet waren, äußerte sich aber nicht zu dem Knochenstück. Haumann beugte sich über die Karte, während Banks am Telefon blieb und ihm die Standorte durchgab, an denen derzeit Asbestsanierungsmaßnahmen durchgeführt wurden. Der Leiter des Einsatzkommandos markierte sie mit einem Fettstift. Offenbar waren es eine ganze Menge, verteilt auf alle fünf Bezirke der Stadt. Es war entmutigend.

»Wir müssen es enger eingrenzen. Sehen wir uns mal den Sand an«, sagte Rhyme zu Cooper. »Leg ihn unters Mikroskop. Sag mir, was du davon hältst.«

Sellitto reichte dem Kriminaltechniker das Kuvert mit dem Beweismittel, worauf dieser den Inhalt auf ein emailliertes Untersuchungsschälchen kippte. Eine kleine Staubwolke stieg von den feinen, glitzernden Körnern auf. Darunter war auch ein abgeschliffener Stein, der in der Mitte des Häufchens liegenblieb.

Lincoln Rhyme brachte keinen Ton heraus. Nicht wegen des Anblicks - er wußte noch nicht, was er sah -, sondern weil sein Gehirn dem nutzlosen rechten Arm vergeblich den Befehl erteilen wollte, einen Stift zu nehmen und in der Probe herumzustochern. Es war mindestens ein Jahr her, daß er diesen Drang zuletzt verspürt hatte. Fast wären ihm die Tränen gekommen, und nur der Gedanke an das Se-conal-Fläschchen und die Plastiktüte in Dr. Bergers Aktenkoffer

konnte ihn trösten - eine Vorstellung, die wie ein rettender Engel im Raum hing.

Er räusperte sich. »Untersuch ihn auf Abdrücke!«

»Was denn?« fragte Cooper.

»Den Stein.«

Sellitto blickte ihn fragend an.

»Der Stein gehört da nicht hin«, sagte Rhyme. Äpfel und Birnen.

Ich möchte wissen, warum. Such Abdrücke.«

Cooper nahm eine kleine Zange mit Porzellanspitzen, ergriff den Stein und untersuchte ihn. Er setzte eine Spezialbrille auf und strahlte den Stein mit einem Polilight an - ein elektronisches Gerät, etwa so groß wie eine Autobatterie, an das eine stabförmige Leuchte angeschlossen war.

»Nichts«, sagte Cooper.

»Metallbedampfung?«

Die Metall- oder Vakuumbedampfung ist die zuverlässigste Methode, um latente Fingerabdrücke auf nichtporösen Oberflächen zu erkennen. Dabei wird der zu untersuchende Gegenstand in einer Hochvakuumkammer mit Gold oder Zink bedampft; das Metall lagert sich auf den latenten Abdrücken ab, so daß die Papillarleisten sichtbar werden.

Aber Cooper hatte kein Metallbedampfungsgerät dabei.

»Was hast du denn dabei?« fragte Rhyme, dem das gar nicht paßte.

»Sudan Black, physikalischen Entwickler, Jod, Amidoschwarz, DFO und Gentianaviolett, Magna-Brush.«

Außerdem hatte er Ninhydrin, ein Aminosäurereagenz zum Sichtbarmachen von Fingerabdrücken auf porösen Oberflächen, und eine Sekundenkleber-Ausrüstung zum Untersuchen glatter Spurenträger mitgebracht. Rhyme konnte sich noch genau an die phantastische Neuigkeit erinnern, die sich vor einigen Jahren unter Kriminalisten verbreitet hatte: Ein Techniker, der in einem forensischen Labor der US-Army in Japan arbeitete, hatte eine kaputte Kamera mit Sekundenkleber repariert und verwundert festgestellt, daß

die Klebstoffdämpfe latente Fingerabdrücke besser sichtbar machen als die Mehrzahl der dafür bestimmten Chemikalien.

Diese Methode wandte Cooper jetzt an. Mittels der Zange legte er den Stein in einen kleinen Glaskasten und gab einen Tupfer Klebstoff auf die erhitzbare Platte im Inneren. Nach wenigen Minuten nahm er den Stein wieder heraus.

»Wir haben etwas«, sagte er. Er stäubte den Stein mit langwelligem UV-Pulver ein und richtete den Leuchtstab des Polilights darauf. Der Abdruck war deutlich zu sehen. Genau in der Mitte. Cooper fotografierte ihn mit der Polaroid CU-5, einer Sofortbildkamera für Aufnahmen im Maßstab eins zu eins. Er zeigte Rhyme das Bild.

»Halt es näher.« Rhyme untersuchte es mit zusammengekniffenen Augen. »Ja! Er hat den Finger abgerollt.«

Wenn man einen Finger auf einem Spurenträger abrollt, entsteht ein anderer Abdruck, als wenn man den Gegenstand in die Hand nimmt. Der Unterschied war geringfügig - er äußerte sich in der Breite der Papillarleisten an verschiedenen Stellen des Abdrucks -, aber Rhyme erkannte ihn klar und deutlich.

»Schau an, was ist denn das?« sagte er nachdenklich. »Diese Linie.« Oberhalb des eigentlichen Abdrucks befand sich eine schwache, halbmondförmige Markierung.«

»Sieht fast so aus wie -«

»Jawohl«, sagte Rhyme. »Ihr Fingernagel. Normalerweise kommt das nicht vor. Ich wette, er hat den Stein präpariert, damit er garantiert auffällt. Hat einen ölichen Abdruck hinterlassen. Wie ein Papillarleistenmuster.«

»Warum sollte er so was tun?« fragte Sachs.

Genervt, weil keiner die Hinweise so schnell verstand wie er, erklärte Rhyme knapp: »Er will uns damit zweierlei sagen: einmal, daß das Opfer eine Frau ist. Falls wir nicht sofort auf die Verbindung zwischen ihr und dem Opfer von heute morgen kommen sollten.«

»Und warum dieses?« wollte Banks wissen.

»Um den Einsatz zu erhöhen«, sagte Rhyme. »Damit wir noch

mehr ins Schwitzen geraten. Er teilt uns mit, daß eine Frau in Gefahr ist. Er bewertet die Opfer unterschiedlich - genau wie wir alle, auch wenn wir das Gegenteil behaupten.« Rhymes Blick fiel zufällig auf Sachs' Hände. Überrascht stellte er fest, daß ihre Finger grauenhaft aussahen - jedenfalls für eine ansonsten so schöne Frau. Vier waren an der Spitze mit fleischfarbenem Heftpflaster verklebt, und bei mehreren anderen waren die Nägel bis aufs Fleisch abgekaut. Ein Nagelbett war mit braunem Blut verkrustet. Er bemerkte auch die gerötete Haut unterhalb ihrer Augenbrauen - vom Auszupfen, vermutete er. Und einen Kratzer neben ihrem Ohr. Alles Anzeichen, die auf einen gewissen Selbstzerstörungstrieb hindeuteten. Es gab Millionen von Möglichkeiten, sich umzubringen, ohne daß man zu Schnaps und Pillen greifen mußte.

»Auf die andere Sache, die er uns mitteilen will, habe ich bereits hingewiesen«, erklärte Rhyme. »Er kennt sich mit Spuren aus. Er will uns sagen: Haltet euch nicht mit der üblichen Spurensicherung auf. Weil ich nämlich keine üblichen Spuren hinterlassen werde. Selbstverständlich meint er das nur. Denn wir werden irgend etwas finden. Darauf wette ich.« Rhyme runzelte plötzlich die Stirn. »Die Karte! Wir brauchen die Karte. Thom!«

»Welche Karte?« versetzte der Adlatus.

»Du weißt genau, welche Karte ich meine.«

Thom seufzte. »Keine Ahnung, Lincoln.«

Rhyme wandte den Blick zum Fenster und sagte nachdenklich, als rede er in erster Linie mit sich selbst: »Die Eisenbahnunterführung, die Schmuggeltunnel und die Zugangswege, der Asbest - das sind lauter alte Sachen. Er hat eine gewisse Vorliebe für das alte, das *historische* New York. Ich brauche die Randel-Karte.«

»Und wo ist die?«

»Beim Recherchematerial für mein Buch. Wo sonst?«

Thom wühlte in den Aktenordnern herum und zog schließlich die Fotokopie einer breiten, querformatigen Karte von Manhattan heraus. »Die hier?«

»Genau!«

Es handelte sich um das sogenannte Randeische Meßtischblatt, entworfen im Jahr 1811, als die Planungskommission den künftigen Verlauf der Straßen in New York festlegte. Die Karte war im Querformat gedruckt worden, mit dem Battery Park links unten und Harlem rechts oben. Auf dieser Darstellung ähnelte die Halbinsel einem Hund, der angriffslustig den Kopf erhoben hat und zum Sprung ansetzt.

»Häng sie da auf. Gut so.«

»Thom, wir werden dich dienstverpflichten«, rief Rhyme, während der Adlatus dem Befehl nachkam. »Lon, gib ihm eine Dienstrmarke oder irgendwas, Hauptsache, es glänzt.«

»Lincoln«, versetzte er murrend.

»Wir brauchen dich. Komm schon. Du wolltest doch schon immer mal Sam Spade oder Kojak sein.«

»Nur Judy Garland«, erwiderete der Adlatus.

»Dann also Jessica Fletcher! Du wirst das Täterprofil anlegen. Nun komm schon, zück den Mont Blanc, den du immer so angeberisch aus der Brusttasche deines Hemdes spitzen lässt.«

Der junge Mann verdrehte die Augen, nahm seinen Parker-Filzstift zur Hand und zog einen eingestaubten Notizblock aus einem der Stapel unter einem Tisch.

»Nein, ich habe eine bessere Idee«, rief Rhyme. »Häng eins von den Postern auf. Einen Kunstdruck. Hefte ihn umgekehrt an die Wand und schreib auf die Rückseite. In Großbuchstaben. Damit ich es sehen kann.«

Thom suchte ein Seerosenbild von Monet aus und heftete es an die Wand.

»Oben drüber«, befahl der Kriminalist, »schreibst du Unbekannter Nummer 238<. Dann legst du vier Spalten an. >Aussehen. Aufenthaltsort. Fahrzeug. Sonstiges.< Bestens. Und jetzt geht's los. Was wissen wir über ihn?«

»Zum Fahrzeug ... er hat ein gelbes Taxi«, sagte Sellitto.

»Genau. Und unter >Sonstiges< trägst du ein, daß er sich mit Tatortarbeit auskennt.«

»Was möglicherweise heißt«, fügte Sellitto hinzu, »daß er schon mal im Kahn gewesen ist.«

»Was heißt das?« fragte Thom.

»Er ist möglicherweise vorbestraft«, erklärte der Detective.

»Vielleicht sollten wir hinzufügen, daß er mit einem .32er Colt bewaffnet ist«, schlug Banks vor.

»Himmel, natürlich«, bestätigte sein Vorgesetzter.

»Und daß er sich mit Papillarleisten auskennt«, warf Rhyme ein.

»Was?« fragte Thom.

»Mit Fingerabdrücken. Genau darum handelt es sich nämlich. Um die Abdrücke der Papillen an Händen und Füßen, der Griff leisten, die unseren Fingern Hak geben. Außerdem solltest du aufschreiben, daß er vermutlich über einen sicheren Unterschlupf verfügt. Gut gemacht, Thom. Du bist der geborene Gesetzes Hüter.«

Thom zog eine finstere Miene, trat zurück und bürstete sein Hemd ab, an dem sich eine der von der Wand hängenden Spinnweben verfangen hatte.

»Soweit wären wir, Leute«, sagte Sellitto. »Ein erster Eindruck von Mr. 238.«

Rhyme wandte sich an Mel Cooper. »Nun zum Sand. Was können wir dazu sagen?«

Cooper schob die Spezialbrille auf die blasse Stirn. Er kippte eine Sandprobe auf einen Objekträger und legte ihn unter das Polarisationsmikroskop. Er regelte die Einstellung.

»Hm. Das ist merkwürdig. Keine Doppelbrechung.«

Das Polarisationsmikroskop funktioniert nach dem Prinzip der Doppelbrechung - dabei wird ein Lichtbündel in zwei senkrecht zueinander polarisierte Teilbündel aufgespalten, wodurch die optischen Konstanten von Kristallen, Fasern und anderen Materialien gemessen werden können. Meersand weist beispielsweise eine deutliche Doppelbrechung auf.

Unbekannter Nr. 238

| Aussehen | Aufenthaltsort | Fahrzeug | Sonstiges |
|-----------------------------------|----------------|----------|---|
| Wahrsch. sicherer Unterschlupf | Gelbes Taxi | | Kenntn. TO-Arbeit evtl. vorbestraft Kenntn. Fingerabdr. Waffe = .32er Colt |

»Dann ist es also kein Sand«, grummelte Rhyme. »Es handelt sich um etwas Zermahlenes ... Kannst du es identifizieren?«

Identifizierung... Das Ziel eines jeden Kriminalisten. Die meisten Spuren besitzen einen Individualcharakter. Aber selbst wenn man weiß, worum es sich handelt, gibt es für gewöhnlich Tausende von Herkunftsmöglichkeiten. Eine eindeutige Identifizierung von Spuren ist nur dann möglich, wenn es für das betreffende Material nur eine oder eine sehr begrenzte Anzahl von möglichen Quellen gibt. Ein Fingerabdruck zum Beispiel, ein DNS-Profil oder ein Lacksplitter, der sich wie ein Stück aus einem Puzzle genau an der beschädigten Stelle am Fahrzeug eines Tatverdächtigen einfügen läßt.

»Vielleicht«, erwiderte der Kriminaltechniker, »kann ich feststellen, was es ist.«

»Zermahlenes Glas«, schlug Rhyme vor.

Glas ist im Grunde genommen nichts anderes als geschmolzener Sand, aber bei der Glasherstellung ändert sich die Kristallstruktur. Bei zermahlenem Glas gibt es keine Doppelbrechung. Cooper besah sich die Probe ganz genau.

»Nein, ich glaube nicht, daß es sich um Zermahlenes Glas handelt. Ich weiß nicht, was es ist. Ich wünschte, ich könnte ein EDX durchführen.«

Mit der in Kriminallabors allgemein üblichen energiedispersiven Röntgenmikroanalyse läßt sich feststellen, welche Elemente in einer am Tatort gesammelten Spurprobe enthalten sind.

»Besorg ihm die Geräte«, befahl Rhyme Sellitto. Dann blickte er sich im Zimmer um. »Wir brauchen mehr Apparaturen. Ich möchte, daß wir außerdem ein Vakuumbedampfungsgerät bekommen und ein GCMS.« Mit einem Gaschromatographen lassen sich Substanzen in ihre Bausteine zerlegen, und im Massenspektrometer kann durch Elektronenbeschuß jede einzelne Komponente bestimmt werden. Mit diesen Geräten kann ein Kriminalist eine unbekannte Stoffprobe analysieren, die nicht mehr als ein Millionstel Gramm wiegt, und das Ergebnis anhand einer Datenbank vergleichen, in der Hun-

derttausende bekannter Materialien und Werkstoffe nach Typus und Markennamen erfaßt sind.

Sellitto gab den Wunschzettel telefonisch an das kriminaltechnische Labor durch.

»Aber wir können nicht warten, bis das ganze schicke Spielzeug kommt. Du mußt dich an die altmodischen Methoden halten. Sag mir mehr über den vermeintlichen Sand.«

»Kr ist mit etwas Erde durchsetzt. Ich sehe Lehm, Quarzeinsprengsel, Feldspat und Glimmer. Aber auch Teile von Blättern und vermoderten Pflanzen. Die Einsprengsel hier könnten Bentonit sein.«

»Bentonit.« Rhyme war sichtlich zufrieden. »Das ist vulkanische Asche, die Baufirmen gern als Füllmaterial benutzen, wenn sie in unmittelbar am Wasser gelegenen Stadtbezirken, wo das Muttergestein tief hegt, Fundamente graben müssen. Sie verhindert eine Unter-spülung. Wir haben es also mit einem erschlossenen Gebiet zu tun, das unmittelbar am oder in der Nähe eines Gewässers liegt - vermutlich südlich der Vierunddreißigsten Straße. Weiter nördlich ist das Muttergestein viel dichter unter der Oberfläche. Dort braucht man kein Füllmaterial.«

Cooper verschob den Objektträger. »Wenn ich raten müßte, würde ich sagen, es besteht hauptsächlich aus Kalk. Moment mal, ich sehe irgendwas Faserartiges.«

Er drehte an der Einstellung. Rhyme hätte sonstwas dafür gegeben, wenn er durch das Okular hätte blicken können. Schlagartig fielen ihm all die Abendstunden ein, in denen er die Augen an die weiche Gummifassung des Okulars gedrückt und die Humuseinsprengsel, die Blutkörperchen oder Metallsplitter betrachtet hatte, die mal mehr, mal weniger deutlich zu sehen waren.

»Hier ist noch was. Ein größeres Korn. Aus drei Schichten bestehend. Eine sieht aus wie Horn. Dann zwei Schichten Kalk. Farblich leicht unterschiedlich. Die andere ist durchsichtig.«

»Drei Schichten«, versetzte Rhyme ungehalten. »Verdammt, das

ist eine Muschel!« Er war wütend auf sich. Er hätte daran denken müssen.

»Jawohl, genau das ist es,« Cooper nickte. »Meines Erachtens eine Auster.«

Die Austernbänke, die es in der Umgebung der Stadt gab, lagen hauptsächlich vor der Küste von Long Island und New Jersey. Rhyme hatte gehofft, daß sich die Suche nach dem Unbekannten auf Manhattan eingrenzen ließe - wo an diesem Morgen das Opfer gefunden worden war. »Wenn er den ganzen Großraum mit einbezieht, ist die Suche aussichtslos.«

»Ich sehe noch etwas anderes,« sagte Cooper. »Ich glaube, es ist Kalk. Aber sehr alt. Körnig.«

»Beton vielleicht?« schlug Rhyme vor.

»Möglicherweise. Ja. Aber dann verstehe ich die Muschelschalen nicht,« fügte Cooper nachdenklich hinzu. »Die Austernbänke rund um New York sind voller Bewuchs und Schlick. Das hier ist mit Beton durchsetzt und weist keinerlei pflanzliche Stoffe auf.«

»Die Ränder!« stieß Rhyme aus. »Wie sehen die Schalenränder aus, Mel?«

Der Techniker blickte durch das Okular. »Gebrochen, nicht abgeschliffen. Das Material hier wurde unter Druck pulverisiert. Keine Erosionsspuren durch Wasser.«

Rhyme zog die Randel-Karte zu Rate und suchte sie von rechts nach links ab. Konzentrierte sich schließlich auf das Hinterteil des springenden Hundes.

»Ich hab's!« rief er.

Im Jahr 1913 errichtete E W Woolworth das sechzigstöckige, mit Terrakotta verkleidete und mit allerlei Wasserspeichern, Türmchen und Zinnen verzierte Bauwerk, das noch heute seinen Namen trägt. Sechzehn Jahre lang war es das höchste Gebäude der Welt. Weil das Muttergestein in diesem Teil von Manhattan über dreißig Meter unter dem Broadway liegt, mußten die Arbeiter tiefe Schächte ausheben und Stützpfeiler zum Verankern des Bauwerks einbringen. Nicht

lange nach der Grundsteinlegung entdeckten Bauarbeiter die sterblichen Überreste des aus Manhattan stammenden Industriellen Talbott Soames, der 1906 entführt worden war. Die Leiche war in einer dicken weißen Sandschicht begraben, wie man zunächst meinte, doch in Wirklichkeit handelte es sich um zermahlene Austernschalen, ein Umstand, den die Boulevardpresse unter Verweis auf die geradezu zwanghafte Vorliebe des fettleibigen Unternehmers für reichhaltige Speisen weidlich ausschlachtete. An der Südostspitze von Manhattan gab es so viele Muschelschalen, daß man sie als Füllmaterial zum Aufschütten des Bodens benutzte. Ihnen verdankt zum Beispiel die Pearl Street ihren Namen.

»Sie ist irgendwo in Downtown Manhattan«, verkündete Rhyme. »Vermutlich an der East Side. Und möglicherweise in der Nähe der Pearl Street. Sie wird in einem unterirdischen Versteck in einer Tiefe von etwa einem Meter fünfzig bis vier Meter fünfzig festgehalten. Womöglich auf einer Baustelle, vielleicht auch in einem Keller. In einem alten Gebäude oder einem Tunnel.«

»Vergleiche das mit den Angaben vom Bundesumweltamt, Jerry«, befahl Sellitto. »Schau nach, wo dort Asbestsanierungen vorgenommen werden.«

»An der Pearl Street? Da ist nichts.« Der junge Polizist hielt die Karte hoch, auf der er und Haumann die entsprechenden Stellen eingezeichnet hatten. »Es gibt etwa drei Dutzend Sanierungsmaßnahmen - in Midtown, in Harlem und in der Bronx. Aber keine einzige in Downtown.«

»Asbest... Asbest...«, murmelte Rhyme versonnen. Was kam ihm daran so vertraut vor?

Es war fünf nach zwei.

»Bo, wir müssen loslegen. Schicken Sie Ihre Leute da runter und lassen Sie sie die Gegend absuchen. Sämtliche Häuser entlang der Pearl Street. Dazu die Water Street.«

»Mann«, seufzte Haumann, »das ist ein ganzer Haufen Häuser.« Er ging zur Tür.

»Lon, du solltest ebenfalls hin«, sagte Rhyme zu Sellitto. »Das wird ganz knapp. Die brauchen bei der Suche jeden, den sie kriegen können. Amelia, ich möchte, daß auch Sie da unten sind.«

»Moment, ich habe gedacht -«

»Officer«, versetzte Sellitto, »das ist ein Befehl.«

Ihr schönes Gesicht verfinsterte sich etwas.

Rhyme wandte sich an Cooper. »Mel, bist du mit einem Bus hergefahren?«

»Mit einem SEW«, antwortete er.

Die von der Stadtpolizei zur Ermittlung am Tatort eingesetzten Fahrzeuge waren für gewöhnlich schwere Kleinbusse voller Instrumente und allerlei Zubehör zum Sammeln und Sichern von Spuren, besser ausgerüstet als manches Kleinstadt-labor. Doch als Rhyme Leiter der IRD gewesen war, hatte er kleinere Fahrzeuge angefordert - Kombis in erster Linie -, die über die notwendigsten Geräte zum Sammeln und Auswerten von Spuren verfügten. Die schnellen Einsatzwagen wirkten unscheinbar, aber Rhyme hatte bei der Fuhrparkverwaltung darauf gedrängt, daß sie mit Turbo-Motoren vom Typ Police Interceptor ausgerüstet wurden. Im Einsatz hängten sie häufig die Streifenwagen ab, so daß nicht selten ein erfahrener Kriminaltechniker zuerst am Tatort eintraf. Und das ist der Traum eines jeden Staatsanwalts.

»Gib Amelia die Schlüssel.«

Cooper reichte sie Sachs, die Rhyme kurz anstarnte, sich dann umdrehte und die Treppe hinuntereilte. Selbst ihre Schritte klangen wütend.

»Also gut, Lon. Wo drückt der Schuh?«

Sellitto warf einen Blick in das leere Treppenhaus und trat dann an Rhymes Bett. »Willst du ET. bei dieser Sache wirklich dabeihaben?«

»ET?«

»Sachs meine ich. ET. ist ihr Spitzname.«

»Weswegen?«

»Sag's nicht in ihrer Nähe. Bringt sie auf die Palme. Ihr Papa war

vierzig Jahre lang Streifenpolizist. Deshalb wird sie die Plattfußtochter genannt.«

»Du meinst also, ich hätte sie nicht aussuchen sollen?«

»Nee, wegen mir nicht. Warum willst du sie dabeihaben?«

»Weil sie eine zehn Meter tiefe Böschung hinuntergeklettert ist, damit der Tatort unversehrt bleibt. Außerdem hat sie eine Hauptstraße und die Bahnstrecke gesperrt. So was nenne ich Initiative.«

»Komm schon, Linc. Ich kenne mindestens ein Dutzend Kripoleute, die genauso gehandelt hätten.«

»Nun ja, aber ich wollte sie haben.« Und Rhyme warf Sellitto einen nachdrücklichen Blick zu, mit dem er ihn wortlos, aber unmissverständlich an die ausgehandelten Bedingungen erinnerte.

»Ich will ja bloß auf eins hinaus«, grummelte der Detective. »Ich habe gerade mit Polling gesprochen. Peretti ist völlig außer sich, weil er übergangen worden ist, und falls - nein, ich sage *wenn* - die hohen Herren rauskriegen, daß eine Streifenpolizistin die Tatortarbeit übernimmt, gibt es einen Riesenärger.«

»Vermutlich«, sagte Rhyme leise und blickte auf das Poster mit dem Täterprofil. »Aber ich habe das Gefühl, daß das der geringste Ärger sein wird, der uns heute blüht.«

Und damit ließ er das müde Haupt auf das dicke Daunenkissen sinken.

SIEBEN

Der Kombi raste auf die engen, verrußten Straßenschluchten um die Wall Street in Downtown New York zu.

Amelia Sachs trommelte mit den Fingern auf das Lenkrad, während sie sich vorzustellen versuchte, wo T. J. Colfax festgehalten werden mochte. Ihrer Ansicht nach war die Suche nach ihr völlig aussichtslos. Noch nie war ihr der näher rückende Finanzbezirk so riesig vorgekommen - überall Gassen, Mauerdurchbrüche und mit schwarzen Fernstern übersäte Häuser wände.

So viele Stellen, an denen man eine Geisel verstecken konnte.

Vor ihrem geistigen Auge sah sie die aus dem Grab neben den Bahngleisen ragende Hand. Den Diamantring, der an einem blutigen Fingerknochen steckte. Sachs kannte diese Art Schmuck. Sie bezeichnete sie als Trostringe - so etwas kauften sich reiche, einsame Mädchen. Sie würde so einen tragen, wenn sie reich wäre.

Sie raste in Richtung Süden, schlängelte sich zwischen Fahrraboteten und Taxis hindurch.

Dieser Teil der Stadt wirkte selbst am hellen Nachmittag und bei sengender Sonne noch gruslig. Die Häuser, auf denen sich dunkler, wie getrocknetes Blut aussehender Schmutz abgelagert hatte, warfen düstere Schatten.

Sachs ging mit sechzig Stundenkilometern in eine Kurve, geriet auf dem weichen Asphalt kurz ins Schleudern, drückte das Gaspedal durch und beschleunigte den Kombi wieder auf neunzig Sachen.

Hervorragender Motor, dachte sie. Und wollte feststellen, wie gut der Wagen bei Tempo hundertzehn lag.

Vor vielen Jahren hatte Amie Sachs, damals noch ein Teenager, oft die Schlüssel zum Camaro ihres alten Herrn stibitzt, während dieser schlief - er arbeitete für gewöhnlich von drei bis elf -, hatte ihrer Mutter gesagt, sie ginge einkaufen und gefragt, ob sie vom Schlachter in Fort Hamilton ein paar Schnitzel mitbringen solle. Und noch ehe ihre Mutter sagen konnte: »Nein, aber du nimmst den Zug, du fährst nicht selber«, war sie schon verschwunden, hatte den Wagen angelassen und war gen Westen gerauscht.

Drei Stunden später hatte sich Amie die Treppe hochgeschlichen, wo ihre Mutter sie aufgeregt und ärgerlich zur Rede gestellt und ihr - sehr zur Belustigung der Tochter - einen Vortrag darüber gehalten hatte, wie groß die Gefahr sei, daß sie schwanger werde, und daß sie sich dadurch jede Chance verbaue, mit ihrem hübschen Gesicht eine Million Dollar als Fotomodell zu verdienen. Und als Rose, so hieß ihre Mutter, schließlich erfuhr, daß ihre Tochter nicht herumvögelte, sondern lediglich mit hundertsechzig Stundenkilometern über die Schnellstraßen von Long Island fuhr, reagierte sie ebenso aufgeregt und ärgerlich und hielt dem Mädchen einen leicht varierten Vortrag darüber, daß sie sich das hübsche Gesicht zerstören und sich damit jede Chance verbauen werde, als Fotomodell eine Million Dollar zu verdienen.

Als sie ihren Führerschein machte, wurde es eher noch schlimmer.

Sachs zwängte sich jetzt zwischen zwei in zweiter Reihe parkenden Lastern durch und hoffte, daß weder der Fahrer noch der Beifahrer die Tür öffnete. In Null Komma nichts war sie vorbei.

Wenn man in Schwung ist, kriegt einen keiner...

Lon Sellitto knetete mit den Fingerspitzen sein rundliches Gesicht und achtete nicht auf den wilden Fahrstil. Er redete mit seinem Partner über den Fall, wie ein Buchhalter, der sich über einen Bilanzausgleich ausläßt. Banks indessen schielte nicht mehr hingerissen auf Sachs' Augen und Mund, sondern warf jede Minute mindestens einen prüfenden Blick auf den Tacho.

Wild schlingernd kurvten sie an der Brooklyn Bridge vorbei. Sie

dachte wieder an die Entführte, stellte sich T. J.s lange, elegante Nägel vor, während sie mit den Fingern auf das Lenkrad trommelte. Wieder hatte sie das Bild vor Augen, das ihr nicht aus dem Sinn gehen wollte: die weiße Hand, die wie ein Birkenzweig aus dem feuchten Grab ragte. Der blutige Knochen.

»Irgendwie spinnt er«, stieß sie plötzlich aus, um auf einen anderen Gedanken zu kommen.

»Wer?« fragte Sellitto.

»Rhyme.«

»Meiner Ansicht nach«, warf Banks ein, »sieht er aus wie Howard Hughes' kleiner Bruder.«

»Tja, das hat mich auch überrascht«, räumte der ältere Detective ein. »Hat nicht besonders gut ausgesehen. War mal ein hübscher Kerl. Aber na ja, ihr wißt schon. Nach dem, was er durchgemacht hat. Wieso gehen Sie auf Fußstreife, wenn Sie so fahren können, Sachs?«

»Weil ich dazu eingeteilt wurde. Man hat mich nicht gefragt, man hat es mir befohlen.« Genau wie du, dachte sie. »War er wirklich so gut?«

»Rhyme? Eher noch besser. Die meisten Jungs bei der New Yorker Kripo bearbeiten etwa zweihundert Leichenfunde pro Jahr. Höchstens. Rhyme hat doppelt so viele geschafft. Selbst als er die IRD geleitet hat. Nehmen Sie zum Beispiel Peretti. Er ist gut, aber er kommt höchstens alle zwei Wochen an einen Tatort, und auch das nur bei aufsehenerregenden Fällen. Aber das haben Sie nicht von mir, Officer.«

»Nein, Sir.«

»Aber Rhyme hat die Tatortarbeit persönlich erledigt. Und wenn er nicht an einem Tatort war, ist er rumgelaufen.«

»Was hat er dabei gemacht?«

»Einfach rumgelaufen. Sich umgeguckt. Er ist kilometerweit ge laufen. Quer durch die ganze Stadt. Hat allerlei Sachen gekauft, auf gelesen, gesammelt.«

»Was für Sachen?«

»Musterproben zur Spurenbestimmung. Erde, Zeitschriften, Radkappen, Schuhe, medizinische Fachbücher, Arzneimittel, Pflanzen... alles, was es gibt. Er hat es zusammengetragen und klassifiziert. Sie wissen schon - damit er sich anhand der Spuren eine Vorstellung machen konnte, wo sich der Täter aufgehalten und was er gemacht haben könnte. Jedesmal wenn man ihn erreichen wollte, war er irgendwo in Harlem, an der Lower East Side oder in Hell's Kitchen.«

»Ist er für den Polizeiberuf erblich vorbelastet?«

»Nein. Sein Vater war irgendein Wissenschaftler in einem staatlichen Laboratorium oder so was Ähnliches.«

»Hat Rhyme Naturwissenschaften studiert?«

»Ja. Wurde in Champaign-Urbana ausgebildet, hat zwei tolle Diplome. In Chemie und Geschichte. Keine Ahnung, warum. Seine Leute sind tot, seit ich ihn kenne. Das sind jetzt, Teufel noch mal, fast fünfzehn Jahre. Und er hat keine Geschwister. Er ist in Illinois aufgewachsen. Daher der Name Lincoln, nach dem großen Abraham.«

Sie wollte fragen, ob er verheiratet sei oder gewesen war, ließ es aber sein. Statt dessen sagte sie: »Ist er wirklich so ein ...«

»Sagen Sie's ruhig, Officer.«

»Ein Ekel?«

Banks lachte.

»Meine Mama hatte einen bestimmten Ausdruck dafür«, erwähnte Sellitto. »Sie hat immer gesagt, jemand habe >seinen eigenen Kopf<. Tja, das trifft auf Rhyme zu. Er hat seinen eigenen Kopf. Einmal hat ein Kriminaltechniker aus lauter Blödheit einen Fingerabdruck mit Luminol - das ist ein Stoff, der auf Blutspuren reagiert - statt mit Ninhydrin eingesprührt. Hat den Abdruck zerstört. Rhyme hat ihn auf der Stelle gefeuert. Ein andermal war ein Cop am Tatort pissten und hat runtergespült. Mannomann. Rhyme ist vielleicht hochgegangen, hat ihm gesagt, er soll schleunigst runter in den Keller und alles zurückbringen, was im Abwassersieb hängengeblieben ist.« Sellitto lachte. »Der Cop, kein kleiner Streifenpolizist mehr,

sagte: >Das mach' ich nicht. Ich bin Lieutenant.< Und Rhyme sagte: >Ich hab' eine Überraschung für Sie: Ab jetzt sind Sie Klempner.< Ich könnte ewig so weitermachen. Verflucht, Officer. Sie fahren fast hundertdreißig.«

Sie schossen am Hauptgebäude vorbei, und wehmütig dachte sie: Genau da sollte ich jetzt sein. Mich mit den Kollegen aus der Presseabteilung bekanntmachen, die Ausbildungsstunden absitzen, die klimatisierte Luft genießen.

Gekonnt umkurvte sie ein Taxi, das bei Rot über die Ampel gefahren war.

Herrgott, war das heiß. Heiß und staubig, heiß und stinkend, heiß und voller Abgase. Die ekelhafteste Tageszeit in der Stadt. Die Stimmung war am Siedepunkt, konnte jederzeit umkippen, wie die trübe Brühe, die droben in Harlem aus den Hydranten sprudelte. Vorletzte Weihnachten hatten sie und ihr Freund bei minus fünfzehn Grad gemeinsam den Heiligen Abend gefeiert - kurz nur, von elf Uhr bis Mitternacht, denn länger hatten sie beide nicht dienstfrei gehabt. Sie und Nick hatten beim Rockefeller Center gesessen, draußen neben der Eislauftbahn, und hatten Kaffee und Cognac getrunken. Beide waren der Meinung gewesen, daß ihnen eine Woche Kälte lieber sei als ein einziger heißer Augusttag.

Dann, als sie die Pearl Street hinunterraste, entdeckte sie endlich Haumanns Kommandostand. Sachs zog eine zirka zweieinhalb Meter lange Bremsspur, als sie den Kombi in die Lücke zwischen seinem Wagen und dem Bus des Spezialeinsatzkommandos zwängte.

»Verdammter, Sie können gut fahren.« Sellitto stieg aus. Aus irgendeinem Grund - sie wußte selbst nicht genau, warum - freute sich Sachs, als sie den Abdruck bemerkte, der sich deutlich sichtbar am Fenster abzeichnete, nachdem Jerry Banks mit schweißnasser Hand die hintere Tür aufgestoßen hatte.

Rundum wimmelte es von Streifenpolizisten und Leuten des Sonderkommandos, mindestens fünfzig bis sechzig Mann. Und weitere Kräfte waren im Anmarsch. Es kam einem vor, als konzentrierte sich

das Polizeipräsidium ganz auf den Südzipfel von New York. Sachs er-
tappte sich bei dem Gedanken, daß dies genau der richtige Zeitpunkt
wäre, falls jemand ein Attentat verüben, ein Konsulat oder ein anderes
wichtiges Gebäude in seine Gewalt bringen wollte.

Haumann kam zu dem Kombi getrapt. »Wir arbeiten uns von Tür
zu Tür vor«, sagte er zu Sellitto, »erkundigen uns nach Bauarbeiten an
der Pearl. Niemand weiß was von Asbestsanierungsmaßnahmen, und
keiner hat irgendwelche Hilferufe gehört.«

Sachs wollte gerade aussteigen, als Haumann sagte: »Nein, Offi-
cer. Sie sollen hier beim Einsatzwagen bleiben.«

Sie stieg trotzdem aus.

»Ja, Sir. Wer hat das befohlen?«

»Detective Rhyme. Ich habe gerade mit ihm gesprochen. Sie sollen
sich bei der Zentrale melden, sobald Sie vor Ort sind.«

Haumann ging weg. Sellitto und Banks eilten zum Komman-
dostand.

»Detective Sellitto!« rief Sachs.

Er drehte sich um. »Entschuldigen Sie, Detective«, sagte sie. »Die
Sache ist die: Wer ist mein Streifenführer? Wem unterstehe ich?«

»Sie unterstehen Rhyme«, sagte er kurz angebunden.

Sie lachte. »Aber ich kann ihm nicht unterstehen.«

Sellitto schaute sie verständnislos an.

»Ich meine, geht's hier nicht auch um Haftungsfragen und so weiter?
Um Befugnisse? Er ist Zivilist, ein stinknormaler Bürger. Ich
brauche eine feste Anlaufstelle, einen Vorgesetzten, dem ich unter-
stehe.«

»Officer, hören Sie mal zu«, sagte Sellitto in aller Ruhe. »Wir *alle*
unterstehen Lincoln Rhyme. Mir ist es egal, ob er ein stinknormaler
Bürger ist oder der Rächer mit der Maske. Haben Sie das kapiert?«

»Aber -«

»Wenn Sie sich beschweren wollen, dann tun Sie das schriftlich,
aber nicht vor morgen.«

Damit war er weg. Amelia Sachs schaute ihm einen Moment lang

hinterher, setzte sich dann wieder in den Wagen und meldete der Zentrale, daß sie vor Ort und einsatzbereit sei. Auf Anweisungen warte.

Sie lachte grimmig auf, als sich eine Frauenstimme meldete. »10-4 an Streife 5888. Zu Ihrer Kenntnisnahme. Detective Rhyme wird sich in Kürze bei Ihnen melden. Ende.«

Detective Rhyme.

»10-4, Ende«, antwortete Sachs. Dann warf sie einen Blick nach hinten und fragte sich, was in den schwarzen Koffern sein mochte.

Zwanzig vor drei.

In Rhymes Haus klingelte das Telefon. Thom nahm ab. »Es ist eine Telefonistin aus dem Präsidium.«

»Stell sie durch.«

»Detective Rhyme«, schallte es aus dem Telefonlautsprecher. »Sie erinnern sich bestimmt nicht mehr an mich, aber ich hab' zu Ihrer Zeit bei der IRD gearbeitet. Als Zivilangestellte. Hab' damals telefonische Auskünfte eingeholt. Emma Rollins.«

»Natürlich. Wie geht's dem Nachwuchs, Emma?« Er erinnerte sich an eine große, fröhliche Schwarze, die zwei Jobs hatte, um ihre fünf Kinder durchzufüttern. Ihm fiel ein, wie sie mit ihren kräftigen Fingern einmal so fest auf die Wählertasten gedrückt hatte, daß sie ein Amtstelefon kaputtgemacht hatte.

»Jeremy fängt in zwei Wochen auf dem College an, und Dora ist immer noch Schauspielerin oder hält sich jedenfalls für eine. Die Kleinen machen sich ganz prima.«

»Lon Sellitto hat Sie engagiert, nicht wahr?«

»Nein, Sir. Als ich gehört habe, daß Sie an dem Fall arbeiten, hab' ich 'ne junge Kollegin in die Notruf zentrale zurückgeschickt. Die Sache hier übernimmt Emma, hab' ich ihr gesagt.«

»Was haben Sie für uns?«

»Wir arbeiten anhand eines Verzeichnisses von Firmen, die Schrauben herstellen. Und eines Buches, in dem die entsprechenden Großhändler aufgelistet sind. Wir haben was rausgefunden. Die

Buchstaben haben uns geholfen. Diejenigen, die auf der Schraube eingeprägt sind. Das CE. Sie werden eigens für Consolidated Edison hergestellt.«

Verdammtd. Natürlich.

»Sie sind so gekennzeichnet, weil sie eine andere Größe haben als die Schrauben, die der Hersteller sonst verkauft - fünfzehn Sechzehntel Zoll, und viel mehr Gewindegänge als die meisten anderen Schrauben. Es handelt sich um die Firma Michigan Tool & Cie in Detroit. Sie werden nur noch für die alten Rohrleitungen in New York gebraucht. Diejenigen, die vor sechzig, siebzig Jahren gebaut worden sind. Wenn die Rohrteile zusammenmontiert werden, müssen sie völlig dicht sein. Da geht's enger zu als zwischen Braut und Bräutigam in der Hochzeitsnacht, hat der Mann am Telefon gesagt. Hat mir die Schamröte ins Gesicht treiben wollen.«

»Emma, ich liebe Sie. Sie bleiben doch am Telefon, ja?«

»Aber garantiert.«

»Thom!« schrie Rhyme. »Dieses Telefon tut es nicht. Ich muß selbst anrufen können. Was ist mit der Stimmaktivierung im Computer? Kann ich die benutzen?«

»Du hast sie nicht bestellt.«

»Wirklich nicht?«

»Nein.«

»Nun ja, ich brauche sie.«

»Tja, wir haben sie aber nicht.«

»Mach *irgendwas*. Ich möchte, daß ich selbst telefonieren kann.«

»Ich glaube, hier ist irgendwo eine elektronische Handbedienung.« Thom wühlte in einem an der Wand stehenden Karton herum. Er fand ein kleines elektronisches Gerät, stöpselte das eine Kabel am Telefon an und das andere an dem Steuerhebel, der neben Rhymes Wange angebracht war.

»Das ist zu mühselig!«

»Tja, was anderes haben wir nicht. Wenn wir, wie ich vorgeschlagen habe, ein Infrarotgerät hätten, das über deiner Augenbraue be-

festigt wird, könntest du schon seit zwei Jahren dem Telefonsex frönen.«

»Zu viele verfluchte Kabel«, versetzte Rhyme.

Plötzlich verkrampfte sich sein Nacken, so daß er das Steuergerät außer Reichweite stieß. »Mist.«

Mit einemmal kam Lincoln Rhyme die kleine Aufgabe völlig unlösbar vor - von ihrem Auftrag gar nicht zu sprechen. Er war erschöpft, sein Nacken tat weh, der Kopf ebenfalls. Besonders die Augen. Sie brannten, und - das war für ihn noch schmerzhafter - er wünschte sich sehnlichst, er könnte mit den Fingern über die Lider streichen. Eine kleine Handbewegung nur, um sich Erleichterung zu verschaffen, etwas, was alle Welt tagtäglich tat.

Thom brachte den Joystick wieder in Position. Rhyme bot seine ganze Geduld auf und fragte seinen Adlatus: »Wie funktioniert das?«

»Das ist die Anzeige. Siehst du sie auf der Steuerung? Du bewegst einfach den Joystick, bis er auf einer Ziffer steht, wartest eine Sekunde, und schon ist sie programmiert. Bei der nächsten Ziffer machst du's genauso. Wenn du alle sieben hast, schiebst du den Joystick zum Wählen hierher.«

»Das funktioniert nicht«, blaffte er.

»Reine Übungssache.«

»Wir haben keine Zeit.«

»Ich habe viel zu lange das Telefon für dich bedient«, knurrte Thom.

»Na schön«, sagte Rhyme und senkte die Stimme - seine Art, sich zu entschuldigen. »Ich übe später. Könntest du bitte Consolidated Edison für mich anwählen? Ich will mit einer Führungskraft sprechen.«

Der Strick tat weh, die Handschellen ebenfalls, aber am meisten machte ihr der Lärm zu schaffen.

Tammie Jean Colfax spürte, wie ihr der Schweiß in Strömen über Gesicht, Brust und Arme lief, während sie die Verbindungsglieder der Handschellen mühsam über die rostige Schraube zog, immer hin

und her, wie eine Säge. Sie hatte kein Gefühl mehr in den Handgelenken, aber es kam ihr so vor, als wäre die Kette stellenweise schon etwas dünner geworden.

Erschöpft hielt sie inne und drehte die Arme hin und her, damit sie keinen Krampf bekam. Wieder horchte sie. Die Geräusche stammten von Arbeitern, dachte sie, die Schrauben anziehen und Teile zusammenklopfen. Letzte Hammerschläge. Sie stellte sich vor, daß sie gerade mit der Arbeit an dem Rohr fertig wurden und sich auf den Nachhauseweg begeben wollten.

Geht nicht, schrie sie tonlos. Laßt mich nicht allein. Solange die Männer hier waren, war sie in Sicherheit.

Ein letzter Schlag, danach Totenstille.

Mach, daß du da wegkommst, Mädchen. Na los.

Mama...

T. J. weinte ein paar Minuten lang, als sie an ihre Familie daheim in Ost-Tennessee dachte. Ihre Nase war verstopft, aber als sie um Atem rang, mußte sie heftig niesen. Daraufhin bekam sie wieder Luft. Es gab ihr neue Zuversicht. Kraft. Sie sägte weiter.

»Ich verstehe durchaus, daß es eilt, Detective. Aber ich weiß nicht, wie ich Ihnen helfen soll. Wir verwenden die Schrauben in der ganzen Stadt. Für Ölleitungen, Gasleitungen ...«

»Na schön«, sagte Rhyme unwirsch und stellte der Führungskraft, die in der Firmenzentrale von Consolidated Edison an der vierzehnten Straße saß, die nächste Frage. »Isolieren Sie Ihre Leitungen mit Asbest?«

Kurzes Zögern.

»Den haben wir zu neunzig Prozent entfernt«, entgegnete die Frau. »Zu fünfundneunzig Prozent.«

Manche Menschen konnten einen dermaßen auf die Palme bringen. »Das ist mir klar. Ich muß lediglich wissen, ob immer noch Asbest zum Isolieren verwendet wird.

»Nein«, sagte sie beharrlich. »Nun ja, nicht bei Stromleitungen.

Nur bei Dampf, und der macht prozentual den geringsten Anteil unserer Versorgung aus.«

Dampfleitungen!

Die am wenigsten bekannten, zugleich aber gefährlichsten Versorgungsleitungen der Stadt. Consolidated Edison heizte Wasser auf über fünfhundert Grad auf und speiste es in ein unter Manhattan verlaufendes Rohrsystem ein. Der Dampf war überhitzt - auf etwa zweihundert Grad - und schoß mit einer Geschwindigkeit von rund hundertzwanzig Stundenkilometern quer durch die Stadt.

Rhyme erinnerte sich wieder an einen Zeitungsartikel. »Hatten Sie letzte Woche nicht einen Rohrbruch?«

»Ja, Sir. Aber bei dem Leck ging es nicht um Asbest. Die entsprechende Stelle wurde schon vor Jahren saniert.«

»Aber einige Ihrer Rohre in Downtown sind mit Asbest ummantelt?«

Sie zögerte. »Nun ja ...«

»Wo war dieser Rohrbruch?« hakte Rhyme rasch nach.

»Am Broadway. Eine Querstraße nördlich von der Chambers.«

»Stand darüber nicht ein Artikel in der *Times*?«

»Ich weiß es nicht. Kann sein. Ja.«

»Und war in diesem Artikel nicht von Asbest die Rede?«

»So ist es«, räumte sie ein. »Aber es hieß nur, daß die Asbestverseuchung früher ein großes Problem gewesen sei.«

»Das Rohr, das gebrochen ist, hat das ... kreuzt das weiter südlich die Pearl Street?«

»Nun ja, mal sehen. Ja, so ist es. An der Hanover Street. Auf der Nordseite.«

Er stellte sich T. J. Colfax vor, die Frau mit den schlanken Fingern und den langen Nägeln, die jeden Moment sterben konnte.

»Und der Dampf wird um fünfzehn Uhr wieder eingeleitet?«

»Das stimmt. Müßte jeden Moment soweit sein.«

»Das geht nicht!« schrie Rhyme. »Jemand hat sich an den Rohren zu schaffen gemacht. Sie dürfen keinen Dampf einleiten!«

Beunruhigt blickte Cooper von seinem Mikroskop auf.

»Nun ja, ich weiß nicht...«, sagte die Frau.

»Ruf Lon an«, rief er Thom zu. »Sag ihm, sie ist in einem Keller an der Hanover, Ecke Pearl Street. Auf der Nordseite.« Er klärte ihn über den Dampf auf. »Schick außerdem die Feuerwehr hin. Mit Schutzkleidung gegen Hitze.«

»Setzen Sie sich mit dem Reparaturtrupp in Verbindung!« schrie er in sein Telefon. »Sofort! Sie dürfen keinen Dampf einleiten! Auf keinen Fall!« Geistesabwesend wiederholte er die Worte, verabscheute seine lebhafte Phantasie, denn er hatte eine Filmschleife vor Augen, die ihm immer wieder zeigte, wie sich die Haut der Frau in der ausströmenden Wolke aus kochendheißem Dampf verfärbte.

Das Funkgerät im Kombi knisterte und knackte. Auf Sachs' Uhr war es drei Minuten nach drei. Sie meldete sich.

»Streife 5885, ko -«

»Schenken Sie sich die Formalitäten, Amelia«, sagte Rhyme. »Wir haben keine Zeit.«

»Ich-«

»Wir glauben zu wissen, wo sie ist. Hanover, Ecke Pearl Street.«

Sie warf einen Blick nach hinten und sah etliche Polizisten vom Einsatzkommando auf einen Altbau zurennen.

»Soll ich -«

»Man sucht schon nach ihr. Sie müssen sich auf die Tatortarbeit vorbereiten.«

»Aber ich kann doch helfen -«

»Nein. Ich möchte, daß Sie zum Heck des Kombis gehen. Dort ist ein Koffer mit der Aufschrift 02 drin. Nehmen Sie ihn mit. Und in einem kleinen schwarzen Kasten ist ein Polilight. Sie haben bei mir zu Hause eins gesehen. Mel hat es benutzt. Nehmen Sie das ebenfalls mit. In dem Koffer mit der Aufschrift 03 finden Sie einen Kopfhörer und ein kleines Mikrofon. Schließen Sie es an Ihr Motorola an und begeben Sie sich zu dem Gebäude, vor dem die Kollegen sind. Mel-

den Sie sich bei mir, wenn Sie soweit sind. Kanal siebenunddreißig.
Ich habe zwar einen terrestrischen Anschluß, aber man wird Sie zu
mir durchstellen.«

Kanal siebenunddreißig. Die städtische Frequenz bei Sonder-
einsätzen. Die Frequenz für dringliche Fälle.

»Was -?« fragte sie. Aber die Verbindung war bereits unterbrochen.

An ihrem Uniformgürtel hing eine lange schwarze Halogen-
schenlampe, daher ließ sie das sperrige Zwölf-Volt-Gerät hinten im
Wagen und nahm nur das Polilight und den schweren Koffer. Er
mußte mindestens einen halben Zentner wiegen. Genau das hat meinen
verdammten Gelenken noch gefehlt. Sie faßte fest zu, biß die Zähne
zusammen und eilte zu der Straßenkreuzung.

Sellitto rannte keuchend zu dem Haus. Banks stieß zu ihnen.

»Haben Sie's gehört?« fragte Sellitto. Sachs nickte.

»Ist es das hier?« fragte sie.

Sellitto deutete mit dem Kopf auf die Gasse. »Er muß sie hier rein-
geschafft haben, denn im Foyer sitzt ein Wachmann.« Sie trabten
jetzt durch eine düstere, kochendheiße Häuserschlucht, in der es
nach Pissem und Abfällen roch. Zerbeulte blaue Mülltonnen standen
auf dem Kopfsteinpflaster.

»Dac, rief Sellitto. »Diese Türen.«

Die Polizisten schwärmteten im Laufschritt aus. Drei der vier Türen
waren von innen abgesperrt.

Die vierte war aufgestemmt und mit einer Kette wieder ver-
schlossen worden. Kette und Schloß waren neu.

»Das ist sie!« Sellitto wollte zur Tür greifen, zögerte dann. Dachte
wahrscheinlich an Fingerabdrücke. Dann packte er den Knauf und
zerrte daran. Sie ging ein paar Zentimeter weit auf, wurde aber dann
von der Kette gehalten. Er schickte drei Uniformierte zur Vorder-
seite - sie sollten von innen in den Keller vordringen. Einer der Cops
grub einen Pflasterstein aus und hämmerte damit auf das Schloß ein.
Fünf Schläge, dann zehn. Er zuckte zurück, als er mit der Hand die
Tür streifte; Blut quoll aus dem aufgeschürften Finger.

Ein Feuerwehrmann kam mit einem Halligan angerannt, einem Allzweckwerkzeug, vorne Spitzhacke, hinten Brecheisen. Er rammte die Spitze in ein Kettenglied und sprengte das Vorhängeschloß auf. Sellitto schaute Sachs erwartungsvoll an. Sie erwiderete den Blick.

»Nun denn, los, Officer!« rief er.

»Was?«

»Hat er Ihnen nicht Bescheid gesagt?«

»Wer?«

»Rhyme.«

Verflucht, sie hatte vergessen, den Kopfhörer anzuschließen. Sie fummelte damit herum, stöpselte ihn schließlich ein. Hörte: »Amelia, wo -«

»Hier bin ich.«

»Sind Sie vor dem Gebäude?«

»Ja.«

»Gehen Sie hinein. Man hat den Dampf abgestellt, aber ich weiß nicht, ob es rechtzeitig geschehen ist. Nehmen Sie einen Notarzt und jemanden vom Einsatzkommando mit. Gehen Sie zum Heizungskeller. Vermutlich werden Sie die Colfax gleich sehen. Gehen Sie zu ihr, aber nicht auf direktem Weg, nicht geradewegs von der Tür zu ihr hin. Ich möchte nicht, daß Sie irgendwelche Fußspuren zerstören, die er vielleicht hinterlassen hat. Verstanden?«

»Ja.« Sie nickte energisch, ohne daran zu denken, daß er sie nicht sehen konnte. Sie winkte einen Notarzt und einen Mann vom Einsatzkommando zu sich und trat in den schummrigen Kellergang. Überall dunkle Winkel, dumpfe Maschinengeräusche, tropfendes Wasser.

»Amelia«, sagte Rhyme.

»Ja.«

»Wir haben vorhin darüber gesprochen, daß es sich um einen Hinterhalt handeln könnte. Aus allem, was ich inzwischen über ihn weiß, glaube ich schließen zu können, daß es nicht der Fall ist. Er ist nicht

da, Amelia. Das wäre unlogisch. Aber achten Sie trotzdem darauf,
daß Sie die Schußhand frei haben.«

Unlogisch.

»Okay.«

»Los jetzt! Schnell!«

ACHT

Eine düstere Grotte. Heiß, feucht und dunkel.

Im Eilschritt rückten sie alle drei durch den schmutzigen Korridor auf die einzige Tür vor, die Sachs erkennen konnte. Auf einem Schild stand »Heizungskeller«. Sie war hinter dem Mann vom Einsatzkommando, der Helm und Körperschutz trug. Der Notarzt kam zuletzt.

Ihre Schulter und die Knöchel der rechten Hand, mit der sie den schweren Koffer trug, schmerzten. Sie wollte ihn mit der linken Hand nehmen und hätte ihn beinahe fallen lassen, ehe sie ihn zu fassen bekam. Dann setzten sie ihren Weg zur Tür fort.

Der Mann vom Einsatzkommando drang zuerst in den schummrigen Raum ein und sicherte mit seiner Maschinenpistole ab. Die am Lauf angebrachte Taschenlampe warf einen fahlen Lichtstreifen durch die Dampfschwaden. Sachs roch die Feuchtigkeit, den Schimmel. Und noch etwas anderes, etwas Widerwärtiges.

Klick. »Amelia?« Rhymes Stimme, die knisternd und verzerrt aus dem Kopfhörer dröhnte, hätte sie fast zu Tode erschreckt. »Wo sind Sie, Amelia?«

Mit zitternder Hand stellte sie den Ton leiser.

»Drinnen«, japste sie.

»Ist sie am Leben?«

Sachs wippte auf den Füßen, starre das Bild an, das sich ihr bot. Sie kniff die Augen zusammen, war sich zunächst nicht ganz sicher, was sie da sah. Dann wurde es ihr klar.

»O nein«, flüsterte sie. Spürte, wie ihr übel wurde.

Der ekelerregernde Geruch nach gekochtem Fleisch umwaberte

sie. Aber das war nicht das Schlimmste. Auch nicht der Anblick der hellroten Haut, die sich in großen Fetzen abgelöst hatte. Oder des nahezu völlig hautlosen Gesichts. Nein, am grauen Vollsten war T. J. Colfax' Körperhaltung - die verdrehten Gliedmaßen, der verkrümmte Leib. Offenbar hatte sie verzweifelt versucht, der mörderischen Hitze zu entrinnen.

Er hofft, daß das Opfer tot ist. Um seinetwillen ...

»Ist sie am Leben?« wiederholte Rhyme.

»Nein«, flüsterte Sachs. »Ich wüßte nicht, wie ... Nein.«

»Ist der Raum gesichert?«

Sachs warf einen Blick zu dem Polizisten, der das Gespräch mitgehört hatte, und nickte.

»Tatort gesichert.«

»Ich möchte, daß Sie den Mann vom Einsatzkommando rauschicken«, befahl Rhyme. »Dann gehen Sie und der Notarzt hin und untersuchen sie.«

Sachs würgte erneut, als ihr der Geruch in die Nase stieg, und unterdrückte mühsam den Brechreiz. Sie und der Notarzt begaben sich auf indirektem Weg zu dem Rohr. Nüchtern und ungerührt beugte er sich vor und befühlte den Hals der Frau. Er schüttelte den Kopf.

»Amelia?« fragte Rhyme.

Die zweite Leiche, mit der sie im Dienst zu tun hatte. Beide an einem Tag.

»Tot. Auf der Stelle«, sagte der Notarzt.

Sachs nickte, gab die offizielle Meldung über Mikrofon durch.
»Ein Todesopfer. Tod am Tatort festgestellt.«

»Verbrüht?« fragte Rhyme.

»Allem Anschein nach.«

»An die Wand gefesselt?«

»An ein Rohr. Mit Handschellen. Hände auf dem Rücken. Füße mit einer Wäschleine gefesselt. Mit Klebeband geknebelt. Er hat ein Dampfrohr aufgeschraubt. Sie war nur einen halben Meter davon entfernt. Mein Gott.«

»Schicken Sie den Notarzt auf denselben Weg zurück, auf dem Sie gekommen sind«, fuhr Rhyme fort. »Zur Tür. Achten Sie darauf, wohin Sie treten.«

Sie tat wie befohlen, starre weiter auf die Leiche. Wie konnte sich die Haut nur so rot verfärbten? Wie der Panzer eines gekochten Krebses.

»In Ordnung, Amelia. Wenden Sie sich jetzt der Tatortarbeit zu. Öffnen Sie den Koffer.«

Sie sagte nichts. Starre weiter vor sich hin.

»Amelia, sind Sie an der Tür?... Amelia?«

»Was?« schrie sie.

»Sind Sie an der Tür?«

Er klang so verdammt ruhig. So ganz anders als der bettlägerige Mann, an dessen blasierten, herrischen Tonfall sie sich nur zu gut erinnerte. Jetzt strahlte die Stimme Ruhe aus ... und noch etwas anderes. Sie wußte nicht, was.

»Ja, ich bin an der Tür. Wissen Sie, das ist verrückt.«

»Absolut wahnwitzig«, pflichtete ihr Rhyme bei. Er klang beinahe fröhlich. »Ist der Koffer offen?«

Sie klappte den Deckel auf und schaute hinein. Pinzetten und Zangen, ein Spiegel mit biegsamem Griff, Wattebüösche, Pipetten, Zickzackscheren, Meßrörchen, Spatel, Skalpelle ...

Was war das alles?

... ein Spurenstaubsauger, Gazestreifen, Briefkuverts, Streusiebe, Pinsel, Scheren, Plastik- und Papiertüten, Metalldosen, Flaschen - fünfprozentige Salpetersäure, Ninhydrin, Jod, allerlei Zubehör zum Sichtbarmachen und Sichern von Fingerabdrücken.

Unmöglich. »Sie haben mir anscheinend nicht geglaubt, Detective. Aber ich habe wirklich keine Ahnung von Tatortarbeit.«

Sie blickte zu der furchtbar zugerichteten Frau. Ihr Gesicht war zu einem entsetzlichen Grinsen verzerrt. Genau wie bei dem Opfer von heute morgen.

»Ich habe Ihnen geglaubt, Amelia«, sagte er brüsk. »Also, ist der

Koffer offen?« Er war ruhig und klang ... wie? Ja, *das* war es. Verführerisch. Er klang wie ein Liebhaber.

Ich hasse ihn, dachte sie. Man soll einen Krüppel nicht hassen. Aber verflucht noch mal, ich hasse ihn.

»Sie sind im Keller, stimmt's?«

»Ja, Sir.«

»Hören Sie, Sie müssen mich Lincoln nennen. Wir werden einander sehr gut kennenlernen, bis das hier vorbei ist.«

Was in etwa sechzig Minuten der Fall sein wird. Höchstens.

»In dem Koffer müßten sich ein paar Gummiringe befinden, wenn ich mich nicht irre.«

»Ich sehe sie.«

»Ziehen Sie sie über Ihre Schuhe. Etwa in Höhe des Fußballens. Falls es Unklarheiten wegen der Fußspuren gibt, wissen Sie, welche von Ihnen stammen.«

»Okay, schon geschehen.«

»Nehmen Sie ein paar Tüten und Kuverts für etwaige Beweismittel mit. Stecken Sie sich jeweils etwa zwei Handvoll in Ihre Hosentaschen. Können Sie mit Eßstäbchen umgehen?«

»Wie bitte?«

»Sie leben doch in der Stadt, stimmt's? Gehen Sie nicht manchmal in die Mott Street, um bei General Tsao Hühnchen zu essen? Oder kalte Nudeln mit Sesampaste?«

Als er von Essen redete, kam ihr die Galle hoch. Sie vermied jeden Blick auf die gefesselte Frau.

»Ich kann mit Eßstäbchen umgehen«, sagte sie eisig.

»Schauen Sie in den Koffer. Ich bin nicht sicher, ob Sie welche finden. Als ich noch für Tatortarbeit zuständig war, waren immer welche drin.«

»Ich sehe keine.«

»Nun ja, aber Sie finden sicher ein paar Stifte. Stecken Sie sie ein. Nun kommen wir zur Tatortbesichtigung. Schreiten Sie jeden Zentimeter ab. Sind Sie bereit?«

»Ja.«

»Sagen Sie mir zuerst, was Sie sehen.«

»Einen großen Raum. Etwa sechs Meter breit und zehn Meter lang. Lauter rostige Rohre. Rissiger Betonboden. Ziegelmauern. Schimmel.«

»Irgendwelche Kartons? Steht irgend etwas auf dem Boden?«

»Nein, er ist leer. Bis auf die Rohre, die Öltanks und den Brenner. Dort ist der Sand - die zermahlenen Muschelschalen. Sie rieseln aus einem Riß in der Wand. Und außerdem ist da irgendwelches graues Zeug -«

»Zeug?« versetzte er. »Dieses Wort kenne ich nicht. Was heißt >Zeug<?«

Mit einemmal packte sie der helle Zorn. Sie zwang sich zur Ruhe und sagte: »Es ist Asbest, aber nicht so zusammengeknüllt wie heute morgen. Eher eine Art bröslige Matte.«

»Gut. Nun zur ersten Spurensuche. Sehen Sie zu, ob er Fußspuren und fingierte Hinweise hinterlassen hat.«

»Meinen Sie, er hat noch mal was hinterlassen?«

»Oh, jede Wette«, sagte Rhyme. »Setzen Sie die Spezialbrille auf und benutzen Sie das Polilight. Halten Sie es niedrig. Suchen Sie den Raum ab. Jeden Zentimeter. Fangen Sie an. Sie wissen doch, wie man einen Tatort absucht?«

»Ja, Sir.«

»Wie?«

Sie sträubte sich. »Sie brauchen mich wirklich nicht auf die Probe zu stellen.«

»Ach, tun Sie mir den Gefallen. Wie?«

»Man geht in einer Richtung hin und zurück, dann wiederholt man das Ganze in lotrechter Richtung. Wie ein Schachbrettmuster.«

»Schritt für Schritt. Kein Schritt größer als eine Fußlänge.«

Das hatte sie nicht gewußt. »Ich weiß«, sagte sie.

»Fangen Sie an.«

Das Polilight warf einen unheimlichen, überirdisch wirkenden

Lichtschein. Sie wußte, daß man so etwas als ALQ bezeichnete — als alternative Lichtquelle -, und daß damit Finger- und Fußabdrücke sowie Samen- und Blutspuren zum Fluoreszieren gebracht wurden. Allerlei Schatten tanzten im Schein des grünlich flimmernden Lichts, und ein paarmal hätte sie beinahe die Waffe gezogen und auf einen dunklen Schatten abgedrückt, der sich dann lediglich als Ausgeburt ihrer Phantasie entpuppte.

»Amelia?« Rhymes Stimme klang scharf und durchdringend. Wieder fuhr sie zusammen.

»Ja? Was ist?«

»Sehen Sie irgendwelche Fußspuren?«

Sie wandte sich wieder dem Boden zu. »Ich, äh, nein. Aber ich sehe irgendwelche Streifen im Staub. Oder irgendwas.« Sie wand sich insgeheim, kaum daß sie das schwammige Wort ausgesprochen hatte. Doch ganz im Gegensatz zu Peretti heute morgen ging Rhyme nicht darauf ein. »Soso«, sagte er. »Dann hat er also hinterher gefegt.«

Sie staunte. »Genau, das ist es! Besenspuren. Woher haben Sie das gewußt?«

Rhyme lachte - ein schaurig schriller Ton in dieser muffigen Gruft -, dann sagte er: »Er war heute morgen so schlau, seine Spuren zu verwischen. Warum jetzt damit aufhören? Oh, er ist gut, der Knabe. Aber wir sind auch gut. Machen Sie weiter.«

Sachs bückte sich, sosehr ihre Gelenke auch zogen, und begab sich auf die Suche. Sie graste jeden Quadratmeter Boden ab. »Hier ist nichts. Nicht das geringste.«

Er hörte ihr am Tonfall an, daß sie meinte, damit wäre die Sache erledigt. »Sie haben erst angefangen, Amelia. Ein Tatort ist dreidimensional. Merken Sie sich das. Sie meinen lediglich, daß Sie am Boden keine Spuren gefunden haben. Suchen Sie jetzt die Wände ab. Fangen Sie an der am weitesten vom Dampfrohr entfernten Stelle an und gehen Sie Zentimeter für Zentimeter vor.«

Langsam und in großem Bogen ging sie um die mitten im Raum hängende Gestalt herum. Sie mußte daran denken, wie sie mit sechs

oder sieben bei einem Straßenfest in Brooklyn um den Maibaum getanzt war und ihr Vater sie voller Stolz mit der Schmalfilmkamera aufgenommen hatte. Langsam außen herum. Ein leerer Raum, und doch galt es tausenderlei Stellen abzusuchen.

Hoffnungslos ... Unmöglich.

Aber so war es nicht. Auf einem Mauersims in etwa einem Meter achtzig Höhe fand sie das Gesuchte. Sie lachte laut auf. »Hier ist was.«

»Mehrere Gegenstände dicht beisammen?«

»Ja. Ein großer dunkler Holzsplitter.«

»Die Eßstäbchen.«

»Was?«

»Die Stifte. Heben Sie ihn damit auf. Ist er naß?«

»Hier drin ist alles naß.«

»Natürlich. Der Dampf. Stecken Sie ihn in ein Papierkuvert. Aus einer Plastiktüte kann die Feuchtigkeit nicht entweichen, und bei dieser Hitze bilden sich Bakterien, die sämtliche Spuren zerstören. Was haben Sie noch gefunden?« hakte er nach.

»Es sind ... ich weiß nicht recht ... Haare, glaube ich. Kurzgeschnittene Haare. Ein kleines Häufchen.«

»Mit oder ohne Haut?«

»Ohne.«

»Im Koffer müßte eine Rolle Klebeband sein. 3M. Nehmen Sie sie damit auf.«

Sachs sicherte den Großteil der Haare und steckte sie in einen Papierumschlag. Sie musterte den Mauersims rund um die Haare. »Ich sehe einige Flecken. Sieht aus wie Rost oder Blut.«

Sie richtete das Polilight auf die Stelle. »Sie fluoreszieren.«

»Können Sie einen Blutnachweis vornehmen?«

»Nein.«

»Dann nehmen wir einfach mal an, daß es sich um Blut handelt. Könnte es vom Opfer stammen?«

»Unwahrscheinlich. Es ist zu weit weg, und außerdem führt keine Spur hin.«

»Gibt es denn eine Spur, die irgendwo hinführt?«

»Sieht so aus. Zu einem Wandziegel. Er ist locker. Keine Abdrücke drauf. Ich ziehe den Ziegel heraus. Ich - ach, du lieber Gott!« Sachs keuchte und torkelte ein, zwei Schritte zurück, wäre fast hingefallen.

»Was ist?« fragte Rhyme.

Behutsam ging sie zurück und starnte ungläubig darauf.

»Amelia. Melden Sie sich.«

»Es ist ein Knochen. Ein blutiger Knochen.«

»Menschlich?«

»Weiß ich nicht«, antwortete sie. »Woher soll ich ...? Ich weiß es nicht.«

»Noch frisch?«

»Sieht so aus. Etwa fünf Zentimeter lang und zweieinhalb dick. Da ist Fleisch dran. Er wurde abgesägt. Herrgott. Wer, zum Geier, macht so was -«

»Regen Sie sich nicht auf.«

»Was ist, wenn er von einem weiteren Opfer stammt?«

»Dann sollten wir lieber zusehen, daß wir ihn schleunigst fassen, Amelia. Tüten Sie ihn ein. Plastik für den Knochen.«

Sie war noch nicht damit fertig, als er fragte: »Weitere fingierte Spuren?« Er klang besorgt.

»Nein.«

»Das ist alles ? Haare, ein Knochen und ein Holzsplitter ? Er macht es uns nicht allzu leicht, was?«

»Soll ich sie zu Ihrem ... Büro bringen?«

Rhyme lachte. »Er möchte, daß wir die Sache abblasen. Aber nein. Noch sind wir nicht fertig. Wollen doch mal sehen, ob wir nicht noch ein bißchen mehr über unseren Unbekannten Nummer 238 herausfinden.«

»Aber hier ist nichts mehr.«

»O doch, Amelia. Seine Adresse und seine Telefonnummer, seine körperlichen Merkmale, seine Wünsche und Zielsetzungen. Sie müssen sich nur umsehen.«

Sie war wütend über seinen belehrenden Tonfall, daher schwieg sie.

»Haben Sie die Taschenlampe dabei?«

»Ich habe meine Halogenlampe für den Dienst -«

»Nein«, murkte er. »Die Taschenlampen für den Dienstgebrauch werfen einen zu schmalen Lichtstrahl. Sie brauchen den zwölf Volt starken Breitstrahler.«

»Tja, den hab' ich nicht mitgenommen«, versetzte sie. »Soll ich ihn holen?«

»Keine Zeit. Untersuchen Sie die Rohre.«

Sie suchte zehn Minuten lang, kletterte bis hoch zur Decke und richtete die starke Lampe in Winkel, in die vermutlich seit fünfzig Jahren kein Lichtstrahl mehr gefallen war. »Nein, ich sehe gar nichts.«

»Gehen Sie wieder zur Tür. Beeilung.«

Sie zögerte einen Moment, dann ging sie zurück.

»Okay. Ich bin da.«

»Nun schließen Sie die Augen. Was riechen Sie?«

»Riechen? Haben Sie riechen gesagt?« Hatte er nicht mehr alle?

»Überprüfen Sie immer, wie es an einem Tatort riecht. Es kann Ihnen hunderterlei Dinge verraten.«

Sie ließ die Augen weit offen und atmete tief ein. »Tja, ich weiß nicht, wonach es riecht«, sagte sie.

»Das ist keine befriedigende Antwort.«

Sie atmete heftig aus und hoffte, daß das Zischen laut und deutlich bis zu ihm durchdrang. Dann kniff sie die Augen zusammen, holte tief Luft, mußte wieder gegen die Übelkeit ankämpfen. »Schimmel, Modergeruch. Heißes Wasser, vermutlich vom Dampf.«

»Sie wissen nicht, woher es kommt. Beschreiben Sie es einfach.«

»Heißes Wasser. Das Parfüm des Opfers.«

»Sind Sie sicher, daß es sich um ihr Parfüm handelt?«

»Na ja, nein.«

»Tragen Sie welches?«

»Nein.«

»Könnte es Aftershave sein? Vom Notarzt? Vom Einsatzbeamten?«

»Ich glaube nicht. Nein.«

»Beschreiben Sie es.«

»Trocken. Wie Gin.«

»Raten Sie mal. Handelt es sich um Aftershave oder um ein Frauenparfüm?«

Was hatte Nick benutzt? Arrid Extra Dry.

»Ich weiß nicht«, sagte sie. »Männerduft.«

»Gehen Sie zur Leiche.«

Sie warf einen Blick zu dem Rohr, schaute dann zu Boden.

»Ich-«

»Na los«, sagte Lincoln Rhyme.

Sie tat es. Die Haut sah aus wie rot-schwarze Birkenrinde.

»Riechen Sie an ihrem Hals.«

»Es ist alles ... ich meine, da ist nicht mehr viel Haut übrig.«

»Tut mir leid, Amelia, aber Sie müssen das tun. Wir müssen feststellen, ob es sich um ihr Parfüm handelt.«

Sie tat, wie ihr befohlen, atmete tief ein. Würgte und hätte sich bei-nahe übergeben.

Ich muß gleich kotzen, dachte sie. Genau wie an dem Abend bei Pancho, als sie und Nick sich mit geistigen Daiquiries die Kante geben hatten. Zwei ausgebuffte Cops, die dämliche Cocktails schlürften, in denen blaue Plastikschwertfische schwammen.

»Riechen Sie das Parfüm?«

Jetzt ist es soweit... Sie würgte wieder.

Nein. Nein! Sie schloß die Augen, konzentrierte sich auf ihre schmerzenden Gelenke. Auf das schlimmste - ihr Knie. Und wie durch ein Wunder verging die Übelkeit. »Es ist nicht ihr Parfüm.«

»Gut. Dann haben wir es möglicherweise mit einem ziemlich eitlen Kerl zu tun, der viel Aftershave benutzt. Könnte ein Hinweis auf seine gesellschaftliche Herkunft sein. Oder er will damit einen anderen Geruch überdecken, den er hinterlassen haben könnte. Knob-

lauch, Zigarren, Fisch, Whisky Wir müssen das feststellen. Nun hören Sie mal genau zu, Amelia.«

»Was ist?«

»Ich möchte, daß Sie sich in ihn versetzen.«

O je. Die Psychoscheiße. Genau das hatte ihr noch gefehlt.

»Ich glaube nicht, daß wir für so was Zeit haben.«

»Bei der Tatortarbeit hat man nie genügend Zeit«, fuhr Rhyme beschwichtigend fort. »Aber davon lassen wir uns nicht abhalten. Versetzen Sie sich einfach in seine Lage. Sie machen sich die gleichen Gedanken wie er. Ich möchte, daß Sie genauso denken wie er.«

»Tja, und wie stell' ich das an?«

»Gebrauchen Sie Ihre Phantasie. Dazu haben Sie sie bekommen. Sie sind jetzt der Täter. Sie haben sie gefesselt und geknebelt. Sie haben sie in diesen Raum gebracht. Sieketten sie an das Rohr. Sie schüchtern sie ein. Sie kosten es aus.«

»Woher wollen Sie wissen, daß er es ausgekostet hat?«

»Sie kosten es aus. Nicht *er*. Woher ich das weiß? Weil sich niemand soviel Mühe macht, wenn es ihm keinen Genuß bereitet. Nun, Sie kennen sich hier aus. Sie waren schon mal da.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Sie mußten vorher auf Erkundung gehen - einen einsamen Ort finden, zu dem eine Dampfleitung führt. Und die Hinweise besorgen, die er bei den Bahngleisen hinterlassen hat.«

Sachs war wie gebannt von seiner Stimme, die jetzt tiefer klang, einschmeichelnder. Sie vergaß vollkommen, daß sein Körper zu nichts mehr zu gebrauchen war. »Oh. Genau.«

»Sie schrauben die Abdeckplatte von dem Dampfrohr. Was denken Sie dabei?«

»Ich weiß es nicht. Daß ich es hinter mich bringen möchte. Raus will.«

Doch kaum hatte sie es ausgesprochen, als sie auch schon dachte: Stimmt nicht. Und sie war alles andere als überrascht, als sie ihn mit der Zunge schnalzen hörte. »Wollen Sie das wirklich?« fragte er.

»Nein. Ich möchte es möglichst lange auskosten.«

»Ja! Ich glaube, genau das wollen Sie. Sie überlegen sich, wie der Dampf sie zurichten wird. Was empfinden Sie sonst noch?«

»Ich ...«

Dann begriff sie allmählich, was er meinte, glaubte es zumindest zu ahnen. Sie sah die schreiende Frau, sah, wie sie weinte, um Hilfe rief. Sah noch etwas anderes ... *jemand* anderen. Ihn, dachte sie. Den Unbekannten Nummer 238. Aber was war mit ihm los? Sie war kurz davor, es zu begreifen. Was ... was nur? Doch plötzlich verschwand das Bild. War weg.

»Ich weiß es nicht«, flüsterte sie.

»Haben Sie das Gefühl, daß Sie unter Druck stehen? Oder sind Sie eher kühl und nüchtern bei der Sache?«

»Ich habe es eilig. Ich muß weg. Jeden Moment könnten die Cops eintreffen. Aber erst will ich noch ...«

»Was?«

»Schhh«, ordnete sie an und ließ den Blick wieder durch den Raum schweifen, suchte etwas, was immer es auch sein mochte, das sie auf diese Gedanken gebracht hatte.

Ihr Blick trübte sich, der Raum verschwamm, wurde schwarz - ein sternübersäter Nachthimmel. Sie flog durch die Dunkelheit, sah in der Ferne grellgelbe Lichter. Lieber Gott, mach, daß ich nicht in Ohnmacht falle.

Velleicht hat er -

Da! Das ist es! Sachs verfolgte den Verlauf des Dampfrohrs. In einem dunklen Winkel sah sie eine weitere Abdeckplatte. Dort hätte er die Frau viel besser verstecken können - von der Tür aus konnte man diese Stelle nicht sehen -, außerdem war diese Platte nur mit vier Schrauben befestigt, nicht mit acht wie die von ihm gewählte.

Warum nicht dieses Rohrstück?

Dann begriff sie.

»Er will nicht... *ich* will noch nicht gehen, weil ich sie im Auge behalten möchte.«

»Wie kommen Sie darauf?« fragte er, als könnte er die Gedanken lesen, die ihr soeben durch den Kopf gegangen waren.

»Es gibt noch ein anderes Rohrstück, an dem ich sie hätte anketten können, aber ich habe die ungeschützte Stelle genommen.«

»Damit Sie sie sehen können?«

»Ich glaube schon.«

»Warum?«

»Vielleicht wollte ich sichergehen, daß sie nicht entkommt. Vielleicht wollte ich mich davon überzeugen, daß der Knebel hält... Ich weiß es nicht.«

»Gut, Amelia. Aber was bedeutet das? Wie können wir es verwerten?«

Sachs sah sich um, suchte die Stelle, von der aus er die junge Frau am besten im Blick gehabt hatte. Es war ein dunkler Spalt zwischen zwei großen Heizöltanks.

»Ja!« sagte sie aufgeregt, als sie den Boden betrachtete. »Er war hier.« Sie vergaß das Rollenspiel. »Er hat den Boden gefegt.«

Sie suchte den ganzen Bereich mit dem grünlich schimmernden Polilight ab.

»Keine Fußspuren«, sagte sie enttäuscht. Doch als sie das Gerät anhob, um es auszuschalten, leuchtete an einem der Tanks ein verschmierter Fleck auf.

»Ich habe einen Abdruck!« meldete sie.

»Einen Abdruck?«

»Wenn man sich am Tank abstützt und vorbeugt, kann man die Frau besser sehen. Genau das hat er gemacht, da bin ich mir ganz sicher. Aber er ist irgendwie merkwürdig, Lincoln. Er ist... verunstaltet. Seine Hand.« Sie erschauderte, als sie den monströsen Ballenabdruck sah.

»Im Koffer ist eine Sprayflasche mit der Aufschrift DFO. Es ist ein Lumineszenzmittel. Sprühen Sie den Abdruck damit ein, richten sie das Polilight darauf und fotografieren Sie ihn mit der Eins-zu-Eins-Polaroid.«

Sie sagte ihm Bescheid, sobald sie damit fertig war, worauf er fortfuhr: »Nun nehmen Sie den Spurenstaubsauger und saugen damit den Boden zwischen den Tanks. Wenn wir Glück haben, hat er sich ein Haar ausgezupft oder einen Fingernagel abgekaut.«

Meine Angewohnheiten, dachte Sachs. Daran war unter anderem ihre Karriere als Fotomodell gescheitert - an einem blutigen Fingernagel, einer entzündeten Augenbraue. Ein ums andere Mal hatte sie versucht, es sich abzugewöhnen. Schließlich hatte sie entmutigt aufgegeben, bestürzt darüber, daß eine einzige kleine Angewohnheit einen derart entscheidenden Einfluß auf den weiteren Verlauf des Lebens haben konnte.

»Tüten Sie den Staubsaugerfilter ein.«

»In eine Papiertüte?«

»Ja, Papier. Nun zur Leiche, Amelia.«

»Was?«

»Nun ja, Sie müssen doch die Leiche untersuchen.«

Ihr wurde flau im Magen. Jemand anderer bitte. Bitte, laß das jemand anderen machen. »Erst wenn der Polizeiarzt damit fertig ist. So lautet die Vorschrift.«

»Heute gelten keine Vorschriften, Amelia. Wir halten uns an unsere eigenen Regeln. Der Polizeiarzt kann sie nach uns haben.«

Sachs näherte sich der Frau.

»Sie kennen die Vorgehensweise?«

»Ja.« Sie trat dicht vor die Leiche.

Erstarre dann. Die Hände nur mehr Zentimeter von dem Opfer entfernt.

Ich kann das nicht. Sie erschauderte. Befahl sich weiterzumachen. Doch sie brachte es nicht fertig - ihre Muskeln gehorchten ihr nicht.

»Sachs. Sind Sie noch da?«

Sie brachte keine Antwort heraus.

Ich kann das nicht.... Schlicht und einfach. Ich *kann nicht*.

»Sachs?«

Und dann besann sie sich, und irgendwie hatte sie plötzlich ihren

Vater vor Augen, in Uniform, wie er sich auf dem heißen, mit Schlaglöchern übersäten Bürgersteig in der Zweiundvierzigsten Straße West über einen verlotterten Trunkenbold beugte, den Arm um ihn legte und ihm nach Hause half. Dann sah sie Nick, wie er in einer Kneipe in der Bronx beim Bier saß und sich lachend mit einem Straßenräuber unterhielt, der ihn auf der Stelle umbringen würde, wenn er wüßte, daß er es mit einem Undercover-Cop zu tun hatte. Die beiden Männer, die in ihrem Leben eine Rolle gespielt hatten, und beide taten ihre Pflicht.

»Amelia?«

Sie hatte keine Ahnung, warum diese Bilder so beruhigend wirkten und woher diese Ruhe rührte. »Hier«, sagte sie zu Lincoln Rhyme und machte sich an die Arbeit, wie sie es gelernt hatte. Sie kratzte die Fingernägel aus, kämmte die Haare durch - Kopf- und Schamhaar. Teilte Rhyme jeden einzelnen Schritt mit.

Achtete nicht auf die blinden Augen ...

Auch nicht auf das rote Fleisch.

Versuchte, nicht auf den Geruch zu achten.

»Ziehen Sie Ihr die Kleidung aus«, sagte Rhyme. »Schneiden Sie alles ab. Breiten sie erst einen Bogen Zeitungspapier unter ihr aus, damit keine Spur verlorengeht, falls etwas herunterfällt.«

»Soll ich die Taschen überprüfen?«

»Nein, das machen wir hier. Wickeln Sie alles in das Zeitungspapier ein.«

Sachs schnitt die Bluse und den Rock ab, den Slip und schlug die Kleider in Papier ein. Danach entfuhr ihr ein erleichterter Seufzer.

»Amelia? Ist alles in Ordnung?«

»Ja!« japste sie. »Alles bestens.«

»Beschreiben Sie die Fesseln.«

»Klebeband als Knebel, fünf Zentimeter breit. Handelsübliche Handschellen an den Händen, Wäscheleine um die Füße.«

»Suchen Sie die Leiche mit Polilight ab. Vielleicht hat er sie mit bloßen Händen berührt. Achten Sie auf Abdrücke.«

Sie tat es. »Nichts.«

»Na schön. Nun zerschneiden Sie die Wäscheleine - aber nicht durch den Knoten. Tüten Sie sie ein. In Plastik.«

Als Sachs damit fertig war, sagte Rhyme: »Wir brauchen die Handschellen.«

»Okay Ich hab' einen Handschellenschlüssel dabei.«

»Nein, Amelia. Schließen Sie sie nicht auf.«

»Was?«

»Am Handschellenschloß findet man häufig die besten Täterspuren.«

»Tja, und wie soll ich sie ohne Schlüssel runterkriegen?« Sie lachte.

»Im Koffer finden Sie eine feine Säge.«

»Soll ich die Handschellen damit aufsägen?«

Kurzes Schweigen. Dann sagte Rhyme: »Nein, nicht die Handschellen, Amelia.«

»Tja, was soll ich denn dann... das kann doch nicht Ihr Ernst sein. Ihre Hände?«

»Sie müssen es tun.« Ihr Zaudern ärgerte ihn.

Okay, das reichte. Sellitto und Polling hatten sich einen Irren als Berater genommen. Sollten sie von ihr aus ihren Posten verlieren, aber sie ließ sich da nicht mit reinreiten.

»Niemals.«

»Amelia, das gehört ebenfalls zur Spurensicherung.«

Wieso klang er bloß so überzeugend? Sie dachte verzweifelt über eine Ausflucht nach. »Wenn ich sie absäge, wird alles voller Blut -«

»Ihr Herz schlägt nicht mehr.«

Wieder kam ihr die Galle hoch.

»Machen Sie weiter, Amelia. Gehen Sie zum Koffer. Nehmen Sie die Säge heraus. Sie ist im Deckel.« Und er fügte ein frostiges »Bitte« hinzu.

»Warum mußte ich dann erst ihre Fingernägel auskratzen? Ich brauch' Ihnen doch bloß die Hände mitzubringen!«

»Amelia, wir brauchen die Handschellen. Wir müssen sie hier öff-

nen, und wir können nicht auf den Gerichtsmediziner warten. Es muß sein.«

Sie ging zur Tür. Löste die Riemen, nahm die fies aussehende Säge aus dem Koffer. Sie starre zu der Frau, die reglos und verkrümmt mitten in diesem scheußlichen Raum hing.

»Amelia? Amelia?«

Am Himmel hing nach wie vor eine stickige gelbe Dunstglocke, und die umliegenden Gebäude waren schwarz und rußig wie verkohlte Knochen. Aber Sachs war noch nie so froh gewesen, draußen an der frischen Stadtluft zu sein. Sie hatte den Spurensicherungskoffer in der einen Hand, die Säge in der anderen; der Kopfhörer hing lose um ihren Hals. Sie ging geradewegs auf den Kombi zu, ohne die riesige Menschenmenge zu beachten, weder die Kollegen noch die Schaulustigen.

Als sie an Sellitto vorbeikam, reichte sie ihm, ohne stehenzubleiben, die Säge, schmiß sie ihm förmlich zu. »Sagen Sie ihm, wenn es unbedingt sein muß, soll er herkommen und es selber machen.«

LOCARDS PRINZIP

*Im echten Leben bekommt man bei einem Mord
nur einmal die Chance, den
Tatort in Augenschein zu nehmen.*

Vernon J. Geberth Lieutenant
Commander (i. R.) New York
Police Department

NEUN

»Ich bin da in eine dumme Situation geraten, Sir.«

Der Mann auf der anderen Seite des Schreibtischs sah so aus, wie man sich beim Fernsehen den stellvertretenden Polizeichef einer Großstadt vorstellt. Was er zufällig auch war. Weiße Haare, moderate Hängebacken, lange Nase, Brille mit Goldrand, hervorragende Haltung.

»Nun, worum geht es denn, Officer?«

Deputy Commissioner Randolph C. Eckert warf Sachs einen Blick zu, den sie auf Anhieb zu deuten wußte - Gleichbehandlung hieß für ihn, daß er zu Polizistinnen ebenso streng war wie zu den männlichen Kollegen.

»Ich möchte eine Beschwerde vorbringen, Sir«, sagte sie steif.

»Haben Sie von dieser Taxi-Entführung gehört?«

Er nickte. »Ah, hat *das* die Stadt in Flickflack gebracht.«

Ihrer Meinung nach handelte es sich dabei um eine Figur beim Bodenturnen, aber sie würde sich niemals erlauben, den stellvertretenden Polizeichef zu berichtigen.

»Diese verdammte UN-Konferenz«, fuhr er fort, »und alle Welt schaut auf uns. Es ist einfach ungerecht. Kein Mensch redet von der Kriminalität in Washington. Oder in Detroit. Nun ja, von Detroit schon. Aber nehmen wir mal Chicago. Kein Wort. Nein, aber auf New York weisen sie alle mit dem Finger. Richmond, Virginia, hatte letztes Jahr mehr Morde pro Kopf als wir, prozentual gesehen. Ich habe da mal nachgeschlagen. Und ich würde jederzeit lieber unbewaffnet mit dem Fallschirm mitten in Harlem abspringen, als mit

hochgekurbelten Fenstern durch den Südosten von Washington zu fahren.«

»Ja, Sir.«

»Soweit ich weiß, hat man die Frau tot aufgefunden. Kam in sämtlichen Nachrichten. Diese Reporter.«

»In Downtown. Grade eben.«

»So ein Jammer.«

»Ja, Sir.«

»Die haben sie einfach umgebracht? Einfach so? Ohne eine Lösegeldforderung oder irgendwas?«

»Ich habe nichts von einem Lösegeld gehört.«

»Wie lautet die Beschwerde?«

»Ich war heute morgen als erste an einem Tatort. Bei einem Mordfall, der mit diesem zusammenhängt.«

»Sie sind im Streifendienst?« fragte Eckert.

»Ich *war* im Streifendienst. Ich sollte heute mittag in die Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit versetzt werden. Zu einem Lehrgang.« Sie hob die mit fleischfarbenem Heftpflaster verklebten Hände und ließ sie wieder in den Schoß fallen. »Aber man hat mich dienstverpflichtet.«

»Wer?«

»Detective Lon Sellitto, Sir. Und Captain Haumann. Sowie Lincoln Rhyme.«

»Rhyme?«

»Ja, Sir.«

»Doch nicht der Kerl, der vor ein paar Jahren für die IRD zuständig war?«

»Ja, Sir. Genau der.«

»Ich dachte, der wäre tot.«

Wer so von sich eingenommen ist, stirbt nicht so schnell.

»Er ist sehr lebendig, Sir.«

Der Deputy Commissioner schaute aus dem Fenster. »Er ist nicht mehr im Dienst. Was hat er mit dieser Sache zu tun?«

»Beratende Funktion, nehme ich an. Es ist Lon Sellittos Fall. Captain Polling trägt die Verantwortung. Ich warte schon seit acht Monaten auf diese Versetzung. Aber man hat mich Tatortarbeit machen lassen. Ich habe noch nie Tatortarbeit gemacht. Es ist unsinnig, und ich habe, ehrlich gesagt, keine Lust, mir eine Aufgabe zuweisen zu lassen, für die ich nicht ausgebildet bin.«

»Tatortarbeit?«

»Rhyme hat mir befohlen, den ganzen Tatort abzusuchen. Alleine.«

Eckert verstand das nicht. Er wollte es einfach nicht wahrhaben.

»Wieso kann ein Zivilist einer Polizistin in Uniform etwas befehlen?«

»Darauf will ich ja hinaus, Sir.« Sie setzte zum entscheidenden Schlag an. »Ich meine, bis zu einem gewissen Punkt helfe ich gern aus. Aber ich bin nicht bereit, ein Opfer zu verstümmeln ...«

»Was?«

Sie zwinkerte kurz, als wäre sie überrascht, daß er noch nichts davon gehört hatte. Sie berichtete ihm von den Handschellen.

»Herr im Himmel, was, zum Teufel, denken die sich dabei? Entschuldigen Sie meine Ausdrucksweise. Wissen die nicht, daß das ganze Land auf uns schaut? Ist den ganzen Tag über auf CNN gekommen - diese Entführung, meine ich. Die Hände absägen? Sagen Sie mal, sind Sie Herman Sachs' Tochter?«

»Ganz recht.«

»Guter Mann. Ein *hervorragender* Polizist. Ich habe ihn mal belobigt. Der ideale Streifenpolizist. Midtown South, richtig?«

»Hell's Kitchen. Mein Revier.«

»Herman Sachs hat vermutlich mehr Straftaten verhindert, als die ganze Kriminalabteilung in einem Jahr aufklärt. Hat einfach rundum für Ruhe gesorgt, wissen Sie?«

»Klar. So war Papa.«

»Die Hände?« Eckert schnaubte. »Ihre Familie wird uns verkla-

gen. Sobald sie es erfährt. Wir werden immerzu verklagt. Derzeit verklagt uns grade ein Notzüchtler, weil er eine Schuß Verletzung am Bein erlitten hat, als er mit dem Messer auf einen Polizisten losgegangen ist. Sein Anwalt vertritt die Ansicht, der Tod dürfe nur die, wie er es bezeichnet, >finale Alternative< sein. Anstatt zu schießen, sollten wir sie mit Elektroschocks außer Gefecht setzen oder mit der chemischen Keule. Oder sie höflich bitten mitzukommen, ich weiß nicht. Ich sollte den Chef und den Bürgermeister wegen dieser Sache besser warnen. Ich muß ein paar Anrufe machen, Officer.« Er schaute auf die Wanduhr. Es war kurz nach vier. »Ist Ihr Dienst für heute beendet?«

»Ich muß mich wieder bei Lincoln Rhyme zu Hause melden. Dort arbeiten wir.« Sie dachte an die Säge. »In seinem Schlafzimmer geaugenommen«, sagte sie ruhig. »Das ist unsere EZ.«

»Das Schlafzimmer eines Zivilisten ist Ihre Einsatzzentrale?«

»Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie irgend etwas tun könnten, Sir. Ich warte schon so lange auf diese Versetzung.«

»Die Hände absägen. Ach du lieber Gott.«

Sie stand auf, ging zur Tür und trat hinaus auf einen der Korridore des Gebäudes, in dem auch sie bald arbeiten würde. Es dauerte nur ein bißchen länger als erwartet, bis sich das Gefühl der Erleichterung einstellte.

Er stand am Fenster und beobachtete ein Rudel verwilderter Hunde, die über das Grundstück auf der anderen Straßenseite streiften.

Er befand sich im Erdgeschoß eines Altbau im Federal Style, eines mit Marmor verkleideten Stadthauses aus dem frühen 19. Jahrhundert. Die von unbebauten Grundstücken und Mietskasernen - manche verlassen, andere noch vermietet, die meisten jedoch von Hausbesetzern in Beschlag genommen - umgebene alte Villa stand seit Jahren leer.

Der Knochensammler nahm das Sandpapier zur Hand und schmirgelte weiter. Er betrachtete sein Werk. Dann schaute er wieder aus dem Fenster.

Geschickt bewegte er die Hände, immer im Kreis. Schhhh, schhhh, wisperte das Sandpapier ... Wie eine Mutter, die ihr Kind beruhigt.

Vor zehn Jahren, zur Zeit des New Yorker Wiederaufschwungs, war ein verrückter Künstler hier eingezogen. Er hatte in diesem feuchten, einstöckigen Haus lauter kaputtes, rostendes altes Gerumpel eingelagert. Schmiedeeiserne Gitter, Mauerbrocken mit Stuck und Wandfriesen, gesprungene Buntglasfenstertafeln, verwitterte Säulen. Einige Werke des Künstlers waren an den Wänden verblieben. Fresken auf bröckelndem Putz: unvollendete Wandgemälde von Arbeitern, Kindern, bang und beklommen wirkenden Liebespaaren. Feiste, ausdruckslose Gesichter - das Hauptmotiv des Künstlers - starnten einen mit leerem Blick an, als wären die ebenmäßigen Gestalten ihrer Seele beraubt worden.

Der Maler war nie besonders erfolgreich gewesen, nicht einmal nach seinem Selbstmord - normalerweise ein hundertprozentiges Verkaufsrezept -, und die Bank hatte vor etlichen Jahren die Hypothek auf das Gebäude aufgekündigt.

Schhhh...

Der Knochensammler war letztes Jahr auf das Gebäude gestoßen, und er hatte sofort gewußt, daß dies sein neues Zuhause werden sollte. Die trostlose Gegend spielte dabei sicherlich eine Rolle - sie bot sich aus praktischen Gründen an. Doch daß es ihm persönlich so gut gefiel, lag am Grundstück auf der anderen Straßenseite. Vor mehreren Jahren hatte ein Bagger bei Erdarbeiten einen Haufen menschlicher Knochen ausgebuddelt. Wie sich herausstellte, hatte sich dort einst einer der alten Friedhöfe der Stadt befunden. In den entsprechenden Zeitungsartikeln wurde darauf hingewiesen, daß die Gräber möglicherweise nicht nur die sterblichen Überreste von New Yorkern aus der Kolonialzeit und den ersten Jahren der Unabhängigkeit enthielten, sondern daß dort auch Indianer vom Stamme der Manate und Lenape bestattet sein könnten.

Er legte den Gegenstand weg, den er mit dem Schmirgelpapier ge-

glättet hatte - ein Os metacarpalis, ein schmaler Mittelhandknochen -, und ergriff die Handwurzelknochen, die er gestern abend, kurz bevor er zum Kennedy Airport gefahren war, um seine ersten Opfer aufzulesen, vorsichtig von Elle und Speiche gelöst hatte. Sie trockneten schon seit über einer Woche, dennoch kostete es ihn einige Mühe, die kunstvoll ineinandergefügten Knöchelchen zu trennen. Mit einem leisen Schnappen lösten sie sich voneinander.

Oh, die Konstabler, die waren viel besser, als er erwartet hatte. Er hatte sie beobachtet, als sie die Pearl Street absuchten, und sich gefragt, ob sie wohl jemals darauf kämen, wo er die Frau festhielt. Um so erstaunter war er gewesen, als sie plötzlich auf das richtige Haus zurannten. Er hatte angenommen, daß es erst zwei, drei weiterer Opfer bedurfte, ehe sie die Hinweise zu deuten wußten. Sie hatten sie selbstverständlich nicht gerettet. Aber beinahe hätten sie es geschafft. Ein, zwei Minuten früher, und die Sache wäre ganz anders ausgegangen.

Wie so vieles im Leben.

Das Kahnbein, das Mondbein, das Hakenbein, das Kopfbein ... die Handwurzelknochen, ineinandergefügt wie ein Steckpuzzle, lösten sich unter seinen kräftigen Fingern. Er zupfte Fleisch- und Sehnenreste ab. Dann wählte er ein größeres Stück - das große Vieleckbein genau an der Daumenwurzel - aus und begann wieder zu schmirgeln.

Schhhh, schhhh.

Der Knochensammler kniff die Augen zusammen, als er das nächstemal hinausschaute und sich einbildete, er sähe an einem der alten Gräber einen Mann stehen. Es mußte sich um eine Einbildung handeln, denn er hatte einen Bowler auf und trug ein senffarbenes Cape. Er legte ein paar dunkle Rosen vor dem Grabstein nieder, wandte sich dann ab und spazierte zwischen Pferden und Fuhrwerken hindurch zu der anmutig geschwungenen Bogenbrücke, die den Abfluß des Collect Pond an der Canal Street überspannte. Wessen Grab hatte er aufgesucht? Das der Eltern? Eines Bruders? Die letzte Ruhestätte

von Angehörigen, die an Schwindsucht oder bei einer der verheerenden Grippeepidemien gestorben waren, von denen die Stadt unlängst heimgesucht worden war -

Unlängst?

Nein, selbstverständlich nicht. Vor hundert Jahren - das meinte er.

Wieder schaute er mit zusammengekniffenen Augen hinaus. Keinerlei Kutschen oder Pferde. Auch kein Mann mit Bowler. Dabei waren sie ihm so natürlich vorgekommen, so greifbar wie Wesen aus Fleisch und Blut.

Soweit *die* greifbar waren.

Schhhh, schhhh.

Sie durchdrang ihn wieder, die Vergangenheit. Er sah Dinge, die sich früher ereignet hatten, damals, so als geschähen sie heute. Er konnte es steuern. Er wußte, daß er es steuern konnte.

Doch als er aus dem Fenster blickte, wurde ihm klar, daß es selbstverständlich kein Früher oder Später gab. Für ihn nicht. Er konnte ziellos durch die Zeit treiben - ein Jahr, fünf Jahre, ein- oder zweihundert Jahre lang - wie ein trockenes Blatt im Wind.

Er schaute auf seine Uhr. Zeit zum Aufbrechen.

Er legte den Knochen aufs Fensterbrett, wusch sich sorgfältig die Hände - wie ein Chirurg. Dann strich er fünf Minuten lang mit der Fusselrolle über seine Kleidung und entfernte allen Knochenstaub, Schmutz und Haare, die die Konstabler auf seine Spur führen könnten.

Er ging an einem halbfertigen Gemälde vorbei - ein mondgesichtiger Schlachter mit weißer, blutbespritzter Schürze - zur Kutschenremise. Der Knochensammler wollte erst in die Droschke steigen, überlegte es sich dann aber anders. Unberechenbarkeit ist der beste Schutz. Diesmal würde er die Chaise nehmen... die schwere Karosse, den Ford. Er ließ ihn an, fuhr hinaus auf die Straße, schloß das Garagentor und sperrte es ab.

Kein Früher oder Später...

Als er am Friedhof vorbeifuhr, blickten die Hunde kurz auf, dann

stöberten sie weiter im Gestüpp herum, wo sie Ratten aufscheuchten und verzweifelt nach Wasser suchten, mit dem sie bei dieser unerträglichen Hitze ihren Durst stillen konnten.

Kein Damals oder Heute ...

Er zog die Skimaske und die Handschuhe aus der Hosentasche, als er das alte Stadtviertel verließ, und legte sie auf den Beifahrersitz. Der Knochensammler begab sich auf die Jagd.

ZEHN

Das Zimmer wirkte irgendwie verändert, aber sie kam nicht gleich darauf, woran es lag.

Lincoln Rhyme sah es ihr an den Augen an.

»Sie haben uns gefehlt, Amelia«, sagte er kokett.

Sie wandte den Blick ab. »Anscheinend hat niemand meinem neuen Vorgesetzten Bescheid gesagt, daß ich heute nicht zum Dienst erscheine. Meiner Ansicht nach sollte das jemand tun.«

»Ah, ja.«

Sie blickte zur Wand, und allmählich dämmerte es ihr. Neben der forensischen Grundausstattung, die Mel Cooper mitgebracht hatte, standen dort jetzt auch ein Rasterelektronenmikroskop, Apparaturen zur mikroskopischen Untersuchung von Hitzreaktion und Flotationsverhalten bei Glasproben, ein Vergleichsmikroskop, ein Dichtegradient zur Analyse von Bodenproben sowie zahllose Becher, Tiegel und Fläschchen mit diversen Chemikalien.

Und mitten im Zimmer Coopers ganzer Stolz - ein computergesteuerter Gaschromatograph mit Massenspektrometer. Dazu ein weiterer Computer, über den Cooper unmittelbaren Zugang zu seinem Rechner im IRD-Labor hatte.

Sachs stieg über die dicken Kabel, die sich nach unten schlängelten - der Strom funktionierte zwar, aber sie wollten die Anschlüsse im Schlafzimmer nicht überlasten. Und bei diesem leichten Schritt zur Seite, ebenso elegant wie gekonnt ausgeführt, stellte Rhyme fest, wie wahrhaft schön sie war. Bestimmt die schönste Frau, die er je im Polizeidienst gesehen hatte.

Einen Moment lang fand er sie unglaublich anziehend. Sex, so hieß es, spielt sich ausschließlich im Kopf ab, und Rhyme wußte, daß es stimmte. Wegen eines durchtrennten Nervenstrangs ließ der Trieb nicht nach. Er erinnerte sich nach wie vor mit leichtem Entsetzen an jene Nacht sechs Monate nach dem Unfall. Er und Blaine hatten es versucht. Bloß mal sehen, was passiert, hatten sie behauptet, wollten es so locker wie möglich angehen lassen. Nichts weiter dabei.

Aber es war doch etwas dabei gewesen. Sex war von vornherein eine heikle Angelegenheit, und wenn dabei noch Katheter und Auffangbeutel hinzukamen, brauchte man allerhand Kraft und Humor und eine bessere gemeinsame Basis als die ihre. Ihre Miene war es hauptsächlich gewesen, die binnen kürzester Zeit alles zerstört hatte. Ihrem entschlossenen, tapferen Lächeln hatte er angemerkt, daß Blaine Chapman Rhyme es aus Mitleid tat, und das hatte ihn zutiefst getroffen. Zwei Wochen später hatte er die Scheidung eingereicht. Blaine hatte zunächst protestiert, dann aber beim ersten Gütertermin die Papiere unterschrieben.

Sellitto und Banks waren ebenfalls zurückgekehrt und ordneten die Spuren, die Sachs gesammelt hatte. Mäßig interessiert schaute sie zu.

»Die Fingerabdruckabteilung hat nur acht Teilabdrücke aus jüngster Zeit gefunden«, sagte Rhyme zu ihr. »Und die stammen alle von den beiden Hauswarten.«

»Oh.«

Er nickte energisch. »Nur *acht!*«

»Er möchte Ihnen ein Kompliment machen«, erklärte Thom. »Kosten Sie es aus. Das ist das Höchste, was Sie von ihm erwarten dürfen.«

»Dolmetscher werden nicht benötigt, Thom. Bitte sehr und besten Dank.«

»Freut mich, daß ich mich nützlich machen konnte«, erwiderte sie. So freundlich wie möglich.

Ja, was war denn jetzt *das*? Rhyme hatte damit gerechnet, daß sie

in sein Zimmer stürmen und die Beweismitteltüten auf sein Bett schleudern würde. Vielleicht sogar die Säge oder die Plastiktüte mit den abgetrennten Händen des Opfers. Er hatte sich auf eine heftige Auseinandersetzung gefreut - nur selten ging jemand richtig zur Sache, wenn er sich mit einem Krüppel stritt. Aufgrund des Blickes, mit dem sie ihn bei ihrer ersten Begegnung bedacht hatte, hatte er gemeint, daß möglicherweise eine gewisse Seelenverwandtschaft zwischen ihnen bestünde.

Aber nein, jetzt sah er, daß er sich geirrt hatte. Amelia Sachs war genau wie die anderen - ein kurzes Kopftätscheln und der verstohlene Blick zur nächsten Tür.

Schlagartig war er ernüchtert. Angelegerntlich betrachtete er die Spinnwebe hoch oben an der hinteren Wand, als er wieder das Wort ergriff. »Wir haben uns gerade darüber unterhalten, wann das nächste Opfer fällig werden könnte, Officer. Anscheinend hat er diesmal keinen festen Zeitpunkt vorgegeben.«

»Wir glauben«, fuhr Sellitto fort, »daß dieses Arschloch beim nächstenmal etwas vorhat, was länger dauert. Er kennt den Zeitpunkt des Todes nicht genau. Lincoln meinte, daß er möglicherweise irgendeinen armen Kerl irgendwo vergraben hat, wo es nicht viel Luft gibt.«

Sachs kniff die Augen leicht zusammen. Rhyme bemerkte es. Lebendig begraben. Wenn man schon eine Phobie hatte, konnte es geausogut diese sein.

Sie wurden von zwei Männern in grauen Anzügen unterbrochen, die die Treppe heraufstiegen und ins Schlafzimmer kamen, als ob sie hier zu Hause wären.

»Wir haben geklopft«, sagte der eine.

»Wir haben geklingelt«, sagte der andere.

»Keine Reaktion.«

Sie waren um die Vierzig, der eine etwas größer als der andere, aber beide hatten die gleichen sandfarbenen Haare. Sie lächelten auch auf die gleiche Art, und bevor sie mit ihrem breiten Brooklyn-Akzent

loslegten und den Eindruck zerstörten, hatte Rhyme gedacht: tumbe Bauernbuben. Der eine hatte rund um die Nase Sommersprossen und sah aus, als könnte er kein Wässerchen trüben.

»Meine Herren.«

Sellitto stellte die Hardy Boys vor: die Detectives Bedding und Saul, die Männer für die Laufarbeit. Ihr Fachgebiet war das Klinkenputzen - Leute befragen, die in der Nähe eines Tatorts wohnten, und zusehen, ob man auf Hinweise oder Zeugen stieß. Es war eine hohe Kunst, aber Rhyme hatte sie nie gelernt, hatte sie nie lernen wollen. Er begnügte sich damit, die Spuren zu entdecken, sie auszuwerten und die dabei gewonnenen Erkenntnisse an Polizisten wie diese weiterzuleiten, worauf die dann entsprechend nachbohrten, jede Aussage auf ihren Wahrheitsgehalt hin überprüften und auch die besten Lügengeschichten in der Luft zerreißen konnten. Keiner von beiden schien sich auch nur im geringsten daran zu stoßen, daß sie einem bettlägerigen Zivilisten Bericht erstatten sollten.

Saul, der größere der beiden, der Sommersprossige, sagte: »Wir haben sechsunddreißig -«

»- achtunndreißig, wenn man die zwei Crackstücktigen dazuzählt.
Was er nicht macht. Ich schon.«

»- Personen ausfindig gemacht. Haben sie alle befragt. Hatten nicht viel Glück.«

»Die meisten waren blind, taub und konnten sich an nichts erinnern. Das Übliche, Sie wissen schon.«

»Keine Spur von einem Taxi. Haben die ganze West Side abgekämmt. Null. Nix.«

»Erzähl ihnen schon die gute Nachricht«, sagte Bedding.

»Wir haben einen Zeugen gefunden.«

»Einen Zeugen?« fragte Banks aufgeregt. »Phantastisch.«

»Fahren Sie fort«, sagte Rhyme, der erheblich weniger begeistert war.

»In der Nähe der Bahngleise, wo man heut' morgen die Leiche gefunden hat.«

»Er hat gesehen, wie ein Mann die Eleventh Avenue entlanggelaufen, abgebogen -«

»>Plötzlich abgebogen<, hat er gesagt«, ergänzte Bedding, der keine Sommersprossen hatte.

»- und durch eine Gasse gegangen ist, die zu der Bahnstrecke führt. Er hat einfach eine Zeitlang dagestanden und -«

»- runtergeschaut.«

Rhyme gefiel das ganz und gar nicht. »Das klingt nicht nach unserem Knaben. Der ist zu schlau, als daß er sich so einfach sehen läßt.«

»Aber -«, fuhr Saul fort, hob den Finger und warf seinem Partner einen Blick zu.

»- in der ganzen Gegend gibt's nur ein Fenster, von dem aus man die Stelle einsehen kann.«

»Und genau dort hat zufällig unser Zeuge gestanden.«

»Ein Frühaufsteher, Gott sei's gedankt.«

Bevor er daran dachte, daß er eigentlich sauer auf sie war, fragte Rhyme: »Tja, Amelia, was ist das für ein Gefühl?«

»Wie bitte?« Sie wandte sich vom Fenster ab.

»Recht zu haben«, sagte Rhyme. »Sie haben auf die Eleventh Avenue getippt. Nicht auf die Siebenunddreißigste Straße.«

Sie wußte nicht, was sie darauf erwidern sollte, doch Rhyme wandte sich sofort wieder an die Zwillinge. »Beschreibung?«

»Unser Zeuge konnte nicht viel dazu sagen.«

»Stand unter Strom. In aller Frühe schon.«

»Er hat gesagt, es war ein schmächtiger Kerl. Haarfarbe unbekannt. Hautfarbe -«

»- vermutlich weiß.«

»Kleidung?« fragte Rhyme.

»Irgendwas Dunkles. Mehr konnte er nicht sagen.«

»Und was hat er gemacht?« fragte Sellitto.

»Ich zitiere. >Er hat einfach dagestanden und runtergeschaut. Ich hab' gedacht, er will springen. Vor den Zug, Sie wissen schon. Hat ein paarmal auf seine Uhr geguckt.<«

»Und dann ist er gegangen. Der Zeuge sagt, er hat sich ständig umgeschaut. Wie wenn er nicht gesehen werden wollte.«

Was hat er dort gemacht? fragte sich Rhyme. Zugesehen, wie das Opfer starb? Oder stand er dort, bevor er das Opfer runterbrachte, wollte er sich davon überzeugen, daß die Bahntrasse verlassen war?

»Ist er gelaufen oder gefahren?« fragte Sellitto.

»Gelaufen. Wir haben alle Parkplätze -«

»- und Garagen -«

»- in der Gegend überprüft. Aber das Convention Center ist in der Nähe, so daß es von Parkmöglichkeiten nur so wimmelt. Dort gibt's so viele Stellplätze, daß die Wächter mit orangefarbenen Fahnen auf der Straße stehen und die Autos reinwinken.«

»Und wegen der Tagung war die Hälfte davon schon um sieben voll. Wir haben 'ne Liste mit etwa neuhundert Autonummern.«

Sellitto schüttelte den Kopf. »Klemmt euch dahinter -«

»Ist schon veranlaßt«, sagte Bedding.

»- aber ich wette, daß unser Unbekannter kein Auto auf einem Parkplatz abstellt«, fuhr der Detective fort. »Oder sich einen Parkschein geben läßt.«

Rhyme nickte zustimmend und fragte: »Was ist mit dem Gebäude an der Pearl Street?«

»Das ist als nächstes dran«, sagte einer der Zwillinge, aber vielleicht waren es auch alle beide. »Sind schon unterwegs.«

Rhyme ertappte Sachs dabei, wie sie auf ihre Armbanduhr schaute. Er trug Thom auf, die neuen Erkenntnisse über den Täter auf der Profiltabelle festzuhalten.

»Wollen Sie den Typ befragen?« erkundigte sich Banks. »Den an der Bahnlinie?«

»Nein. Ich traue Zeugen nicht«, erklärte Rhyme großspurig. »Ich möchte mich wieder an die Arbeit begeben.« Er warf einen Blick zu Mel Cooper. »Haare, Blut, Knochen und ein Holzsplitter. Zuerst der Knochen«, befahl Rhyme.

Unbekannter Nr. 238

| Aussehen | Aufenthaltsort | Fahrzeug | Sonstiges |
|--|--|---|--|
| <ul style="list-style-type: none">• Weiß, männlich, schmächtig• Dunkle Kleidung | <ul style="list-style-type: none">• Wahrsch. sicherer Unterschlupf | <ul style="list-style-type: none">• Gelbes Taxi | <ul style="list-style-type: none">• Kenntn. TO-Arbeit• evtl. vorbestraft« Kenntn. Fingerabdr.• Waffe = .32er Colt |

Morgen ...

Die einundzwanzigjährige Monelle Gerger aus Deutschland öffnete die Augen und setzte sich langsam in dem durchgelegenen Bett auf. Sie lebte seit zwei Jahren im östlichen Greenwich Village, doch an die Morgenstunden hatte sie sich immer noch nicht gewöhnen können.

Als sie ein Stück nach vorn rutschte, stach ihr die gnadenlose Augustsonne mitten in die verquollenen Augen. »Mein Gott...«

Sie hatte um fünf den Club verlassen, war um sechs daheim gewesen, hatte bis sieben mit Brian gevögelt...

Wie spät war es jetzt?

Früh am Morgen sicher.

Blinzeln schaute sie auf die Uhr. Oh. Halb fünf Uhr nachmittags.

Von wegen früh am Morgen. Kaffee oder Wäsche waschen?

Um diese Tageszeit ging sie normalerweise rüber zu Dojo, gönnte sich zum Frühstück einen vegetarischen Burger und drei Tassen starken Kaffee. Dort traf sie immer Leute, die sie kannte, Nachtschwärmer wie sie - Leute, die in Downtown lebten.

Aber in letzter Zeit hatte sie allerhand schleifen lassen, vor allem die Hausarbeit. Daher zog sie jetzt eine Jeans und zwei weite T-Shirts an, die ihre pummelige Figur kaschierten, hängte sich fünf, sechs Ketten um den Hals, schnappte sich den Wäschekorb und schmiß das Waschpulver obenauf.

Monelle löste die drei Riegel, mit denen die Tür gesichert war. Sie hob den Wäschekorb auf und stieg die dunkle Treppe des Wohntrakts hinab. Im Kellergeschoß hielt sie inne.

Irgendwas stimmte hier nicht.

Beklommen schaute sie sich um, ließ den Blick durch das menschenleere Treppenhaus schweifen, durch die schummrigen Korridore.

Was war anders als sonst?

Das Licht, das war es! Die Birnen waren durchgebrannt. Nein -sie schaute genauer hin -, *sie fehlten*. Diese Scheißbälger klauten ein-

fach alles. Sie war hier, im Deutschen Haus, eingezogen, weil da angeblich lauter Künstler und Musiker aus Deutschland abstiegen. Wie sich herausstellte, war es nichts als eine versifste, überteuerte Bruchbude ohne Fahrstuhl, genau wie alle anderen Mietshäuser hier in der Gegend. Der einzige Unterschied war, daß sie den Verwalter in ihrer Muttersprache anpeifen konnte.

Sie ging durch die Kellertür in den Heizungsraum, wo es so dunkel war, daß sie sich an der Wand entlangtasten mußte, damit sie nicht über das Gerumpel am Boden fiel.

Dann stieß sie die Tür auf und trat in den Gang, der zum Waschraum führte.

Rascheln. Eine Art Scharren.

Sie drehte sich rasch um, sah aber nichts als reglose Schatten. Und sie hörte lediglich den Verkehrslärm und das Ächzen des uralten Gemäuers.

Durch die Düsternis. Vorbei an Kartonstapeln, ausrangierten Tischen und Stühlen. Unter Leitungen hindurch, die dick mit schlierigem Staub verkrustet waren. Monelle setzte ihren Weg in Richtung Waschraum fort. Auch hier keine Birnen. Ihr war alles andere als wohl zumute, und sie erinnerte sich an eine Begebenheit, die Jahre zurücklag. Auf dem Weg zum Zoo war sie mit ihrem Vater durch eine Gasse an der Langen Straße in der Nähe der Obermainbrücke gegangen. Sie mußte etwa fünf, sechs Jahre alt gewesen sein. Plötzlich hatte ihr Vater sie an der Schulter gepackt, auf die Brücke gedeutet und ihr allen Ernstes erzählt, daß darunter ein hungriger Unhold hause. Wenn sie sie auf dem Heimweg wieder überquerten, so hatte er gemahnt, sollten sie lieber einen Schritt schneller gehen. Jetzt hatte sie genau das gleiche mulmige Gefühl - ein Kribbeln bis hinauf zu den blonden Stoppelhaaren.

Blödsinn. Unholde ...

Sie setzte ihren Weg durch den muffigen Kellergang fort, horchte auf das Summen irgendwelcher Elektrogeräte. Von weit weg hörte sie einen Song des zerstrittenen Brüderpaars von Oasis.

Der Waschraum war dunkel.

Tja, wenn hier ebenfalls die Birnen fehlten, reichte es ihr. Dann würde sie nach oben gehen und so lange an Herrn Neischens Tür trommeln, bis er angerannt kam. Die Hölle würde sie ihm heiß machen wegen der kaputten Schlosser an Vorder- und Hintertür und wegen der biersaufenden Kids, die ständig auf der Eingangstreppe herumhockten, ohne daß er sie verscheuchte. Und wegen der fehlenden Birnen würde sie ihm ebenfalls einheizen.

Sie griff hinein und drückte auf den Schalter.

Gleißendes Licht. Drei große, grelle Glühbirnen, die den Raum, der zwar versifft, aber leer war, taghell erleuchteten. Monelle ging zu den vier nebeneinanderstehenden Waschmaschinen, steckte die Weißwäsche in die eine und die Buntwäsche in die nächste. Sie zählte Vierteldollarmünzen ab, steckte sie in die Geldschlitze und schob die Hebel nach vorn.

Nichts.

Monelle rüttelte an einem Hebel. Schlug dann gegen die Maschine. Nichts tat sich.

»Scheiße. Diese gottverdammte Bruchbude.«

Dann sah sie das Stromkabel. Irgendein Trottel hatte den Stecker für die Waschmaschinen rausgezogen. Sie wußte, wer es gewesen war. Neischen hatte einen zwölfjährigen Sohn, und wenn in diesem Haus etwas kaputtging, war meistens er daran schuld. Als sie sich letztes Jahr wegen irgendwas beschweren wollte, hatte der kleine Scheißkerl nach ihr getreten.

Sie ergriff das Kabel, ging in die Hocke, streckte den Arm aus und tastete hinter der Maschine nach der Steckdose. Sie schob den Stecker hinein.

Und spürte den Atem des Mannes an ihrem Hals.

Nein!

Er hatte sich in dem schmalen Spalt zwischen Mauer und Waschmaschine versteckt. Sie stieß einen Schrei aus, als sie die Skimaske und die dunkle Kleidung sah, dann schloß sich seine Hand um ihren Arm.

Mühelos riß er sie nach vorn und brachte sie aus dem Gleichgewicht. Sie fiel hin, schlug mit dem Gesicht auf den rauen Betonboden und konnte gerade noch einen weiteren Aufschrei unterdrücken.

Im nächsten Moment war er auf ihr, drückte ihre Arme zu Boden und pappte ihr ein Stück dickes, graues Klebeband über den Mund.

Hilfe!

Nein, bitte nicht.

Bitte nicht.

Groß war er nicht, aber kräftig. Er wälzte sie mühelos auf den Bauch, und dann hörte sie Handschellen einrasten.

Danach stand er auf. Eine ganze Weile war nichts weiter zu hören als tropfendes Wasser, Monelles keuchende Atemzüge und das leise Klicken irgendeines Aggregats.

Sie wartete darauf, daß er sie anfaßte, ihr die Kleidung vom Leib riß. Sie hörte, wie er zur Tür ging, sich davon überzeugte, daß sie allein waren.

Oh, hier unten war er völlig ungestört. Das wußte sie, und sie war wütend auf sich. Sie war eine der wenigen Mieterinnen, die den Waschraum benutzten. Die meisten mieden ihn, weil er so abgelegen war, so nah an der Hintertür und den Fenstern, so fernab von jeder Hilfe.

Er kehrte zurück und wälzte sie auf den Rücken. Flüsterte irgendwas, was sie nicht verstand. Dann: »Hanna.«

Hanna? Das war ein Irrtum! Er hielt sie für jemand anderen. Sie schüttelte heftig den Kopf, damit er es kapierte.

Doch dann blickte sie auf, schaute in seine Augen und ließ es sein. Obwohl er eine Skimaske trug, wurde ihr klar, daß irgendwas nicht stimmte. Er war außer sich. Kopfschüttelnd betrachtete er ihren Körper. Er schloß die in Handschuhen steckenden Finger um ihre runden Arme. Kniff in ihre Schulter, packte ein Speckröllchen. Sie zuckte vor Schmerz zusammen.

Offensichtlich war er enttäuscht. Er hatte sie überwältigt, und jetzt wußte er nicht genau, ob er sie überhaupt wollte.

Er steckte die Hand in die Hosentasche und zog sie langsam wieder heraus. Als das Messer aufschlagnappte, zuckte sie zusammen wie unter einem Elektroschock. Sie schluchzte lauthals los.

Nein, nein, nein!

Zischend stieß er den Atem aus. Er kauerte über ihr, dachte nach.

»Hanna«, flüsterte er, »was soll ich bloß tun?«

Dann entschied er sich plötzlich. Er steckte das Messer weg, zog sie auf die Beine und führte sie durch den Kellergang zur Hintertür - die mit dem kaputten Schloß, wegen dem sie Herrn Neischen schon seit Wochen in den Ohren lag.

ELF

Ein Kriminalist ist ein Renaissancemensch.

Er muß sich mit Botanik auskennen, mit Geologie, Ballistik, Medizin, Chemie, Literatur und Technik. Wenn er sich auskennt und beispielsweise weiß, daß Asche mit hohem Strontiumgehalt höchstwahrscheinlich von einer Leuchtbake am Straßenrand stammt, daß »Messer« auf portugiesisch *faca*, heißt, daß man in Äthiopien nicht mit Besteck, sondern ausschließlich mit der rechten Hand ißt, daß eine Kugel mit fünf Feldern, deren Ausprägungen in Drallrichtung nach rechts verlaufen, nicht aus einem Colt abgegeben worden sein kann -, wenn er all das weiß, kann er möglicherweise aufgrund der am Tatort sichergestellten Spuren Rückschlüsse auf den Täter ziehen.

Ein Fachgebiet, auf dem sich jeder Kriminalist auskennen muß, ist die Anatomie. Es war mittlerweile Lincoln Rhymes Spezialgebiet, denn in den letzten dreieinhalb Jahren hatte er sich eingehend mit der Funktion von Knochen und Nerven befaßt.

Jetzt betrachtete er die Beweismitteltüte aus dem Dampfheizungsraum, die Jerry Banks hochhielt. »Beinknochen«, erklärte er. »Nicht von einem Menschen. Stammt also nicht vom nächsten Opfer.«

Es handelte sich um ein glatt abgesägtes, rundes Knochenstück, etwa fünf Zentimeter Umfang. In den Sägerillen haftete Blut.

»Ein mittelgroßes Tier«, fuhr Rhyme fort. »Ein großer Hund zum Beispiel, ein Schaf oder eine Ziege. Schätzungsweise hundert bis hundertfünfzig Kilo schwer. Aber erst wollen wir feststellen, ob es sich auch um Tierblut handelt. Es könnte ja auch vom Opfer stammen.«

Es war schon vorgekommen, daß ein Straftäter jemanden mit einem Knochen erstochen oder erschlagen hatte. Rhyme hatte drei derartige Fälle bearbeitet; einmal war der Fußknochen eines Rindes die Tatwaffe gewesen, ein andermal der Beinknochen eines Hirsches, und in einem besonders grausigen Fall die Elle des Opfers.

Mel Cooper untersuchte die Blutspuren nach der Doppeldiffusionsmethode.

»Wir müssen ein bißchen warten«, erklärte er entschuldigend.

»Amelia«, sagte Rhyme. »Vielleicht könnten Sie uns zur Hand gehen. Nehmen Sie die Lupe und schauen Sie sich den Knochen genau an. Sagen Sie uns, was Sie sehen.«

»Nicht das Mikroskop?« fragte sie. Er dachte, sie würde sich sträuben, doch sie trat einen Schritt vor und betrachtete neugierig den Knochen.

»Zu starke Vergrößerung«, erklärte Rhyme.

Sie setzte die Spezialbrille auf und beugte sich über die weiße Emailleschale. Cooper schaltete eine Schwanenhalslampe an.

»Die Sägespuren«, sagte Rhyme. »Sind sie glatt oder ausgefranst?«

»Sie sind ziemlich glatt.«

»Eine Elektrosäge.«

Rhyme fragte sich, ob das Tier noch gelebt hatte, als der Unbekannte das getan hatte.

»Sehen Sie irgend etwas Ungewöhnliches?«

Sie musterte den Knochen eine Zeitlang, murmelte dann: »Ich weiß nicht. Ich glaube nicht. Es sieht einfach aus wie ein Stück Knochen.«

In diesem Augenblick ging Thom vorbei und warf einen Blick auf die Schale. »Ist das euer Hinweis? Das ist aber komisch.«

»Komisch«, sagte Rhyme. »Komisch?«

»Haben Sie eine Theorie, was das sein könnte?« fragte Sellitto.

»Theorie? Ich weiß es.« Er bückte sich und roch daran. »Das ist ein ossobucco.«

»Was?«

»Kalbshaxe. Ich hab' einmal eine für dich gemacht, Lincoln. Os-

sobucco. Geschmorte Kalbshaxe.« Er schaute Sachs an und verzog das Gesicht. »Er hat gesagt, sie könnte mehr Salz vertragen.«

»Gottverdammmt«, schrie Sellitto. »Er hat ihn in einem Laden gekauft.«

»Wenn wir Glück haben«, sagte Rhyme, »hat er ihn in *seinem* Laden gekauft.«

Cooper bestätigte, daß die von Sachs gesicherten Blutproben laut Eiweißdifferenzierungsverfahren nicht menschlicher Herkunft seien. »Vermutlich Rinderblut«, sagte er.

»Aber was will er uns damit sagen?« fragte Banks.

Rhyme hatte keine Ahnung. »Machen wir weiter. Ach, was ist mit der Kette und dem Vorhangeschloß?«

Cooper betrachtete die in einer Plastiktüte steckenden Beweismittel. »Keinerlei Firmenstempel mehr zu sehen. Damit hätten wir also kein Glück. Beim dem Schloß handelt es sich um ein Secure-Pro - ein Allerweltstyp. Besonders sicher ist es nicht, und einen Profi schreckt es schon gar nicht ab. Wie lange hat es gedauert, bis ihr es aufgebrochen habt?«

»Allenfalls drei Sekunden«, sagte Sellitto.

»Seht ihr. Keine Seriennummer. So was kann man in jedem Eisen- und Haushaltsgeschäft im ganzen Land kaufen.«

»Schlüssel oder Kombination?« fragte Rhyme.

»Kombination.«

»Ruf den Hersteller an. Frag nach, ob wir es auseinandernehmen und anhand der Zuhaltung die Zahlenkombination feststellen können. Und ob sich daraus schließen läßt, wann und wohin es ausgeliefert wurde.«

Banks pfiff durch die Zähne. »Mann, das ist ja weit hergeholt.«

Rhyme funkelte ihn an, woraufhin er feuerrot anlief. »Und aus der Begeisterung in Ihrer Stimme schließe ich, daß Sie genau der richtige Mann für diese Aufgabe sind, Detective.«

»Ja, Sir.« Abwehrend hielt der junge Mann sein Handy hoch. »Bin schon dabei.«

»Sind diese Flecken auf der Kette Blut?« fragte Rhyme.

»Von einem unserer Jungs«, sagte Sellitto. »Hat sich die Hand aufgerissen, als er versucht hat, das Schloß zu knacken.«

»Dann ist sie also verunreinigt?« Rhyme zog eine finstere Miene.

»Er wollte sie retten«, sagte Sachs.

»Verstehe. Eine gute Tat. Dennoch ist sie verunreinigt.« Rhyme warf wieder einen Blick zu dem Tisch neben Cooper. »Abdrücke?«

Cooper sagte, er habe jedes einzelne Glied untersucht und lediglich Sellittos Fingerabdrücke gefunden.

»Na schön, kommen wir zu dem Holzsplitter, den Amelia gefunden hat. Untersuch ihn auf Fingerabdrücke.«

»Hab' ich schon gemacht«, sagte Sachs rasch. »Am Tatort.«

P.T., dachte Rhyme. Eigentlich überraschend, daß sie einen Spitznamen hatte. Bei schönen Menschen war das selten der Fall.

»Versuchen wir's mal mit dem schweren Geschütz, nur zur Sicherheit«, sagte Rhyme. »Nimm DFO oder Ninhhydrin«, wies er Cooper an. »Dann beschießt du ihn mit dem Nit-Yag.«

»Dem was?« fragte Banks.

»Mit einem Neodym-Yttrium-Aluminium-Granat-Laser.«

Der Kriminaltechniker sprühte den Holzsplitter mit einer Flüssigkeit ein und richtete den Laserstrahl darauf. Er setzte eine getönte Spezialbrille auf und untersuchte ihn sorgfältig. »Nichts.«

Er schaltete den Laser aus und besah sich den Splitter von nahem. Dunkles Holz, etwa fünfzehn Zentimeter lang. Schwarze Flecken waren darauf, wie von Teer, und Schmutz hatte sich daran festgesetzt. Er hielt ihn mit einer kleinen Zange.

»Ich weiß, daß Lincoln lieber mit Eßstäbchen arbeitet«, sagte Cooper. »Aber ich bitte immer um eine Gabel, wenn ich bei Ming Wa zum Essen bin.«

»Du könntest die Zellen quetschen«, grummelte der Kriminalist.

»Könnte ich, tu ich aber nicht«, erwiderte Cooper.

»Was für Holz?« fragte Rhyme. »Willst du eine Veraschungsreaktion durchführen?«

»Nein, es ist Eiche. Ohne Zweifel.«

»Säge- oder Hobelspuren?« Rhyme beugte sich vor. Plötzlich verkrampfte sich sein Hals, und ein unerträglicher Schmerz schoß durch seine Muskeln. Er keuchte, schloß die Augen, verdrehte und reckte den Hals. Er spürte, wie Thoms starke Hände seinen Nacken massierten. Schließlich ließ der Schmerz langsam nach.

»Lincoln?« fragte Sellitto. »Geht's dir gut?«

Rhyme atmete tief durch. »Bestens. Mir fehlt nichts.«

»Hier.« Cooper brachte das Holzstück zum Bett und setzte Rhyme die Vergrößerungsbrille auf.

Rhyme untersuchte die Probe. »Mit einer Gattersäge in Richtung der Maserung geschnitten. Stark voneinander abweichende Schnittspuren. Daher würde ich annehmen, daß es sich um einen Pfosten oder Balken handelt, der vor über hundert Jahren verarbeitet wurde. Vermutlich mit einer Dampfsäge. Halt ihn näher ran, Mel. Ich möchte daran riechen.«

Er hielt Rhyme den Splitter unter die Nase.

»Kreosot - ein Destillationsprodukt aus Steinkohle und Buchenholztee. Wurde von der Holzindustrie als Imprägniermittel verwendet, bevor man zum Druckverfahren überging. Für Brücken, Molen und Eisenbahnschwellen.«

»Vielleicht haben wir es mit einem Eisenbahnmarren zu tun«, sagte Sellitto. »Wenn man bedenkt, daß die Leiche heute morgen neben den Gleisen gefunden wurde.«

»Könnte sein. Mel, überprüf mal, ob die Zellen gequetscht sind«, befahl Rhyme.

Der Kriminaltechniker untersuchte den Splitter mit dem Stereomikroskop. »Eine Quetschung ist schon vorhanden. Aber in Richtung der Maserung. Nicht dagegen. Keine Bahnschwelle also. Das Stück stammt aus einem Pfosten oder Stützbalken. Irgendeinem tragenden Teil.«

Ein Knochen - ein alter Holzpfeiler ...

»Ich sehe Erdeinschlüsse im Holz. Verrät uns das irgendwas?«

Cooper legte einen großen Packen Zeitungspapier auf den Tisch und riß die Umhüllung ab. Er hielt den Splitter über das Papier und bürstete etwas Erde aus den Rissen im Holz. Er betrachtete die auf dem Papier liegenden Körner, die sich dunkel auf dem weißen Untergrund abzeichneten.

»Hast du genügend Material für eine Untersuchung im Dichtegradienten?« fragte Rhyme.

Beim DG-Test gibt man die Bodenprobe in eine Röhre, die zwei Flüssigkeiten sehr unterschiedlicher Dichte enthält. Durch Auf trennung der Probe wird die Dichte von Einzelpartikeln oder Partikelagglomeraten ermittelt. Rhyme hatte eine umfangreiche Sammlung von Dichtegradienten-Profilen von Bodenproben aus allen fünf Stadtbezirken angelegt. Leider funktionierte dieser Test nur, wenn eine beträchtliche Menge des zu untersuchenden Erdreichs zur Verfügung stand. Cooper glaubte nicht, daß sie genügend hatten. »Wir können es versuchen, aber wir müßten dazu die ganze Probe aufbrauchen. Und wenn es nicht klappt, haben wir für weitere Tests nichts mehr übrig.«

Rhyme wies ihn an, die Probe zunächst mit optischen Hilfsmitteln und dann mit dem GCMS, dem Gaschromatographen mit Massenspektrometer, zu untersuchen.

Der Techniker bürstete etwas Erde auf einen Objektträger. Er betrachtete ihn ein paar Minuten lang durch das Stereomikroskop. »Das ist seltsam, Linc. Es ist Mutterboden. Mit ungewöhnlich hohem Anteil an pflanzlichen Stoffen. Aber in einem eigenartigen Zustand. Starke Zerfallserscheinungen, sehr vermodert.« Er blickte auf, und Rhyme bemerkte die von den Okularen herrührenden dunklen Ringe um seine Augen. Er erinnerte sich, daß diese Spuren nach stundenlanger Laborarbeit ziemlich ausgeprägt waren und daß manch ein Kriminaltechniker beim Verlassen des IRD-Labors von seinen Kollegen mit einem lauthals geschmetterten »Rocky Raccoon« empfangen wurde - frei nach dem gleichnamigen Beatles-Song.

»Verbrenn es«, befahl Rhyme.

Cooper schob eine Probe in den Gaschromatographen und schaltete ein. Ein Zischen drang aus dem Gerät. »Dauert ein, zwei Minuten.«

»Unterdessen«, sagte Rhyme, »nehmen wir uns den Knochen vor ... Ich frage mich ständig, was es mit dem Knochen auf sich hat. Untersuch ihn unter dem Mikroskop, Mel.«

Cooper legte den Knochen vorsichtig auf den Objekttisch des Stereomikroskops. Er beugte sich über das Gerät. »Holla, hier hab' ich was.«

»Was?«

»Sehr klein. Transparent. Reichen Sie mir mal die Klemme«, sagte Cooper zu Sachs und deutete auf eine Pinzette mit Greifbacken. Sie reichte sie ihm, und er stocherte damit vorsichtig im Knochenmark herum. Er zog etwas heraus.

»Ein kleines Stück regenerierte Cellulose«, meldete Cooper.

»Cellophan«, sagte Rhyme. »Erzähl mir mehr.«

»Dehn- und Zwickspuren. Ich würde sagen, das hat er nicht absichtlich hinterlassen. Keine Schnittkanten. Nicht auszuschließen, daß es strapazierfähiges Cellophan ist.«

»>Nicht auszuschließen<« Rhyme zog eine finstere Miene. »Ich kann diese windelweichen Formulierungen nicht ausstehen.«

»Wir müssen aber vorsichtig formulieren, Lincoln«, sagte Cooper aufgeräumt.

»>Verwandt mit<. >Deutet auf<«, knurrte Rhyme. »Und ganz besonders hasse ich, >nicht auszuschließen<«

»Vielseitig verwendbar«, sagte Cooper. »Meine kühnste Vermutung lautet, daß es sich um herkömmliches Verpackungscellophan aus einer Fleischerei oder einem Lebensmittelgeschäft handelt. Ein bekanntes Markenprodukt ist es jedenfalls nicht.«

Jerry Banks kam aus dem Treppenhaus herein. »Schlechte Nachrichten. Die Firma Secure-Pro führt keine Unterlagen über Zahlenkombinationen. Eine Maschine stellt sie aufs Geratewohl ein.«

»Ah.«

»Aber eins ist interessant ... die haben gesagt, sie werden wegen ihrer Produkte ständig von der Polizei angerufen, aber Sie wären der erste, der darauf gekommen ist, daß man die Spur eines Schlosses über die Zahlenkombination verfolgen könnte.«

»Wieso soll das >interessant< sein, wenn es eine Sackgasse ist?« grummelte Rhyme und wandte sich wieder Mel Cooper zu, der kopfschüttelnd auf den GCMS-Computer schaute. »Was ist?«

»Habe das Ergebnis der Bodenprobe. Aber ich fürchte, der Apparat spinnt. Die Stickstoffwerte hauen nicht hin. Wir sollten es noch mal versuchen. Diesmal mit einer größeren Probe.«

Rhyme ordnete eine weitere Untersuchung an. Dann musterte er erneut den Knochen. »Mel, wie lang ist das Tier tot?«

Cooper kratzte eine Probe ab und untersuchte sie unter dem Mikroskop.

»Minimaler Bakterienbefall. Sieht so aus, als hätte unser Bambi hier erst vor kurzem das Zeitliche gesegnet. Oder es ist erst seit etwa acht Stunden aus dem Kühlschrank.«

»Dann hat es unser Täter also unlängst gekauft«, sagte Rhyme.

»Oder vor einem Monat und es eingefroren«, wandte Sellitto ein.

»Nein«, sagte Cooper. »Es war nicht tiefgefroren. Ich sehe keinerlei Anzeichen von Gewebeschäden durch Eiskristalle. Und es wurde auch nicht so lange kühl gelagert. Es ist nicht ausgetrocknet. In modernen Kühlschränken werden Nahrungsmittel dehydriert.«

»Ein guter Anhaltspunkt«, sagte Rhyme. »Machen wir uns an die Arbeit.«

»An die Arbeit machen?« Sachs lachte. »Wollen Sie damit sagen, wir sollen sämtliche Lebensmittelläden in der Stadt anrufen und feststellen, wer gestern Kalbsknochen verkauft hat?«

»Nein«, versetzte Rhyme. »In den letzten *zwei* Tagen.«

»Soll ich die Hardy Boys drauf ansetzen?« fragte Sellitto.

»Die sollen lieber da weitermachen, woran sie bisher gearbeitet haben. Ruf Emma an, in der Zentrale, falls sie noch im Dienst ist. Wenn

nicht, hol sie und die anderen Telefonistinnen zurück. Sie sollen Überstunden machen. Besorg ihr eine Auflistung sämtlicher Lebensmittelketten in der Stadt. Ich wette, daß unser Knabe nicht für eine vierköpfige Familie einkauft. Sag Emma also, daß sie sich bei ihrer Anfrage auf Runden beschränken soll, die fünf Artikel oder weniger gekauft haben.«

»Vollmachten?« fragte Banks.

»Wenn sich jemand sträubt, besorgen wir uns die entsprechende Vollmacht«, sagte Sellitto. »Aber erst versuchen wir's ohne. Wer weiß? Der eine oder die andere könnte ja hilfsbereit sein. So was soll vorkommen.«

»Aber woher soll man in den Läden wissen, wer eine Kalbshaxe gekauft hat?« fragte Sachs. Sie war nicht mehr so unnahbar wie zuvor. Ihr Tonfall war schärfer geworden. Rhyme fragte sich, ob ihr Unmut ein Anzeichen dafür war, daß sie das gleiche Gefühl hatte, das ihn so oft übermannt hatte - die erdrückende Last der Hinweise. Das Hauptproblem eines Kriminalisten ist nicht der Mangel an Spuren, sondern ihre Vielzahl.

»Überprüft die Scanner an den Kassen«, sagte Rhyme. »Damit werden heutzutage alle Warenausgänge per Computer erfaßt. Zur Inventur und für Nachbestellungen. Schießen Sie los, Banks. Ich sehe doch, daß Ihnen etwas durch den Kopf geht. Sprechen Sie's aus. Diesmal werde ich Sie nicht in die Wüste schicken.«

»Tja, nur die großen Ketten haben Scanner, Sir«, wandte der junge Detective ein. »Es gibt Hunderte von kleineren Läden und Fleischereien, die keine haben.«

»Guter Tip. Aber ich glaube nicht, daß er in ein kleines Geschäft gegangen ist. Er legt Wert auf Anonymität. Er kauft in den großen Läden ein. Dort geht es unpersönlicher zu.«

Sellitto rief in der Fernmeldezentrale an und erklärte Emma, worauf es ihnen ankam.

»Versuchen wir's bei dem Cellophan doch mal mit Polarisation«, sagte Rhyme zu Cooper.

Der Techniker legte ein winziges Stück davon unter das Polarisationsmikroskop, drückte dann die Polaroid-Kamera an das Okular und schoß ein Foto. Es war ein farbenfrohes Bild, eine Art Regenbogen, durch den sich graue Streifen zogen. Rhyme betrachtete es. Das Muster an sich sagte ihm nichts, aber man konnte es mit anderen Cellophanproben vergleichen und auf diese Weise feststellen, ob es sich um ein Massenprodukt handelte.

Rhyme kam ein Gedanke. »Lon, hol einen Trupp Leute vom Einsatzkommando her. Im Laufschritt.«

»Hierher?« fragte Sellitto.

»Wir bereiten uns auf einen Einsatz vor.«

»Bist du dir da sicher?« fragte der Detective.

»Ja! Sie sollen sofort herkommen.«

»In Ordnung.« Er nickte Banks zu, der bei Haumann anrief.

»Nun, was ist mit den anderen fingierten Spuren - diesen Haaren, die Amelia gefunden hat?«

Cooper stocherte mit einer Sonde darin herum, schob dann ein paar davon unter das Phasenkontrastmikroskop. Bei diesem Instrument wird der zu untersuchende Gegenstand von zwei Lichtquellen angestrahlt, wobei der zweite Strahl - aufgrund einer Phasenverzögerung - eine Idee später auftrifft, so daß die Probe durch das Zusammenwirken von Licht und Schatten plastisch zu erkennen ist.

»Nicht von einem Menschen«, sagte Cooper. »Das kann ich dir gleich sagen. Und es handelt sich um Deckhaar, nicht um Gewöll.«

Es waren ganz normale Tierhaare, wollte er damit sagen.

»Welches Tier? Ein Hund?«

»Vom Kalb vielleicht?« schlug Banks vor, der sich wieder einmal von seinem jugendlichen Überschwang hinreißen ließ.

»Überprüf die Abschilferung«, befahl Rhyme. Er meinte damit die mikroskopisch kleinen Schuppen, die sich an der Außenschicht eines jeden Haares bilden.

Cooper tippte ein paar Befehle in seinen Computer ein, und kurz

darauf erschienen daumennagelgroße Abbildungen diverser stark vergrößerter Haare samt deutlich sichtbarer Abschilferung am Bildschirm. »Das haben wir dir zu verdanken, Lincoln. Kannst du dich noch an die Datei erinnern?«

Bei der IRD hatte Rhyme eine riesige Sammlung von Mikrofotos verschiedenster Haartypen angelegt. »Ja, na klar, Mel. Aber das waren drei Ringbuchordner, als ich sie das letztemal gesehen habe. Wie hast du die in den Computer gekriegt?«

»Per ScanMaster natürlich. JPEG-komprimiert.«

JP-was? Was war das? Nur ein paar Jahre raus, und schon war er technisch nicht mehr auf dem laufenden. Erstaunlich ...

Und während Cooper die Bilder verglich, stellte sich Lincoln Rhyme einmal mehr die Frage, die ihn schon den ganzen Tag beschäftigte - die Frage, die ihm nicht aus dem Kopf gehen wollte: Warum die Hinweise? Der Mensch ist ein seltsames Wesen, aber er ist vor allem und in erster Linie eine Kreatur. Ein Tier, das lachen kann, gefährlich ist und schlau, Angst hat, aber immer aus einem Grund handelt - ein Bedürfnis hat, das es zu seiner Verhaltensweise bewegt. Als Wissenschaftler glaubte Lincoln Rhyme nicht, daß es so etwas wie Zufälle, merkwürdige Begebenheiten oder schieres Glück gab. Selbst Psychopathen hatten ihre ureigene Logik, so quer die auch sein mochte, und deshalb wußte er genau, daß es einen Grund dafür geben mußte, weshalb der Unbekannte in Rätseln zu ihnen sprach.

»Ich hab's«, rief Cooper. »Ein Nagetier. Wahrscheinlich eine Ratte. Die Haare wurden abrasiert.«

»Das ist ja ein toller Hinweis«, sagte Banks. »Es gibt Millionen Ratten in der Stadt. Das führt uns zu keinem bestimmten Ort. Was will er uns damit sagen?«

Sellitto schloß einen Moment lang die Augen und murmelte etwas vor sich hin. Sachs bemerkte seine Miene nicht, denn sie schaute neugierig auf Rhyme. Der war überrascht, daß sie noch nicht darauf gekommen war, was der Kidnapper ihnen mitteilen wollte, sagte aber

nichts. Er sah nicht ein, weshalb er diese schreckliche Erkenntnis mit jemandem teilen sollte, jedenfalls vorerst noch nicht.

James Schneiders siebentes Opfer beziehungsweise das achte, so man die arme, kleine Maggie O 'Connor hinzuzählen mag, war die Ehefrau eines fleißigen Immigranten, der an der Hester Street in der Lower East Side der Stadt ein bescheidenes Heim für seine Familie geschaffen hatte.

Dem Mut seines unglücklichen Eheweibes war es zu verdanken, daß die Konstabler den Verbrecher schließlich entlarven konnten. Hanna Goldschmidt, eine Jüdin deutscher Abstammung, war ein hochgeschätztes Mitglied der Gemeinde, in der sie mit ihrem Ehemann und sechs Kindern (eines war bei der Geburt gestorben) lebte.

Langsam fuhr der Knochensammler durch die Straßen, darauf bedacht, die zulässige Geschwindigkeit nicht zu überschreiten, obwohl er wußte, daß einen die New Yorker Verkehrspolizei wegen so einer Kleinigkeit nicht anhielt.

Er blieb an einer roten Ampel stehen und betrachtete ein weiteres UNO-Plakat. Er sah die hohlen, lächelnden Fratzen - genau wie die unheimlichen Gesichter in seinem Haus - und ließ dann den Blick weiterschweifen auf die ihn umgebende Stadt. Von Zeit zu Zeit war er immer noch überrascht, wenn er wieder einmal feststellte, wie massig die Häuser wirkten, wie hoch das Mauerwerk aufragte, wie glatt das Glas war, wie schnittig die Autos, die vorüberfuhren, und wie herausgeputzt die Menschen wirkten. Die Stadt, die er kannte, war dunkel, geduckt, verqualmt, sie roch nach Schweiß und Schmutz. Man wurde von Pferden niedergetrampelt, es wimmelte von Gaunerbanden - zehn- oder elfjährige Kinder zum Teil -, die einem kurzerhand einen Knüppel oder Stock über den Kopf zogen und sich mit der Taschenuhr oder der Geldbörse davonn machten ... Das war die Stadt, in der der Knochensammler lebte.

Manchmal allerdings ging es ihm so wie jetzt - er fuhr in einem flotten silbernen Taurus XL über glatte Asphaltstraßen dahin, hörte

einen Lokalsender, ärgerte sich wie alle New Yorker, wenn er eine grüne Ampel nicht mehr rechtzeitig erwischte, und fragte sich, warum, zum Teufel, man in dieser Stadt bei Rot nicht rechts abbiegen durfte, wenn es überall sonst erlaubt war.

Er spitzte die Ohren, als er dumpfe Schläge aus dem Kofferraum hörte. Aber hier waren zu viele Außengeräusche, als daß jemand Hannas Aufbegehren hätte hören können.

Die Ampel sprang um.

Auch in unserer aufgeklärten Zeit ist es natürlich ungewöhnlich, daß sich eine Frau des Abends so weit von zu Hause wegbegibt, Zumal ohne männliche Begleitung. Und seinerzeit war dies noch weitaus ungewöhnlicher. Doch an diesem unseligen Abend blieb Hanna keine andere Wahl- sie mußte ihr Heim verlassen. Ihr Jüngstes hatte Fieber, und da ihr Gatte in der nahegelegenen Synagoge zum Gebet weilte, begab sie sich hinaus, um zu dunkler Nachtstunde Arznei zu besorgen, die sie ihrem fiebernden Kinde einflößen wollte. Als sie die Tür schloß, sagte sie zu ihrer ältesten Tochter:

»Schließ die Türe hinter mir gut zu. Ich kehre gleich zurück.«

Leider sollte es anders kommen. Denn nur wenig später begegnete sie James Schneider.

Der Knochensammler betrachtete die verwahrlosten Straßen. Diese Gegend - ganz in der Nähe hatte er das erste Opfer vergraben - hieß Hell's Kitchen und lag an der West Side von Manhattan. Hier, wo einst die irischen Banden geherrscht hatten, ließen sich jetzt immer mehr erfolgreiche junge Menschen nieder - Werbeagenturen, Fotoateliers und schicke Restaurants.

Es roch nach Mist, und er wunderte sich überhaupt nicht, als er plötzlich ein scheuendes Pferd vor sich sah.

Dann wurde ihm klar, daß es sich nicht um eine Erscheinung aus dem 19. Jahrhundert handelte. Das Pferd sollte vor eine der Droschen gespannt werden, in denen man sich zu durchaus neuzeitlichen Preisen durch den Central Park kutschieren lassen konnte. Die Stallungen waren ganz in der Nähe.

Er lachte leise in sich hinein.

Was danach geschah, läßt sich nur vermuten, denn es gibt keinerlei Zeugen. Doch nur allzu deutlich können wir uns das entsetzliche Geschehen ausmalen. Der Schurke zerrte die verzweifelt Widerstand leistende Frau in eine dunkle Gasse und stach mit dem Dolch auf sie ein - nicht etwa, weil er sie töten wollte, sondern um sie sich gefügig zu machen. Doch Mrs. Goldschmidts Willenskraft, die sicherlich gestärkt wurde vom Gedanken an ihre Sprößlinge zu Hause, war derart, daß sie sich unverhofft und mit aller Entschiedenheit gegen den Unhold zur Wehr setzte - sie schlug ihm wiederholt ins Gesicht und riß ihm Haare aus.

Sie konnte sich kurzzeitig losreißen und einen entsetzlichen Schrei ausstoßen. Schneider schlug noch mehrere Male auf sie ein und ergriff dann feige die Flucht.

Die tapfere Frau torkelte auf den Bürgersteig, wo sie zusammenbrach und in den Armen eines Konstablers starb, der auf die Hilfeschreie der Nachbarn hin angerannt kam.

Die Geschichte stand in einem Buch, das der Knochensammler bei sich hatte. *Berühmte Kriminalfälle im alten New York*. Er wußte nicht, was ihn an diesem schmalen Bändchen so reizte. Er war süchtig danach - mehr könnte er beim besten Willen nicht sagen, wenn er erklären müßte, was dieses Buch für ihn bedeutete. Fünfundsiebzig Jahre alt und nach wie vor in hervorragendem Zustand, ein Wunderwerk der Buchbindekunst. Es war sein Glücksbringer, sein Talisman. Er hatte es in einer kleinen Filiale der Stadtbücherei entdeckt und eines Tages in seinen Regenmantel gesteckt und mitgenommen - einer der wenigen Diebstähle, die er in seinem Leben begangen hatte.

Er hatte die Geschichte über Schneider schon hundertmal gelesen, er kannte sie auswendig.

Langsam fahren. Sie waren gleich da.

Als Hannas Gatte sich klagend über den leblosen Leib seines Weibes beugte und ihr ins Antlitz sah - ein letztes Mal, ehe sie zur ewigen Ruhe gebettet wurde, da der jüdische Glaube vorschreibt, daß

Tote so schnell wie möglich bestattet werden müssen -, bemerkte er eine eigenartige, an ein Wappen gemahnende Schramme auf ihrer ebenmäßigen Wange. Es war ein rundes Zeichen, das wie eine Mondsichel wirkte, über welcher ein kleiner Sternenhaufen schwebte.

Der Konstabler rief aus, daß es sich um einen Abdruck handeln müsse, den der ruchlose Schlächter höchstselbst mit seinem Ring hinterlassen habe, als er auf sein armes Opfer einschlug. Die Kriminalisten zogen daraufhin einen Künstler zu Rate, der eine Zeichnung des Abdrückes anfertigte. (Der geschätzte Leser wird in diesem Zusammenhang auf Tafel XXII verwiesen.) Daraufhin befragte man die Juweliere der Stadt und erfuhr mehrere Namen und Anschriften von Männern, die in jüngster Zeit derartige Ringe erworben hatten. Zwei der Käufer, der eine ein Pastor, der andere Professor an einer ehrenwerten Universität, waren über jeden Verdacht erhaben. Der dritte indes war ein Mann, den die Konstabler bereits seit längerer Zeit ruchloser Taten verdächtigten. Es handelte sich um einen gewissen James Schneider.

Nämlicher Herr war einstmais einflußreiches Mitglied mehrerer wohltätiger Organisationen der Stadt Manhattan gewesen, allen voran der Liga für Schwindsüchtige und der Wohlfahrtsgesellschaft für Ruheständler. Das Auge des Gesetzes fiel auf ihn, als mehrere ältere Schutzbefohlene besagter Verbände verschwanden, nachdem Schneider ihnen einen Besuch abgestattet hatte. Er wurde niemals wegen einer Straftat belangt, doch kurz nach den Ermittlungen zog er sich aus der Öffentlichkeit zurück.

Nach dem ruchlosen Mord an Hanna Goldschmidt durchsuchte man stillschweigend die zweifelhaften Quartiere der Stadt, fand jedoch keinerlei Hinweis auf Schneiders Verbleib. Die Konstabler brachten in allen südlichen Stadtbezirken sowie in den an den Flüssen gelegenen Vierteln Anschläge mit einer Beschreibung des Schurken an, doch sie konnten ihn nicht dingfest machen - wahrlich eine Tragödie, wenn man bedenkt, wieviel Blut aufgrund seines schändlichen Treibens in Bälde in der Stadt vergossen werden sollte.

Die Straßen waren leer. Der Knochensammler bog in eine Gasse ein. Er öffnete die Tür zu einem Lagerhaus und fuhr über eine hölzerne Rampe hinab in einen langen, tunnelartigen Gang.

Nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß sich niemand im Gebäude aufhielt, ging er zum Wagen zurück. Er öffnete den Kofferraum und zog Hanna heraus. Sie war fleischig, fett, fühlte sich an wie ein schlaffer Strohsack. Er wurde wieder wütend und schlepppte sie rüde durch einen weiteren breiten Tunnel. Über ihnen rauschte der Verkehr auf dem West Side Highway dahin. Er horchte auf ihren pfeifenden Atem und wollte gerade die Hand ausstrecken und den Knebel lösen, als er spürte, wie sie erschauerte und plötzlich schlaff wurde. Er keuchte vor Anstrengung, als er seine schwere Last auf den Tunnelbodenbettete und das Klebeband von ihrem Mund zog. Sie atmete schwach. War sie nur ohnmächtig geworden? Er horchte an ihrer Brust. Das Herz schlug laut und deutlich.

Er durchschnitt die Wäscheleine, mit der er ihre Knöchel gefesselt hatte, beugte sich über sie und flüsterte: »Hanna, komm mit mir, Hanna Goldschmidt...«

»Nein«, murmelte sie und verfiel dann wieder in Schweigen.

Er beugte sich näher zu ihr, gab ihr einen leichten Klaps auf die Wange. »Hanna, du mußt mitkommen.«

Und sie schrie: »Ich heiße nicht Hanna.« Dann trat sie ihm heftig gegen die Kinnlade.

Grellgelbes Licht schoß ihm durch den Kopf, und er hüpfte zwei, drei Schritte zur Seite, bemüht, das Gleichgewicht zu halten. Hanna sprang auf und rannte blindlings durch einen dunklen Korridor davon. Doch er war im Nu hinter ihr her. Ehe sie zehn Meter weit gekommen war, bekam er sie zu fassen. Sie stürzte zu Boden, und er kam mit ihr zu Fall. Er grunzte, als ihm die Luft aus der Lunge entwich.

Einen Moment lang lag er auf der Seite, von rasenden Schmerzen verzehrt, rang nach Atem und hielt das strampelnde Mädchen am T-Shirt fest. Sie lag auf dem Rücken, und ihre Hände waren immer noch gefesselt, daher benutzte sie die einzige Waffe, die ihr zur Verfügung

stand - sie holte mit dem Fuß aus und trat mit aller Kraft auf seine Hand. Stechender Schmerz schoß ihm durch den Arm, und sein Handschuh flog davon. Wieder hob sie ihr kräftiges Bein, und nur weil sie schlecht zielte, entging er ihrem Absatz, der so heftig auf den Boden knallte, daß seine Knochen gebrochen wären, wenn sie ihn getroffen hätte.

»So nicht!« knurrte er wütend, packte sie mit der bloßen Hand an der Kehle und drückte zu, bis sie sich nur mehr wand und winselte und dann auch damit aufhörte. Sie zuckte ein paarmal und erschlaffte dann.

Als er an ihrer Brust horchte, schlug das Herz ganz schwach. Diesmal war es keine Finte. Er hob seinen Handschuh auf, zog ihn an und schleppete sie durch den Tunnel zu dem Pfosten zurück. Fesselte ihre Füße und zog ihr einen neuen Streifen Klebeband über den Mund. Als sie zu sich kam, wanderte seine Hand über ihren Körper. Zuerst keuchte sie und zuckte zurück, als er sie hinter dem Ohr betastete. Am Ellbogen, am Kinn. Es gab nicht viele Stellen, die er berühren wollte. Sie war *so füllig* ... es widerte ihn an.

Doch *unter* der Haut... Mit festem Griff packte er ihr Bein. Sie starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an, als er in seiner Tasche herumfummelte und das Messer zückte. Ohne auch nur einmal zu zögern, schnitt er durch das Fleisch, bis auf den Knochen. Sie stieß einen Schrei aus, ein wahnwitziges Heulen, das selbst durch das Klebeband drang, und trat um sich, doch er hielt sie fest. *Gefällt dir das, Hanna?* Das Mädchen schluchzte und stöhnte laut auf.

Dann nahm er ihren Arm.

Sie schauten sich einen Moment lang in die Augen, und sie schüttelte verzweifelt den Kopf, flehte ihn stumm an. Sein Blick fiel auf ihren runden Unterarm, und wieder schnitt er tief ins Fleisch. Ihr ganzer Körper erstarrte vor Schmerz. Wieder ein wilder, dumpfer Schrei. Er senkte den Kopf, wie ein Musiker, und lauschte auf den Ton, den die Klinge der Elle entlockte ... Erst nach einer Weile bemerkte er, daß sie besinnungslos geworden war.

Schließlich riß er sich von ihr los und kehrte zum Wagen zurück. Er hinterlegte die nächsten Hinweise, holte dann den Besen aus dem Kofferraum und verwischte sorgfältig alle Fußspuren. Er fuhr die Rampe hinauf, hielt mit laufendem Motor an, stieg wieder aus und beseitigte ebenso sorgfältig die Reifenspuren.

Er hielt inne und blickte in den dunklen Tunnelgang hinab. Er schaute zu ihr, schaute nur zu ihr hin. Plötzlich verzog der Knochensammler den Mund und lächelte. Er war überrascht, daß bereits die ersten Gäste auftauchten. Ein rundes Dutzend kleiner, roter Augenpaare, zwei Dutzend, dann drei ... Es schien, als musterten sie Hannas blutiges Fleisch voller Neugier... und möglicherweise auch Hunger. Doch das bildete er sich vielleicht nur ein. Denn eine lebhafte Phantasie hatte er weiß Gott.

ZWÖLF

»Mel, durchsuch die Kleidung der Colfax. Amelia, würden Sie ihm zur Hand gehen?«

Sie bedachte ihn wieder mit einem freundlichen Nicken - die Art, die gesellschaftlichen Anlässen vorbehalten war. Rhyme wurde klar, daß er ziemlich wütend auf sie war.

Auf Anweisung des Technikers zog sie Latexhandschuhe an, breitete die Kleidung vorsichtig über einem großen Bogen unbedruckten Zeitungspapiers aus und fuhr mit einer Roßhaarbürste darüber. Winzige Körnchen fielen herab. Cooper nahm sie mit einer Klebefolie auf und untersuchte sie unter dem Stereomikroskop.

»Viel ist es nicht«, berichtete er. »Der Dampf hat fast alle Spuren getilgt. Ich sehe ein bißchen Erde. Nicht genug für den Dichtegradienten. Moment ... Großartig, ich habe eine Faserprobe. Schau dir diese...«

Tja, kann ich nicht, dachte Rhyme wütend.

»Marineblau. Wolle mit Acryl, würde ich meinen. Für Teppichboden nicht grob genug, außerdem nicht genoppt. Stammt also von einem Kleidungsstück.«

»Bei dieser Hitze wird er kaum dicke Socken oder einen Pullover tragen. Eine Skimaske?«

»Darauf würde ich tippen«, sagte Cooper.

»Dann will er uns also wirklich eine Chance geben, sie zu finden«, meinte Rhyme nachdenklich. »Wenn er sie einfach umbringen wollte, käm's nicht drauf an, ob sie sein Gesicht sehen oder nicht.«

»Es bedeutet außerdem«, fügte Sellitto hinzu, »daß dieser Drecks-

kerl meint, er kommt davon. Der hat nicht vor, Selbstmord zu begehen. Könnte uns als Druckmittel beim Verhandeln dienen, falls er Geiseln bei sich hat, wenn wir ihn stellen.«

»Dein Optimismus gefällt mir, Lon«, sagte Rhyme.

Thom öffnete die Tür, als es unten schellte, und im nächsten Moment kam Jim Polling die Treppe herauf. Er wirkte zerzaust und abgehetzt. Tja, so sah man eben aus, wenn man von einer Pressekonferenz zur nächsten eilen und zwischen Bürgermeister und Bundesbehörden vermitteln mußte.

»Schade um die Forellen«, rief Sellitto ihm zu. »Jimmy ist nämlich ein waschechter Sportangler«, erklärte er Rhyme. »Macht seine Fliegen und alles selber. Ich dagegen bin schon zufrieden, wenn ich mit 'nem Sechserpack Bier auf'nem Ausflugsboot sitze.«

»Erst schnappen wir diesen Drecksack, dann kümmer' ich mich um die Fische«, sagte Polling, nahm die Kaffeekanne, die Thom am Fenster stehenlassen hatte, und schenkte sich eine Tasse ein. Er schaute hinaus und kniff verwundert die Augen zusammen, als er feststellte, daß ihn zwei große Vögel anstarnten. Er drehte sich zu Rhyme um und erklärte, daß er wegen der Entführungssache einen Angelurlaub in Vermont habe verschieben müssen. Rhyme hatte noch nie geangelt - hatte nie die Zeit oder die Lust für irgendwelche Hobbys gehabt -, doch er stellte fest, daß er Polling beneidete. Die Gelassenheit war es vor allem, die ihm am Angeln zusagte. Es war ein Sport, den man allein ausüben konnte. Bei Sportarten für Krüppel handelte es sich für gewöhnlich um Disziplinen, denen man sich mit aller Verbissenheit widmen mußte. Wettkämpfe. Man wollte es aller Welt beweisen - und sich selbst. Basketball, Tennis, Marathonlauf, alles im Rollstuhl. Falls er jemals Sport treiben müßte, das stand für Lincoln Rhyme fest, würde er angeln gehen. Obwohl das Auswerfen der Schnur mit einem einzigen Finger vermutlich sogar die moderne Hochleistungstechnologie überforderte.

»In der Presse wird er als Serienkidnapper bezeichnet«, sagte Polling.

Wem der Pantoffel paßt, dachte Rhyme.

»Und der Bürgermeister dreht durch. Will das FBI hinzuziehen.

Ich hab' den Chef dazu überredet, diesmal nicht nachzugeben. Aber wir dürfen nicht noch ein Opfer verlieren.«

»Wir werden unser Bestes tun«, sagte Rhyme ätzend.

Polling trank den schwarzen Kaffee und trat unmittelbar neben das Bett. »Ist mit Ihnen alles in Ordnung, Lincoln?«

»Mir geht's bestens«, sagte Rhyme.

Polling musterte ihn einen Moment lang und nickte dann Sellitto zu. »Klären Sie mich auf. In einer halben Stunde gibt's die nächste Pressekonferenz. Haben Sie die letzte gesehen? Gehört, was der Reporter gefragt hat? Wie die Angehörigen des Opfers die Nachricht aufgenommen hätten, daß es verbrüht wurde?«

Banks schüttelte den Kopf. »Mann.«

»Ich hätt' dem Scheißkerl beinah eine geknallt«, sagte Polling.

Im Zuge der Ermittlungen wegen der Polizistenmorde vor drei-einhalb Jahren, so erinnerte sich Rhyme, hatte der Captain die Kamera eines Fernsehteams zertrümmert, als ein Reporter wissen wollte, ob Polling deshalb so rücksichtslos vorgehe, weil es sich bei dem Verdächtigen, Dan Shepherd, um einen Polizisten handle.

Polling und Sellitto zogen sich in eine abgelegene Ecke zurück, wo der Detective ihn auf den neuesten Stand brachte. Als der Captain diesmal die Treppe hinabstieg, wirkte er, wie Rhyme feststellte, nicht mehr halb so munter wie zuvor.

»Okay«, meldete sich Cooper. »Wir haben ein Haar. Es war in ihrer Tasche.«

»Ein ganzes Haar?« fragte Rhyme, allerdings ohne große Hoffnung, und er war nicht überrascht, als Cooper seufzte. »Ohne Wurzel leider.«

Ein Haar ohne Wurzel galt nicht als individuelle Spur, sondern lediglich als mögliches Indiz. Man konnte damit keinen DNS-Test durchführen und es einer bestimmten Person zuordnen. Dennoch hatte es eine gewisse Beweiskraft. Wenn ein am Tatort gefundenes

Haar mit den Haaren eines Verdächtigen übereinstimmte, so hatte die kanadische Royal Mounted Police vor ein paar Jahren in einer berühmten Studie festgestellt, bestand eine Wahrscheinlichkeit von etwa viertausendfünfhundert zu eins, daß er derjenige war, der es verloren hatte. Der Haken dabei war, daß man anhand eines Haars nur wenig Rückschlüsse auf die Person ziehen konnte, von der es stammte. Das Geschlecht festzustellen war fast unmöglich, und selbst zur Rassenzugehörigkeit ließen sich kaum zuverlässige Aussagen machen. Altersschätzungen waren nur bei Kinderhaaren möglich. Auch die Farbe war wegen der Vielzahl von Pigmentationsmöglichkeiten sowie diverser kosmetischer Färbemittel nur von bedingter Aussagekraft, und da jeder Mensch tagtäglich zig Haare verlor, ließ sich auch nicht feststellen, ob der Verdächtigte zu Kahlköpfigkeit neigte.

»Vergleich es mit denen des Opfers. Nimm eine Schuppenzählung und einen Marksicht-Pigmentations-Vergleich vor«, befahl Rhyme.

Wenig später blickte Cooper wieder vom Mikroskop auf. »Von ihr ist es nicht, von der Colfax, meine ich.«

»Beschreibung?« fragte Rhyme.

»Hellbraun. Keine Krause, daher meine ich, nicht negrid. Die Pigmentation deutet darauf hin, daß es sich nicht um einen Asiaten handelt.«

»Von einem Weißen also«, sagte Rhyme und deutete mit dem Kopf auf die Tabelle an der Wand. »Bestätigt, was der Zeuge ausgesagt hat. Kopf- oder Körperhaar?«

»Kaum Abweichungen im Durchmesser und eine einheitliche Pigmentverteilung. Es ist ein Kopfhaar.«

»Länge?«

»Drei Zentimeter.«

Thom fragte, ob er im Täterprofil festhalten sollte, daß der Unbekannte braune Haare habe.

»Nein«, sagte Rhyme. »Damit warten wir, bis wir es bestätigen

können. Schreib nur auf, daß er unseres Wissens eine marineblaue Skimaske trägt. Die Fingernagelproben, Mel?«

Cooper untersuchte sie, fand aber nichts Verwertbares.

»Der Abdruck, den Sie gefunden haben, Amelia. Der am Tank. Schauen wir uns den mal an. Könnten Sie ihn mir bitte zeigen?«

Sachs zögerte, dann brachte sie ihm die Polaroidaufnahme.

»Ihr Monster«, sagte Rhyme. Es war ein großer Ballenabdruck, unförmig, geradezu monströs - nicht das elegante Muster aus geschwungenen, sich verzweigenden Hautleisten, sondern ein Wirrwarr aus lauter dünnen Linien.

»Ein wunderbares Bild - Sie sind ja geradezu ein zweiter Edward Weston, Amelia. Aber leider ist es keine Hand. Das sind keine Hautabdrücke. Sie stammen von einem Handschuh. Leder. Alt. Stimmt's, Mel?«

Der Techniker nickte.

»Thom, schreib auf, daß er ein Paar alte Handschuhe hat.« Rhyme wandte sich an die anderen. »Allmählich können wir uns ein Bild von ihm machen. Seine Fingerabdrücke hinterläßt er nicht am Tatort. Aber er hinterläßt Handschuhabdrücke. Wenn wir den Handschuh bei ihm finden, können wir ihm doch nachweisen, daß er am Tatort war. Er ist schlau. Aber nicht genial.«

»Und was tragen geniale Kriminelle?« fragte Sachs.

»Mit Baumwolle gefüttertes Wildleder«, sagte Rhyme. »Wo ist der Filter?« fragte er dann. »Vom Staubsauger?«

Der Techniker entleerte den Filter - ein kegelförmiges Teil, wie bei einer Kaffeemaschine - auf ein weißes Blatt Papier.

»Sind Sie immer noch sauer auf mich, Amelia?« erkundigte sich Rhyme. »Wegen der Hände?«

Sie war nicht auf die Frage gefaßt. »Ich war nicht sauer«, sagte sie nach einer kurzen Pause. »Meiner Ansicht nach war das, was Sie vorgeschlagen haben, unprofessionell.«

»Wissen Sie, wer Edmond Locard war?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ein Franzose. Geboren 1877 Er gründete das Institut für Kriminalistik an der Universität von Lyon. Er entwickelte einen Leitsatz, an den ich mich immer gehalten habe, als ich die IRD leitete. Das Locardsche Prinzip. Er kam auf den Gedanken, daß bei jedem menschlichen Kontakt irgend etwas ausgetauscht wird. Dabei kann es sich um Staub handeln, um Blut, Hautzellen, Schmutz, Fasern oder Metallreste. Möglicherweise läßt sich nur schwer herausfinden, was genau ausgetauscht wurde, und zu begreifen, was es bedeutet, könnte sich als noch schwerer erweisen. Doch es kommt zu einem Austausch - und deswegen können wir unsere unbekannten Straftäter fassen.«

Die kurze Lektion in Kriminalgeschichte interessierte sie nicht im geringsten.

»Sie haben Glück gehabt«, sagte Mel Cooper zu Sachs, ohne aufzublicken. »Er wollte, daß Sie und der Notarzt an Ort und Stelle eine Autopsie vornehmen und den Mageninhalt untersuchen.«

»Es hätte uns nicht weitergeholfen«, sagte Rhyme, wich aber ihrem Blick aus.

»Ich habe es ihm ausgeredet«, sagte Cooper.

Spuren ...

Staatsanwälte, Reporter und Geschworene mögen eindeutige Beweismittel. Blutige Handschuhe, Messer, vor kurzem abgefeuerte Schußwaffen, Liebesbriefe, Samenspuren und Fingerabdrücke. Lincoln Rhyme hingegen zog die indirekten Beweise vor, die Spuren -Staub und andere Materialien vom Tatort, die von Straftätern nur allzu leicht übersehen werden.

Doch im Staubsauger befand sich nichts, was ihnen weiterhelfen konnte.

»Na schön«, sagte Rhyme. »Fahren wir fort. Nehmen wir uns die Handschellen vor.«

Sachs wurde stocksteif, als Cooper die Plastiktüte öffnete und die Handschellen auf einen Bogen Zeitungspapier gleiten ließ. Wie Rhyme vorausgesagt hatte, wiesen sie nur geringe Blutspuren auf. Der Polizeiarzt war mit einer Knochensäge zu Werke gegangen,

nachdem ein Anwalt der New Yorker Polizei der gerichtsmedizinischen Abteilung per Fax grünes Licht gegeben hatte.

Sorgfältig untersuchte Cooper die Handschellen. »Boyd & Keller. Billigstes Modell. Keine Seriennummer.« Er sprühte das verchromte Metall mit DFO ein und strahlte es mit dem Polilight an. »Keine Abdrücke, nur ein weiterer Abdruck vom Handschuh.«

»Machen wir sie auf.«

Cooper schloß sie mit einem herkömmlichen Handschellschlüssel auf. Dann nahm er eine kleine Preßluftflasche, wie man sie zum Reinigen von Fotoapparaten benutzt, und blies damit den Schließmechanismus aus.

»Eine Autopsie.« Sachs seufzte, so als wunderte sie sich bei Rhyme über nichts mehr.

Ach, sie ist überhaupt nicht bei der Sache, dachte er wütend. In Gedanken ist sie ganz woanders.

»Aha«, sagte Cooper. »Hab' was gefunden. Ich glaube, es ist ein Stück vom Handschuh.«

Cooper legte ein Körnchen unter das Stereomikroskop. Untersuchte es.

»Leder. Rötlich gefärbt. Auf einer Seite geplättet.«

»Rot, das ist gut«, warf Sellitto ein. »Je verrückter die Klamotten«, erklärte er Sachs, »desto leichter läßt sich der Täter aufspüren. Wetten, daß man euch so was auf der Akademie nicht beibringt. Bei Gelegenheit werde ich Ihnen mal erzählen, wie wir Jimmy Plaid geschnappt haben, den Mann aus der Gambino-Truppe. Erinnerst du dich noch daran, Jerry?«

»Seine Hose konnte man noch aus einem Kilometer Entfernung erkennen«, sagte der junge Detective.

»Das Leder ist spröde«, fuhr Cooper fort. »Kaum Öl oder Fett in den Narben. Du hattest recht mit deiner Vermutung, daß sie alt sind.«

»Von welchem Tier?«

»Ziegenleder würde ich sagen. Gute Qualität.«

»Wenn sie neu wären, könnte das ein Hinweis darauf sein, daß er reich ist«, brummte Rhyme. »Aber da sie alt sind, könnte er sie auf der Straße gefunden oder beim Trödler gekauft haben. Sieht so aus, als ließen sich aus den Accessoires von Nummer 238 keine schlauen Schlüsse ziehen. Na schön. Thom, halt auf dem Profil fest, daß er Handschuhe aus rötlichem Ziegenleder trägt. Was haben wir sonst noch?«

»Er benutzt Aftershave«, erinnerte ihn Sachs.

»Das können wir uns schenken. Na gut. Vielleicht will er damit einen anderen Geruch kaschieren. Täter machen das manchmal. Schreib es auf, Thom. Wie hat es doch gleich wieder gerochen, Amelia? Sie haben es beschrieben.«

»Trocken. Wie Gin.«

»Was ist mit der Wäscheleine?« fragte Rhyme.

Cooper untersuchte sie. »So was habe ich schon mal gesehen. Plastik. Im Innern mehrere Dutzend Fasern, die aus zehn unterschiedlichen Plastiksorten bestehen, und eine - nein, zwei - metallische Fasern.«

»Ich will wissen, wer es herstellt und vertreibt.«

Cooper schüttelte den Kopf. »Unmöglich. Zu alltäglich.«

»Verdammt«, murmelte Rhyme. »Und der Knoten?«

»Der ist nun wirklich ungewöhnlich. Sehr gekonnt. Siehst du diese Doppelschlaufe? Nichts läßt sich so schwer binden wie PVC, und der Knoten gibt keinen Millimeter nach.«

»Gibt's in der Zentrale eine Knotendatei?«

»Nein.«

Unverzeihlich, dachte er.

»Sir?«

Rhyme wandte sich Banks zu.

»Ich segle ab und zu ...«

»Draußen in Westport«, sagte Rhyme.

»Nun, tatsächlich, ja. Woher wissen Sie das?«

Wenn es eine forensische Methode gäbe, mit der sich die Herkunft

von Menschen nachweisen ließe, würde sich gewiß herausstellen, daß Banks aus Connecticut stammte. »Gut geraten.«

»Ein Seemansknoten ist es nicht. Den würde ich erkennen.«

»Gut zu wissen. Häng sie da auf.« Rhyme deutete mit dem Kopf zur Wand, neben die Polaroidaufnahme vom Cellophanstück und das Manet-Poster. »Wir kommen später darauf zurück.«

Die Türklingel schellte, und Thom verzog sich nach unten. Rhyme dachte einen bangen Moment lang, es sei vielleicht Dr. Berger, der zurückkehrte, um ihm mitzuteilen, daß er kein Interesse mehr daran habe, ihm bei seinem »Projekt« behilflich zu sein.

Doch das Stiefelgetrampel verriet ihm, wer eingetroffen war.

Die Männer vom Einsatzkommando, alle groß, alle finster dreinblickend, alle in Kampfanzügen, traten ins Zimmer und nickten Sellitto und Banks höflich zu. Sie waren Tatmenschen, und Rhyme ging jede Wette ein, daß sie der Anblick eines Mannes, der für immer auf dem Rücken liegen mußte, äußerst unangenehm berührte, auch wenn die zehn auf ihn gerichteten Augenpaare keinerlei Regung zeigten.

»Meine Herren, Sie haben sicher von der Entführung von gestern abend und dem Opfer von heute nachmittag gehört.« Er überging ihr bejahendes Gemurmel und fuhr fort: »Unser Täter hat ein weiteres Opfer in seiner Gewalt. Wir haben eine Spur, und Sie müssen sie für mich verfolgen. Sie begeben sich an verschiedene Punkte in der ganzen Stadt und sichern Beweismittel. Unverzüglich und alle zugleich. Ein Mann pro Einsatzort.«

»Sie meinen«, fragte ein schnurrbärtiger Polizist skeptisch, »ohne Absicherung?«

»Sie werden keine brauchen.«

»Bei allem Respekt, Sir, aber ich denke nicht daran, mich ohne Absicherung in den Einsatz zu begeben. Wenigstens zu zweit.«

»Ich glaube nicht, daß es zu einer Schießerei kommen wird. Das Einsatzziel sind die großen Lebensmittelketten der Stadt.«

»Lebensmittelläden?«

»Nicht jeder Laden. Von jeder Kette nur einer. J & G., ShopRite, Food Warehouse ...«

»Was genau sollen wir da machen?«

»Kalbshaxen kaufen.«

»Was?«

»Eine Packung pro Geschäft. Ich fürchte, ich muß Sie bitten, den Einkauf aus Ihrer eigenen Tasche zu bezahlen, meine Herren. Aber die Stadt wird es Ihnen ersetzen. Ach, und wir brauchen sie so schnell wie möglich.«

Sie lag auf der Seite und konnte sich nicht bewegen.

Ihre Augen hatten sich an die Dämmerung in dem alten Tunnel gewöhnt, so daß sie sehen konnte, wie die kleinen Scheißviecher näher rückten. Eins fiel ihr besonders auf.

Monelles Bein brannte wie verrückt, doch am schlimmsten waren die Schmerzen im Arm, dort, wo er ihr einen tiefen Schnitt zugefügt hatte. Da ihre Hände auf den Rücken gefesselt waren, konnte sie die Wunde nicht sehen und wußte nicht, wieviel Blut sie verloren hatte. Aber es mußte eine Menge sein; sie war sehr schwach und spürte, daß beide Arme und der ganze Oberkörper klebrig und naß waren.

Wieder das Scharren - nadelspitze Krallen auf Beton. Graubraune Knäuel, die raschelnd in den dunklen Winkeln herumwuselten. Die Ratten rückten weiter auf sie vor. Es waren mindestens hundert.

Sie zwang sich dazu, völlig stillzuliegen, und ließ das große schwarze Tier nicht aus den Augen. Sie hatte sie »die Schwarze« getauft. Es war ganz vorn, huschte hin und her, beobachtete sie.

Monelle Gerger war mit neunzehn schon zweimal um die Welt gereist. Sie war durch Sri Lanka, Kambodscha und Pakistan getrampelt. Durch Nebraska, wo die Frauen abfällig auf ihre Augenbrauenringe und die von keinem Büstenhalter gebändigten Brüste geglotzt hatten. Durch den Iran, wo die Männer wie läufige Hunde auf ihre bloßen Arme gestarrt hatten. Sie hatte in den Stadtparks von Guatemala City geschlafen und in Nicaragua drei Tage unter Rebellen

verbracht, nachdem sie sich auf dem Weg zu einem Wildschutzgebiet verirrt hatte.

Aber sie hatte noch nie so viel Angst gehabt wie jetzt.

Mein Gott.

Und am meisten fürchtete sie sich vor dem, was sie sich nun zutun wollte.

Eine Ratte, eine kleine mit braunem Fell, rannte ganz nah heran, schoß nach vorn, zuckte zurück und rückte wieder ein paar Zentimeter vor. Ratten waren unheimlich, so stellte sie fest, weil sie eher an Reptilien erinnerten als an Säugetiere. Die schlangenartige Schnauze, der schlangenartige Schwanz. Und diese furchtbaren roten Augen.

Die Schwarze, so groß wie eine kleine Katze, war unmittelbar dahinter. Sie hockte sich auf die Hinterpfoten und starre auf das Ding, das sie so faszinierte. Beobachtete. Wartete ab.

Dann griff das kleine Vieh an. Ein leises Scharren, als die winzigen Füße losrippelten. Ohne sich um ihren dumpfen Aufschrei zu kümmern, schoß es blitzschnell auf sie zu. Flink wie ein Kakerlak riß es ein Stück aus ihrem verletzten Bein. Die Wunde brannte wie Feuer. Monelle wimmerte - vor Schmerz, ja, aber auch vor Wut. Verflucht, dich will ich nicht! Sie rammte der Ratte den Fuß in den Rücken. Ein dumpfes Knacken, das Tier zuckte noch einmal und rührte sich nicht mehr.

Eine andere rannte auf ihren Hals zu, biß zu, sprang zurück und starrte sie mit zuckender Schnauze an, so als leckte sie sich genüßlich das Maul und kostete den Geschmack aus.

Dieser Schmerz ...

Sie fing an zu zittern - gepeinigt von dem entsetzlichen Brennen, das von der Bißwunde ausstrahlte. Dieser Schmerz! Monelle mußte sich zwingen, wieder stillzuliegen.

Der kleine Quälgeist setzte zu einem erneuten Angriff an, zuckte aber plötzlich zurück und huschte davon. Monelle sah, warum. Die Schwarze setzte sich endlich an die Spitze des Rudels. Sie wollte sich die Beute holen, auf die sie es abgesehen hatte.

Brav, brav.

Auf sie hatte sie gewartet. Weil sie sich anscheinend nichts aus dem Blut oder ihrem Fleisch machte - schon vor zwanzig Minuten war sie einmal ganz nahe herangetrippelt, angelockt von dem silbernen Klebeband über ihrem Mund.

Die kleineren Ratten huschten zurück ins Getümmel, als die Schwarze auf ihren kleinen Rattenfüßen nach vorn trippelte. Verharrte. Dann wieder vorrückte. Noch zwei Meter, anderthalb.

Dann einen.

Sie blieb mucksmäuschenstill liegen. Atmete so flach wie möglich, aus Angst, sie könnte sie verschrecken.

Die Schwarze verharrte. Trippelte wieder weiter. Dann blieb sie stehen. Einen halben Meter von ihrem Kopf entfernt.

Rühr keinen Muskel.

Sie machte einen Katzenbuckel und fletschte fortwährend die braungelben Zähne. Wieder rückte sie einen halben Meter vor, blieb stehen, sah sich mit flinken Blicken um. Hockte sich auf, rieb die Vorderpfoten aneinander, kam langsam näher.

Monelle Gerger stellte sich tot.

Weitere fünfzehn Zentimeter. Los!

Komm schon!

Dann war sie an ihrem Gesicht. Sie roch nach Öl und Abfällen, Fäkalien und verdorbenem Fleisch. Sie beschnupperte sie, bis sie die kitzelnden Schnurrhaare kaum mehr ertragen konnte, und dann entblößte sie die kleinen Zähne und machte sich am Klebeband zu schaffen.

Fünf Minuten lang nagte und knabberte sie um ihren Mund herum. Einmal kam eine andere Ratte angeschossen und schlug ihr die Zähne in den Knöchel. Sie schloß die Augen und versuchte, nicht auf den Schmerz zu achten. Die Schwarze verjagte das andere Tier, blieb dann im Dunkeln stehen und beobachtete sie.

Vorwärts, Schwarze! Komm schon!

Langsam kam sie zurückgetrippelt. Mit tränenerödtem Gesicht senkte sie den Kopf, bot ihr den Mund dar.

Sie nagte und nagte ...

Komm schon!

Sie spürte ihren Atem, als sie das Klebeband durchbiß und große glänzende Stücke herausfetzte. Sie pulte sie aus dem Maul und betastete sie begierig.

Reichte das jetzt?

Es mußte reichen. Mehr hielt sie nicht aus.

Langsam hob sie den Kopf, Millimeter um Millimeter. Die Schwarze blickte sich flugs um und beugte sich neugierig vor.

Monelle sperre den Mund auf und hörte ein wunderbares Geräusch - das zerreißende Klebeband. Sie holte tief Luft. Sie konnte wieder atmen!

Und sie konnte um Hilfe schreien.

»Bitte, helfen Sie mir!«

Die Schwarze erschrak bei ihrem schrillen Schrei, zuckte zurück und ließ das kostbare silberne Klebeband fallen. Doch sie entfernte sich nicht weit. Sie blieb stehen, wandte sich um und hockte sich auf die Hinterpfoten.

Sie achtete nicht auf die dunkle, geduckte Gestalt, sondern trat gegen den Pfosten, an den sie gefesselt war. Staub und Schmutz regneten herab, doch das Holz gab kein Stück nach. Sie schrie, bis ihr der Hals weh tat.

»Bitte. Helft mir!«

Doch in dem unentwegt dahinströmenden Verkehr ging jeder Ton unter.

Einen Moment lang rührte sich nichts. Dann hielt die Schwarze wieder auf sie zu. Diesmal war sie nicht allein. Das ganze Rudel folgte ihr. Schnuppernd, zaghaft. Aber unaufhaltsam angelockt vom Geruch ihres Blutes.

Knochen und Holz, Holz und Knochen.

»Mel, was hast du herausbekommen?« Rhyme deutete mit dem Kopf auf den Computer, der die Ergebnisse der gaschromatographi-

sehen und massenspektrometrischen Untersuchung auswertete. Cooper hatte die Schmutzspuren, die sich an dem Holzsplitter befunden hatten, ein weiteres Mal überprüft.

»Nach wie vor stark stickstoffhaltig. Viel zu viel.«

Drei Versuche, und jedesmal das gleiche Ergebnis. Das Gerät funktionierte einwandfrei, wie sich bei einem Probelauf herausgestellt hatte. Cooper dachte kurz nach und sagte: »Hohe Stickstoffwerte - möglicherweise ein Waffenhersteller oder eine Munitionsfabrik.«

»Dann wären wir in Connecticut, aber nicht in Manhattan.« Ryhme schaute auf die Uhr. Halb sieben. Wie rasend heute die Zeit verging, wenn man bedachte, wie langsam sie in den letzten dreieinhalb Jahren verstrichen war. Er fühlte sich, als wäre er schon tagelang wach.

Banks hatte sich in eine Karte von Manhattan vertieft und den bleichen Halswirbel beiseite geschoben, der heute schon einmal vom Tisch gefallen war.

Rhymes Rückenmarkspezialist, Dr. Peter Taylor, hatte das Knochenstück hiergelassen. Bei einem seiner ersten Besuche. Der Arzt hatte ihn fachmännisch untersucht, sich dann in dem knarrenden Ratansessel niedergelassen und etwas aus seiner Hosentasche gezogen.

»Ein kleiner Anschauungsunterricht«, hatte er gesagt.

Rhyme hatte auf Taylors offene Hand gestarrt.

»Das ist der vierte Halswirbel. Derjenige, den Sie sich gebrochen haben. Sehen Sie die Fortsätze?« Der Arzt drehte ihn eine Zeitlang hin und her und sagte dann: »Woran denken Sie, wenn Sie das sehen?«

Rhyme hatte Hochachtung vor Taylor - er behandelte ihn nicht wie ein Kind, einen Schwachsinnigen oder ein lästiges Anhängsel -, aber an diesem Tag hatte er keine Lust auf phantasievolle Spielereien gehabt. Er hatte nicht geantwortet.

Taylor hatte sich dadurch nicht beirren lassen. »Manche Patienten meinen, es sehe aus wie ein Stachelrochen. Andere sagen, es sei ein Raumschiff. Oder ein Flugzeug. Oder ein Lastwagen. Aber keiner sagt: >Na, ein Stück Kalzium und Magnesium<. Klar: Man will nicht

wahrhaben, daß einem wegen so einer Kleinigkeit das Leben zur Hölle wird.«

Rhyme hatte ihm einen skeptischen Blick zugeworfen, doch der Arzt, in Ehren ergraut und erfahren im Umgang mit rückenmarks geschädigten Patienten, hatte lediglich erwidert: »Sie müssen mir vertrauen, Lincoln.«

Taylor hatte das Knochenstück dicht vor Rhymes Gesicht gehalten. »Sie wollen sich nicht damit abfinden, daß so ein kleines Ding so viel Leid verursachen kann. Doch das müssen Sie vergessen. *Vergessen* Sie es. Ich möchte, daß Sie daran denken, wie es vor dem Unfall war. Daß Sie sich an die guten und die schlechten Dinge erinnern. An Freude, an Trauer ... Das können Sie wieder empfinden.« Der Arzt hatte ihn mit ausdrucksloser Miene angesehen. »Aber offen gesagt, habe ich hier wohl jemanden vor mir, der sich aufgegeben hat.«

Taylor hatte den Halswirbel auf dem Nachttisch liegenlassen. Verschentlich, so schien es. Doch dann wurde Rhyme klar, daß er es bewußt getan hatte. Im Laufe der letzten Monate hatte Rhyme immer wieder auf das kleine Knochenstück gestarrt, während er darüber nachgrübelte, ob er sich umbringen sollte oder nicht. Mittlerweile war es zu einer Art Symbol für Taylors Einstellung geworden - ein Anreiz weiterzuleben. Doch letzten Endes hatte er sich mit seiner Haltung nicht durchsetzen können. Seine Worte, so wertvoll sie auch sein mochten, hatten nicht gegen die Schmerzen ankommen können, gegen die Qual und die Erschöpfungszustände, die Lincoln Rhyme Tag für Tag heimsuchten.

Er wandte den Blick von dem Knochen ab - zu Sachs - und sagte: »Ich möchte, daß Sie sich in Gedanken noch einmal an den Tatort versetzen.«

»Ich habe Ihnen doch schon alles erzählt, was ich gesehen habe.«

»Es geht mir nicht ums *Sehen*. Ich will wissen, was Sie empfunden haben.«

Rhyme dachte an all die vielen Tatorte, die er untersucht hatte. Manchmal geschah ein Wunder. Man schaute sich um, und irgend-

wie bekam man plötzlich ein Gespür für den Täter. Er konnte nicht erklären, woher das kam. Die Psychologen redeten ständig von Täterprofilen, so als hätten sie das erfunden. Aber schon seit Hunderten von Jahren suchten Kriminalisten die Psyche eines Täters, sein Motiv und seine Verhaltensweisen zu ergründen. Man mußte den Tatort abschreiten, feststellen, wo er gegangen war, die Spuren finden, die er hinterlassen hatte, sich vorstellen, worauf er es abgesehen hatte - dann konnte man sich hinterher ein Bild von ihm machen, hatte ein Profil. So deutlich wie ein Paßfoto.

»Sagen Sie's mir«, hakte er nach. »Was für ein Gefühl hatten Sie?«

»Beklommenheit. Anspannung. Hitze.« Sie zuckte die Achseln.

»Ich weiß es nicht. Wirklich nicht. So leid's mir tut.«

Wenn er sich hätte bewegen können, wäre Rhyme aufgesprungen, hätte sie an der Schulter gepackt und geschüttelt. Geschrien: *Aber Sie wissen doch, was ich meine! Ich weiß es. Warum ziehen Sie nicht mit? ... Warum gehen Sie nicht auf mich ein?*

Dann wurde ihm plötzlich klar: Sie war bereits dort, im dumpfigen Keller. Über T. J. Colfax' Leiche gebeugt. Atmete den widerwärtigen Geruch ein. Er erkannte es daran, wie sie mit dem Daumen an einem blutigen Nagelbett herumzupfte, an der unverbindlichen Höflichkeit, die sie aufrechtzuerhalten versuchte. Sie sträubte sich dagegen, sich wieder in diesen widerwärtigen Keller zu versetzen, und sie haßte ihn, weil er sie daran erinnerte, daß sie noch längst nicht damit fertig war.

»Sie gehen durch den Raum«, sagte er.

»Ich glaube wirklich nicht, daß ich Ihnen weiterhelfen kann.«

»Spielen Sie mit«, sagte er und bezähmte seinen Unmut. Er lächelte. »Sagen Sie mir, was Sie gedacht haben.«

»Es sind ... bloß Gedanken«, sagte sie mit unbewegter Miene.

»Eindrücke, wie sie jeder gehabt hätte.«

»Aber Sie waren da. Nicht jeder. Sagen Sie's uns.«

»Ich hatte Angst oder irgendwas ...« Offenbar bedauerte sie die unbeholfene Ausdrucksweise.

Unprofessionell...

»Ich hatte das Gefühl -«

»Daß jemand Sie beobachtet?« fragte er.

Das überraschte sie. »Ja. Genau das ist es.«

Rhyme hatte dieses Gefühl selbst schon gehabt. Oftmals. Er hatte es vor dreieinhalb Jahren gehabt, als er sich über die verwesende Leiche des jungen Polizisten gebeugt und eine Faser von dessen Uniform gezupft hatte. Er war *überzeugt* gewesen, daß jemand in der Nähe war. Doch da war niemand gewesen - nur ein starker Eichenbalken, der genau in diesem Moment geborsten und mit voller Wucht auf den Dornfortsatz von Lincoln Rhymes viertem Halswirbel heruntergekracht war.

»Was haben Sie sonst noch gedacht, Amelia?«

Sie wehrte sich nicht mehr dagegen. Ihr Mund wirkte gelöst, ihr Blick schweifte über das eingerollte *Nighthawks-Poster* - die einsamen Zecher, die vielleicht ganz gern allein waren. »Na ja«, sagte sie, »ich weiß noch, daß ich mir gedacht habe: >Mann, ist das Haus alt.< Es war so ähnlich wie auf den Bildern, die man manchmal sieht, wie eine Fabrik um die Jahrhundertwende oder so. Und ich -«

»Moment«, rief Rhyme. »Darüber sollten wir nachdenken. Alt...«

Sein Blick wanderte zu dem Randischen Meßtischblatt. Er hatte zuvor schon auf das Interesse des Unbekannten für das historische New York hingewiesen. Auch das Haus, in dem T. J. Colfax gestorben war, war alt. Desgleichen der Eisenbahntunnel, in dessen Nähe die erste Leiche gefunden worden war. Früher waren die Züge von und zur Central Station oberirdisch verkehrt. Aber es hatte derart viele Unfälle an den Übergängen gegeben, daß die Eleventh Avenue den Beinamen Death Avenue, die Todesmeile, erhalten hatte und die Eisenbahn sich schließlich gezwungen sah, die Gleise unter die Erde zu verlegen.

»Und die Pearl Street«, sagte er nachdenklich zu sich selbst, »war seinerzeit eine große Seitenstraße. Warum interessiert er sich so für

Unbekannter Nr. 238

| Aussehen | Aufenthaltsort | Fahrzeug | Sonstiges |
|--|--|---------------|---|
| <ul style="list-style-type: none">• Weiß, männlich, schmächtig• Dunkle Kleidung• Skimaske? Marineblau?• Alte Handschuhe, rötlch. Ziegenleder• Aftershave: um anderen Geruch zu überdecken? | <ul style="list-style-type: none">• Wahrsch. sicherer Unterschlupf | • Gelbes Taxi | <ul style="list-style-type: none">• Kenntn. TO-Arbeit• evtl. vorbestraft• Kenntn. Fingerabdr.• Waffe = .32er Colt• Vorliebe für »Altes« |

alte Orte?« Er wandte sich an Sellitto. »Ist Terry Dobyns noch bei uns?«

»Der Psychofritze? O ja. Wir haben letztes Jahr gemeinsam einen Fall bearbeitet. Da fällt mir was ein - er hat sich nach dir erkundigt. Hat gesagt, er hätte ein paarmal angerufen, aber du hättest nie -«

»Ja, ja, schon gut«, sagte Rhyme. »Hol ihn her. Ich möchte seine Meinung zum Verhaltensmuster von Nummer 238 hören. Nun, Amelia, was haben Sie sonst noch gedacht?«

Sie zuckte die Achseln, aber viel zu lässig. »Gar nichts.«

»Nichts?«

Und wo verbarg sie ihre Gefühle? fragte er sich, und er mußte daran denken, was Blaine einmal gesagt hatte, als sie beim Bummeln auf der Fifth Avenue eine hinreißende Frau gesehen hatten. *Je schöner die Schale, desto schwerer geht sie ab.*

»Ich weiß nicht... Na schön, ich kann mich noch an was erinnern. Aber es ist völlig unbedeutend. Es war keine objektive Beobachtung. Nichts Professionelles.«

Professionell...

Einfach höllisch, wenn man sich seine eigenen Maßstäbe setzt, was, Amelia?

»Raus damit«, sagte er.

»Sie wollten doch, daß ich mich in ihn hineinversetze. Und dabei hab' ich entdeckt, von wo aus er sie sehen konnte.«

»Machen Sie weiter.«

»Na ja, ich habe gedacht...« Einen Moment lang schien es, als stiegen ihr die Tränen in die Augen. Sie waren leuchtend blau, stellte er fest. Sie hatte sich sofort wieder im Griff. »Ich habe mich gefragt, ob sie einen Hund hat. Die Colfax, meine ich.«

»Einen Hund? Warum haben Sie sich das gefragt?«

Sie zögerte einen Moment. »Ich habe an einen Freund gedacht«, sagte sie. »Ist ein paar Jahre her. Wir haben uns darüber unterhalten, ob wir uns einen Hund zulegen sollen, wenn wir ... also wenn wir zusammenziehen. Ich wollte schon immer einen haben. Einen Col-

lie. Es war komisch. Genau so einen wollte mein Freund auch. Schon bevor wir uns überhaupt gekannt haben.«

»Ein Hund.« Rhymes Herz schlug ein paar Takte schneller.

»Und?«

»Ich dachte, daß die Frau -«

»T. J.,« sagte Rhyme.

»T. J.,« fuhr Sachs fort. »Ich dachte, wie traurig es wäre, wenn sie Haustiere hätte, weil sie nicht mehr heimkommen und mit ihnen spielen würde. Ich habe nicht an ihre Freunde gedacht oder an ihren Mann. Ich habe an Tiere gedacht.«

»Aber warum ausgerechnet Hunde, Haustiere? Warum?«

»Ich weiß nicht, warum.«

Schweigen.

»Vermutlich, weil sie festgebunden war«, sagte sie schließlich.

»Und ich habe daran gedacht, daß er weiter hinten stand und sie beobachtet hat. Genau zwischen den beiden Öltanks. Es war, wie wenn er ein Tier im Pferch beobachtet.«

Rhyme warf einen Blick auf die Sinuskurven am Monitor des GCMS.

Tiere...

Stickstoff...

»Mist!« stieß Rhyme aus.

Alle drehten sich zu ihm um.

»Es ist Mist.« Er schaute auf den Monitor.

»Ja, natürlich!« sagte Cooper und strich seine Haare wieder glatt.

»Der Stickstoff. Es ist Kot. Viehmist, und ziemlich alter überdies.«

Plötzlich hatte Lincoln Rhyme eine Eingebung, so wie früher. Der Gedanke war ihm einfach durch den Kopf geschossen. Er hatte Lämmer vor Augen.

»Lincoln, alles in Ordnung?« fragte Sellitto.

Ein Lamm, das die Straße entlanglief.

Es war, wie wenn er ein Tier...

»Thom«, sagte Sellitto, »fehlt ihm was?«

...im Pferch beobachtet.

Rhyme sah das arglose Tier. Es hatte eine Glocke um den Hals, und dahinter kamen etliche andere.

»Lincoln«, bedrängte ihn Thom. »Du schwitzt ja. Ist alles in Ordnung?«

»Schhhh«, befahl der Kriminalist.

Er spürte, wie ihm ein Tropfen übers Gesicht rann. Geistiger Höhenflug oder Kreislaufschwäche - die Symptome waren sich ziemlich ähnlich. *Denk nach, denk nach ...*

Knochen. Holzpfosten und Mist...

»Genau«, flüsterte er. Ein Locktier, das die Herde zur Schlachtkbank führt.

»Viehhöfe«, rief Rhyme laut aus. »Sie wird in einem Viehhof festgehalten.«

DREIZEHN

»In Manhattan gibt es keine Viehhöfe.«

»*Früher*, Lon«, erinnerte ihn Rhyme. »Der steht auf alte Sachen. Das tömt ihn an. Wir müssen an die alten Viehhöfe denken. Je älter, desto besser.«

Bei den Recherchen für sein Buch hatte Rhyme sich unter anderem mit einem Mord beschäftigt, den man dem Edelganoven Owney Madden zur Last gelegt hatte. Angeblich sollte er vor seinem Haus in Hell's Kitchen einen rivalisierenden Alkoholschmuggler niedergeschossen haben. Madden wurde freigesprochen - jedenfalls von diesem Mord. Er stellte sich zum Kreuzverhör und hielt dem Gericht mit klangvollem britischem Akzent einen Vortrag über Verrat: »Diese ganze Sache haben sich einige meiner Konkurrenten zusammengereimt, die nichts als Lügen über mich verbreiten. Euer Ehren, wissen Sie, woran mich die erinnern? In meiner Gegend, in Hell's Kitchen, wurden früher die Lämmerherden von den Viehhöfen zu den Schlachthöfen an der Zweiundvierzigsten Straße geführt. Und wissen Sie, wer sie geführt hat? Kein Hund, kein Mensch. Sondern ihresgleichen. Ein Locktier, ein Judaslamm, das eine Glocke um den Hals hängen hatte, führte die Herde die Rampe hinauf. Aber dann blieb es stehen, und alle anderen gingen hinein. Ich bin so unschuldig wie ein Lamm, und die Zeugen der Anklage, das sind die Judasse.«

»Banks, rufen Sie in der Bibliothek an«, fuhr Rhyme fort. »Dort gibt es bestimmt einen Historiker.«

Der junge Kriminalpolizist klappte sein Handy auf und rief an. Er

senkte die Stimme um ein, zwei Töne, als er sprach. Er erklärte, was sie benötigten, hörte auf zu reden und blickte auf den Stadtplan.

»Nun?« fragte Rhyme.

»Sie suchen jemanden. Sie haben -« Er neigte den Kopf, als sich jemand anderer meldete, und wiederholte sein Anliegen. Er nickte.
»Ich habe zwei Standorte ... nein, drei«, berichtete er.

»Wer ist dran?« rief Rhyme. »Mit wem reden Sie?«

»Der Kurator des Stadtarchivs. Er sagt, in Manhattan habe es drei Bereiche gegeben, in denen große Viehhöfe waren. Einer an der West Side, in Höhe der Sechzigsten Straße ... Einer in Harlem, in den dreißiger oder vierziger Jahren. Und während der Revolution gab's einen an der Lower East Side.«

»Wir brauchen die genauen Adressen, Banks! Die Straßen.«

Er horchte wieder.

»Er weiß es nicht genau.«

»Warum schaut er nicht nach? Sagen Sie ihm, er soll nachschlagen.«

»Er hat Sie gehört, Sir«, erwiderte Banks. »Er fragt, wo? Wo soll er nachschlagen? Damals gab's noch kein Branchenfernspprechbuch. Er orientiert sich anhand der alten -«

»Anhand der alten demographischen Karten, auf denen die Gewerbegebiete, nicht aber die Straßennamen eingezeichnet sind«, maulte Rhyme. »Offensichtlich. Sagen Sie ihm, er soll *raten*.«

»Das macht er ja schon. Er rät.«

»Er soll *schneller* raten«, rief Rhyme.

Banks hörte zu, nickte.

»Was, was, was, was?«

»An der Sechzigsten Straße, Ecke Tenth Avenue«, sagte der junge Polizist. Kurz darauf: »Lexington, beim Harlem River... Und dann ... dort, wo die Delancey-Farm war. Ist das in der Nähe der Delancey Street?«

»Wo denn sonst? Von Little Italy aus den ganzen East River hoch. Ein riesiges Gebiet. Kilometerlang. Kann er es nicht näher eingrenzen?«

»Um die Catherine Street. Lafayette ... Walker. Er ist sich nicht sicher.«

»In der Nähe der Gerichtsgebäude«, sagte Sellitto. »Laß Haumanns Männer ausrücken«, befahl er Banks. »Sie sollen sich aufteilen. Sich alle drei Gegenden vorknöpfen.«

Der junge Detective erledigte den Anruf, dann blickte er auf. »Was nun?«

»Wir warten«, sagte Rhyme.

»Ich hasse diese Scheißwarterei«, brummte Sellitto.

»Darf ich mal Ihr Telefon benutzen?« fragte Sachs Rhyme.

Rhyme nickte zu dem Apparat auf dem Nachttisch.

Sie zögerte. »Ist da draußen auch eins?« Sie deutete in den Flur.

Rhyme nickte.

Erhobenen Hauptes verließ sie das Schlafzimmer. Er konnte ihr Gesicht im Flurspiegel sehen. Sie zog eine feierliche Miene, während sie ihr kostbares Telefonat führte. Mit wem? fragte er sich. Einem Freund, ihrem Mann? Einer Kindertagesstätte? Warum hatte sie gezögert, bevor sie ihren Freund erwähnte, als sie ihm von dem Collie erzählt hatte? Rhyme wettete, daß dahinter eine Geschichte steckte.

Wen immer sie auch anrufen wollte, er war nicht da. Er bemerkte, wie ihre Augen dunkelblau und hart wurden, als sich niemand meldete. Sie blickte auf und ertappte Rhyme dabei, wie er sie im verstaubten Spiegel beobachtete. Sie drehte ihm den Rücken zu. Dann legte sie den Hörer auf und kehrte ins Schlafzimmer zurück.

Ganze fünf Minuten lang herrschte Schweigen. Rhyme konnte die innere Anspannung nicht durch körperliche Betätigung abbauen, wie dies die meisten Menschen tun. Als er sich noch bewegen konnte, war er immer wie ein Verrückter auf und ab gegangen und hatte sämtliche Mitarbeiter der IRD zum Wahnsinn getrieben. Jetzt betrachtete er eingehend die Randal-Karte, während Sachs unter ihre Dienstmütze griff und sich am Kopf kratzte. Mel Cooper sortierte ruhig wie ein Chirurg die bisherigen Spuren.

Alle bis auf einen fuhren hoch, als Sellittos Telefon schnarrte. Er hörte zu, dann verzog er das Gesicht zu einem breiten Grinsen.

»Wir haben's! Einer von Haumanns Trupps ist an der Eleventh, Ecke Sechzigste. Irgendwo in der Gegend schreit eine Frau. Sie wissen nicht genau, wo. Sie gehen von Tür zu Tür.«

»Machen Sie sich auf die Socken«, befahl Rhyme Sachs.

Er sah, wie ihre Mundwinkel nach unten sackten. Sie warf einen Blick auf Rhymes Telefon, so als könnte jeden Moment der Gouverneur anrufen und ihre Begnadigung verkünden. Dann ein Blick zu Sellitto, der über der Generalstabskarte von der West Side brütete.

»Amelia«, sagte Rhyme, »wir haben ein Opfer verloren. Das ist schlimm. Aber wir müssen nicht noch eins verlieren.«

»Wenn Sie sie gesehen hätten«, flüsterte sie. »Wenn Sie nur gesehen hätten, was er mit ihr gemacht hat -«

»Oh, aber das habe ich, Amelia«, sagte er ruhig, doch mit unerbittlich forderndem Blick. »Ich habe gesehen, was T. J. widerfahren ist. Ich habe gesehen, was aus einer Leiche wird, die bei Hitze einen Monat lang in einem Kofferraum liegt. Ich habe gesehen, was ein Pfund Plastiksprengstoff mit menschlichen Gliedmaßen und Gesichtern anrichtet. Ich habe den Brand im Happy-Land-Club bearbeitet. Über achtzig Menschen sind dabei verbrannt. Wir haben Polaroidaufnahmen von den Gesichtern der Opfer gemacht, beziehungsweise von dem, was davon übrig war, damit die Angehörigen sie identifizieren könnten - weil kein Mensch auf der Welt die Reihen der Toten hätte abschreiten können, ohne den Verstand zu verlieren. Außer uns. Wir hatten keine andere Wahl.« Er atmete tief ein, um den quälenden Schmerz zu unterdrücken, der durch seinen Hals schoß. »Sehen Sie, Amelia, wenn Sie in diesem Beruf zurechtkommen wollen ... Wenn Sie im *Leben* zurechtkommen wollen, müssen Sie lernen, die Toten ruhen zu lassen.«

Während dieser Ansprache hatten die anderen nach und nach ihre Arbeit unterbrochen und schauten nun zu ihnen her.

Diesmal schenkte Amelia Sachs ihm keinen freundlichen Blick.

Kein höfliches Lächeln. Einen Moment lang bemühte sie sich um einen unergründlichen Blick. Doch sie war nur allzu leicht zu durchschauen. Sie kochte vor Wut - so sehr, daß es in keinem Verhältnis mehr zu seiner Bemerkung stand - und zog ein finsternes, verkniffenes Gesicht. Sie fegte eine widerspenstige rote Haarsträhne beiseite und schnappte sich den auf dem Tisch liegenden Kopfhörer. An der Treppe blieb sie kurz stehen, warf Rhyme einen vernichtenden Blick zu, der ihn daran erinnerte, daß es nichts Kälteres gab als das frostige Lächeln einer schönen Frau.

Und aus irgendeinem Grund dachte er: Schön, daß du wieder da bist, Amelia.

»Was haste denn? Haste Ware, haste 'ne Story, haste Bilder?«

Der Stinker saß in einer Bar an der East Side von Manhatten, an der Third Avenue - die in der Stadt die gleiche Funktion erfüllt wie die Einkaufszentren in der Provinz. Es war eine schmuddelige Kneipe, in der sich schon bald angehende Yuppies tummeln würden. Doch derzeit verkehrten dort hauptsächlich schlecht gekleidete Anwohner, die fragwürdige Fischgerichte und matschige Salate zum Abendbrot aßen.

Der hagere Mann, dessen Haut wie knorriges Ebenholz aussah, trug ein blütенweißes Hemd und einen grellgrünen Anzug. Er beugte sich näher zu dem Stinker. »Haste was Neues, haste Geheimcodes, haste was Schriftliches? Haste irgendeinen Scheiß?«

»Mann. Ha.«

»Sag ruhig ha, aber auslachen tast du mich nicht«, sagte Fred Dellray - ursprünglich D'Ellret, aber das war einige Generationen her. Er war einen Meter dreiundneunzig groß, lächelte trotz seiner Kodderschnauze selten und war der Star unter den Special Agents von Manhattans FBI-Büro.

»Nein, Mann. Ich lach' doch gar nicht.«

»Also, was haste?« Dellray drückte auf der Zigarette herum, die hinter seinem linken Ohr klemmte.

»So was dauert, Mann.« Der Stinker, ein kleiner Kerl, kratzte sich den fettigen Kopf.

»Aber du hast keine Zeit. Zeit ist kostbar, Zeit verfliegt, und Zeit ist genau das, was du nicht hast.«

Dellray griff mit seiner mächtigen Pranke unter dem Tisch hindurch, auf dem zwei Tassen Kaffee standen, und kniff den Stinker in den Schenkel, bis er winselte.

Vor sechs Monaten war der dürre kleine Kerl erwischt worden, als er versucht hatte, einer Horde rechtsradikaler Irrer Schnellfeuer gewehre vom Typ M-16 zu verkaufen. Wie es der Zufall wollte - soweit man von Zufall sprechen konnte -, handelte es sich um Undercover-Agenten der Bundesbehörde für Alkohol, Tabak und Schußwaffen.

Selbstverständlich hatten es die Agenten nicht auf den Stinker persönlich abgesehen, diese schmierige Gestalt mit den wilden Augen. Sie wollten die Hintermänner, die Leute, die die Waffen lieferten. Die Bundesbehörde gab sich eine Zeitlang alle Mühe mit ihm, ohne daß sich ein großer Durchbruch abzeichnete, worauf man ihn an Dellray weiterreichte, den besten Spitzelführer vor Ort - er sollte nun feststellen, ob er eventuell von Nutzen sein könnte. Bislang allerdings hatte sich nur bestätigt, daß er eine unausstehliche kleine Ratte war und offensichtlich keine Ahnung hatte, keinerlei Geheimcodes kannte, noch irgendwelchen Scheiß für die Akten wußte.

»Wir lassen die Anklage - egal, wegen was - nur unter einer Bedingung fallen, und die lautet, daß du uns irgendwas Gutes, was Handfestes lieferst. Sind wir uns da einig?«

»Aber wenn ich doch sag', daß ich momentan nix für euch hab'. Bloß im Moment.«

»Stimmt nicht, stimmt nicht. Du hast irgendwas. Ich seh's dir am Gesicht an. Du weißt irgendwas, Mann.«

Draußen hielt ein Bus mit zischenden Hydraulikbremsen. Ein Schwung Pakistani stieg aus.

»Mann, diese beschissene UN-Konferenz«, moserte der Stinker.

»Was, zum Teufel, suchen die hier? Die Stadt ist sowieso schon viel zu voll. Nix als Ausländer.«

»>Beschissene Konferenz<. Du kleine Ratte, du mickriger Scheißer«, fuhr Dellray ihn an. »Was hast du denn gegen den Weltfrieden?«

»Gar nix.«

»Jetzt beicht mir mal, was du weißt.«

»Ich weiß aber nix.«

»Mit wem hastes hier zu tun?« Dellray grinste teuflisch. »Ich bin das Chamäleon. Ich kann freundlich sein und lächeln, aber ich kann auch die Stirn runzeln und zukneifen.«

»Nein, Mann, nein«, jaulte der Stinker. »Scheiße, das tut weh. Laß das.«

Der Barkeeper schaute zu ihnen her, aber nach einem kurzen Blick von Dellray wienerte er die bereits spiegelblanken Gläser.

»Na schön, vielleicht weiß ich doch was. Aber ich brauch' Hilfe. Ich brauch' -«

»Die nächste Kneifkur?«

»Leck mich, Mann. Leck mich doch.«

»Ist ja ein mächtig scharfer Dialog«, versetzte Dellray. »Du klingst wie einer in einem miesen Film, weißt du, wenn die Guten und die Schlechten am Schluß aufeinanderstoßen. Stallone gegen wen anders. Und denen fällt nichts anderes ein als >Leck mich.< - >Nein, leck du mich doch.< - >Nein, duleckst mich.< Und jetzt erzähl mir was Brauchbares. Sind wir uns einig?«

Und er starrte den Stinker einfach an, bis der klein beigab.

»Okay, es geht um folgendes. Ich vertrau dir, Mann. Ich -«

»Ja, ja, ja. Was weißte?«

»Ich hab' mit Jackie geredet - kennste Jackie?«

»Kenn' ich.«

»Und der hat mir was gesteckt.«

»Was hat er dir gesteckt?«

»Er hat mir erzählt, daß er gehört hat, daß diese Woche irgendwer

irgendwas rein- oder rauschaffen will, und ich soll die Finger von den Flughäfen lassen.«

»Und was soll rein- beziehungsweise rausgehen? Noch mehr M-16?«

»Ich hab' dir doch gesagt, Mann, daß ich nix weiß. Ich erzähl' bloß, was Jackie -«

»Dir erzählt hat.«

»Genau, Mann. Bloß ganz allgemein, weißte?« Der Stinker schaute Dellray mit seinen großen, braunen Augen an. »Wie könnt' ich dich denn anlügen?«

»Verlier bloß nicht die Haltung«, warnte ihn der Agent und deutete mit dem Finger auf seine Brust. »Wie war das jetzt mit den Flughäfen? Welcher? John E Kennedy, La Guardia?«

»Weiß ich nicht. Ich weiß bloß, daß das Gerücht geht, daß irgendwer auf 'nem Flughafen hier aufkreuzen soll. Jemand, der ziemlich übel drauf sein soll.«

»Nenn mir 'nen Namen.«

»Ich weiß keinen Namen.«

»Wo ist Jackie?«

»Weiß nicht. Südafrika, glaub' ich. Vielleicht auch in Liberia.«

»Was soll das Ganze *bedeuten?*« Dellray knetete wieder seine Zigarette.

»Ich schätz' halt, daß womöglich irgendwas läuft, weißte, und daß zu der Zeit keiner irgendwelche Lieferungen ranschaffen soll.«

»Schätzt du.« Der Stinker wand sich, aber Dellray dachte nicht daran, den kleinen Kerl noch weiter zu quälen. Dellray war hellhörig geworden. Jackie - ein Waffenhändler, der bei den Bundesbehörden seit einem Jahr bekannt war - könnte von einem seiner Kunden, Söldnern in Afrika und Mitteleuropa sowie militanten Rechten in Amerika, irgend etwas über einen geplanten Terroranschlag auf die Flughäfen gehört haben. Normalerweise hätte er nicht das geringste darauf gegeben, wenn da nicht letzten Abend die Entführung am Kennedy Airport gewesen wäre. Er hatte der Sache kein besonderes

Augenmerk geschenkt - es war ein Fall für die New Yorker Polizei. Doch jetzt mußte er auch an den mißglückten Bombenanschlag auf die UNESCO-Konferenz in London denken.

»Und mehr hat dir dein Kumpel nicht erzählt?«

»Nein, Mann. Mehr nicht. He, ich hab' Hunger. Können wir irgendwas essen?«

»Weißt du noch, was ich dir von wegen Haltung gesagt hab'? Hör auf zu jammern.« Dellray stand auf. »Ich muß mal telefonieren.«

Schlitternd kam der schnelle Einsatzwagen an der Sechzigsten Straße zum Stehen.

Sachs schnappte sich den Spurensicherungskoffer, das Polilight und die große, zwölf Volt starke Handlampe.

»Seid ihr rechtzeitig zu ihr vorgedrungen?« rief Sachs einem Mann vom Einsatzkommando zu. »Geht es ihr gut?«

Zunächst antwortete ihr niemand. Dann hörte sie die Schreie.

»Was geht hier vor?« murmelte sie und rannte zu der großen Tür, die vom Einsatzkommando bereits eingeschlagen worden war. Dahinter befand sich eine Zufahrt, die unter einen alten Ziegelbau führte. »Ist sie etwa noch da drin?«

»Ganz recht.«

»Warum?« herrschte Amelia Sachs ihn fassungslos an.

»Man hat uns gesagt, wir sollen nicht reingehen.«

»Nicht reingehen? Sie schreit. Hört ihr das nicht?«

»Man hat uns gesagt, wir sollen auf Sie warten«, sagte der Polizist.

Man. Nein, nicht *man*. Lincoln Rhyme. Dieser Mistkerl.

»Wir sollten sie bloß finden«, sagte der Polizist. »Reingehen sollen Sie.«

Sie setzte den Kopfhörer auf und schaltete das Funkgerät ein.

»Rhyme!« brüllte sie. »Sind Sie da?«

Keine Antwort. Verdammter Feigling.

Sie müssen lernen, die Toten ruhen zu lassen ... Mistkerl! Wütend war sie ja schon gewesen, als sie vor ein paar Minuten die Treppe in

seinem Stadthaus hinuntergestürmt war, doch jetzt war sie mindestens doppelt so sauer.

Sachs warf einen Blick nach hinten und bemerkte einen Notarzt, der neben einem Rettungswagen stand.

»Sie da, kommen Sie mit.«

Er trat einen Schritt vor und sah, wie sie die Waffe zog. Er blieb stehen.

»Hoppla, ohne mich«, sagte der Notarzt. »Ich muß da nicht rein, solange der Bereich nicht gesichert ist.«

»Los jetzt!« Sie fuhr herum, und er sah die Mündung näher auf sich zukommen, als ihm lieb war. Er verzog das Gesicht und folgte ihr schleunigst.

Von unten hörten sie: »Aiiiii! Hilfe!« Danach Schluchzen.

Herrgott. Sachs rannte auf die rund dreieinhalb Meter hohe Einfahrt zu, auf die tiefe Dunkelheit dahinter.

Sie sind der Täter, Amelia, ging es ihr durch den Kopf. Was denken Sie?

Laß mich in Ruhe, sagte sie tonlos.

Doch Lincoln Rhyme ließ sie nicht in Ruhe.

Sie sind ein Killer und Kidnapper, Amelia. Welchen Weg würden Sie gehen, was würden Sie berühren?

Von wegen! Ich werde sie retten. Zum Teufel mit der Tatortarbeit...

»Mein Gott! Bitte! Helft mir doch. Helft mir bitte!«

Los, rief Sachs sich zu. Schnell! Er ist nicht hier drin. Dir passiert nichts. Hol sie raus, los ...

Sie lief schneller, hörte, wie die Ausrüstung an ihrem Uniformgürtel schepperte. Nach fünf, sechs Metern blieb sie stehen. Überlegte. Das Ergebnis gefiel ihr nicht.

»O Scheiße«, stieß sie aus. Sie stellte den Koffer ab und öffnete ihn.

»Sie da, wie heißen Sie?« herrschte sie den Notarzt an.

»Tad Walsh«, antwortete der junge Mann, dem sichtlich unwohl zumute war. »Ich meine, was geht da vor?« Er blickte hinab in die Finsternis.

»Oh ... Bitte, helfen Sie mir!«

»Geben Sie mir Deckung«, flüsterte Sachs.

»Ihnen Deckung geben? Moment mal. So was mach' ich nicht.«

»Sie nehmen die Waffe, in Ordnung?«

»Gegen wen oder was soll ich Sie denn decken?«

Sie drückte ihm die Automatik in die Hand und kniete sich hin.

»Sie ist entsichert. Seien Sie vorsichtig.«

Sie nahm zwei Gummiringe und zog sie über ihre Schuhe. Nahm dann die Pistole wieder an sich und befahl ihm, es ihr gleichzutun.

Mit zitternden Händen zog er die Gummis über.

»Ich habe bloß gedacht -«

»Leise. Er könnte noch da drin sein.«

»Nun warten Sie mal einen Moment«, flüsterte der Notarzt. »So was entspricht nicht meiner Arbeitsplatzbeschreibung.«

»Meiner auch nicht. Halten Sie das Licht.« Sie reichte ihm die Handlampe.

»Aber wenn er noch da ist, schießt er vermutlich auf das Licht. Ich meine, ich würde jedenfalls darauf schießen.«

»Dann halten Sie es hoch. Über meine Schulter. Ich geh' voran. Wenn jemand was abkriegt, dann bin ich es.«

»Und was mach' ich dann?« Tad klang wie ein Teenager.

»Ich persönlich würde schleunigst davonlaufen«, murmelte Sachs.

»Folgen Sie mir jetzt. Und halten Sie die Lampe ruhig.«

Sie nahm den schwarzen Spurensicherungskoffer in die linke Hand, hielt mit der rechten die Waffe im Anschlag und blickte auf den Boden, während sie in die Dunkelheit vordrangen. Sie sah wieder die bereits bekannten Besenspuren - genau wie am anderen Tatort.

»Bitte nicht, bitte nicht, bitte...« Ein kurzer Aufschrei, dann Stille.

»Was, zum Teufel, geht da vor?« flüsterte Tad.

»Schhhh«, zischte Sachs.

Langsam gingen sie weiter. Sachs blies ihre Hand an, mit der sie die Glock hielt - um den glitschigen Schweißfilm zu trocknen -, und

ließ den Blick vorsichtig über die hölzernen Stützpfiler, die dunklen Winkel und die ausrangierten Maschinenteile schweifen, die vom zitternden Schein der Taschenlampe erfaßt wurden.

Sie entdeckte keine Fußspuren.

Natürlich nicht. Er war schlau.

Aber wir sind ebenfalls schlau, hörte sie Lincoln Rhyme sagen.

Und sie befahl ihm, den Mund zu halten.

Langsam jetzt.

Noch anderthalb Meter. Abwarten. Dann wieder langsam vorrücken. Nicht auf das Jammern des Mädchens achten. Wieder hatte sie das Gefühl, beobachtet zu werden, als würde sie von jemandem ins Visier genommen. Die kugelsichere Weste, dachte sie, hält ein Stahlmantelgeschoss nicht auf. Und fünfzig Prozent aller Kriminellen verwenden ohnehin Dum dum-Geschosse - damit war ein Treffer am Arm oder am Bein genauso tödlich wie ein Schuß in die Brust. Und erheblich schmerzhafter. Nick hatte ihr geschildert, wie diese Kugeln das Fleisch zerrissen - einer seiner Kollegen, den zwei dieser Geschosse getroffen hatten, war in seinen Armen gestorben.

Über oder hinter dir...

Beim Gedanken an ihn fiel ihr ein, wie sie eines Nachts an seiner breiten Brust gelegen und die Silhouette seines hübschen Gesichts auf ihrem Kissen betrachtet hatte, während er ihr das Vorgehen bei einer Geiselbefreiung erklärte - »Wenn dich beim Eindringen jemand umlegen will, lauert er immer über oder hinter dir ...«

»Mist.« Sie ging in die Hocke, fuhr herum und richtete die Glock zur Decke, bereit, sofort das ganze Magazin leer zu schießen.

»Was ist?« flüsterte Tad und duckte sich. »Was gibt's?«

Nur gähnende Leere.

»Gar nichts.« Sie atmete tief durch und stand auf.

»Machen Sie das nicht noch einmal.«

Vor ihnen ertönte ein erstickter Laut.

»Herrgott«, meldete sich Tad wieder mit hoher Stimme. »Ich halt' das nicht aus.«

Der Typ ist 'ne Heulsuse, dachte sie. Ich weiß es, weil er all das sagt, was mir auf der Zunge liegt.

Sie blieb stehen. »Leuchten Sie mal dahin. Nach vorn.«

»Ach, du lieber...«

Jetzt begriff Sachs, was es mit den Haaren auf sich hatte, die sie am letzten Tatort gefunden hatte. Sie erinnerte sich an den Blick, den sich Sellitto und Rhyme zugeworfen hatten. Er hatte gewußt, was der Täter vorhatte. Er hatte gewußt, was mit ihr geschah - und dennoch hatte er die Einsatzkräfte warten lassen. Dafür haßte sie ihn um so mehr.

Vor ihnen lag eine pummelige junge Frau inmitten einer Blutlache am Boden. Mit glasigen Augen starnte sie ins Licht und verlor im nächsten Moment die Besinnung. Im gleichen Augenblick kroch eine riesige schwarze Ratte - etwa so groß wie eine Hauskatze - auf ihren Bauch und näherte sich der Kehle der Frau. Sie fletschte die gelben Zähne und wollte sie ins Kinn des Opfers graben.

Ruhig hob Sachs die klobige schwarze Glock und stützte sie mit der linken Hand ab. Sie zielte genau.

Beim Schießen kommt's auf die Atemtechnik an.

Einatmen, ausatmen. Abdrücken.

Es war das erstemal, daß Sachs im Dienst ihre Waffe abfeuerte. Vier Schuß. Die riesige schwarze Ratte, die auf der Brust des Mädchens hockte, wurde buchstäblich zerrissen. Sie traf eine weitere, die dahinter am Boden saß, und eine dritte, die vor Schreck auf Sachs und den Notarzt zurannte. Die anderen verschwanden sofort in der Dunkelheit.

»Herrgott«, sagte der Notarzt. »Sie hätten die Frau treffen können.«

»Aus zehn Metern Entfernung?« knurrte Sachs. »Wohl kaum.«

Haumann meldete sich über Funk und fragte, ob sie beschossen würden.

»Negativ«, erwiderte Sachs. »Hab' bloß auf ein paar Ratten geschossen.

»Verstanden. Ende.«

Sie nahm dem Notarzt die Handlampe ab, leuchtete nach unten und rückte weiter vor.

»Alles in Ordnung, Miss«, rief Sachs. »Sie sind in Sicherheit.«

Das Mädchen schlug die Augen auf und warf den Kopf hin und her.

»Bitte, bitte ...«

Sie war kreidebleich. Die blauen Augen hefteten sich auf Sachs, als hätte sie Angst, den Blick abzuwenden. »Bitte ... bitte ...« Ihr Flehen ging in einen schrillen Klagenton über, und sie fing an zu weinen und panisch um sich zu schlagen, als der Notarzt Mullbinden auf ihre Wunden drückte.

Sachs hielt ihren blutigen Kopf und flüsterte. »Alles wird gut, meine Kleine, alles wird wieder gut...«

VIERZEHN

Von dem hoch über Downtown Manhattan gelegenen Büro aus hatte man freien Blick nach New Jersey. Der Sonnenuntergang war atemberaubend - unter anderem auch wegen der starken Luftverschmutzung.

»Wir müssen.«

»Wir können nicht.«

»Wir müssen«, wiederholte Fred Dellray und trank einen Schluck Kaffee - er war noch schlechter als der in der Kneipe, in der er und der Stinker noch vor kurzem gesessen hatten. »Nehmen Sie ihnen die Sache aus der Hand. Die werden sich damit abfinden.«

»Es ist ein Fall für die Hiesigen«, erwiderte der stellvertretende Leiter des FBI-Büros in Manhattan, der den Titel Assistant Special Agent in Charge trug. Der ASAC war ein Mann, der alles ganz genau nahm, aber niemals Undercover-Arbeit machen könnte, denn wenn man ihn sah, dachte man sofort: Ach, schau an, ein FBI-Agent.

»Ist es nicht. Die Hiesigen behandeln ihn bloß so. Aber es ist eine ganz große Sache.«

»Uns fehlen achtzig Leute wegen der UN-Geschichte.«

»Und sie hat irgendwas damit zu tun«, sagte Dellray. »Da bin ich mir hundertpro sicher.«

»Dann sagen wir den UN-Sicherheitskräften Bescheid. Die sollen jeden ... Ach, schauen Sie mich nicht so an.«

»Den UN-Sicherheitskräften? *UN-Sicherheitskräfte?* Schon mal den Begriff Oxymoron gehört? ... Billy, haben Sie das Bild gesehen? Von dem Tatort heute morgen? Die Hand, die aus dem Boden ragt,

und der Finger, an dem kein Stück Haut mehr dran ist? Da draußen geht ein schwer durchgeknallter Typ um.«

»Die New Yorker Polizei hält uns auf dem laufenden«, erwiderte der ASAC rasch. »Unsere Kriminalpsychologen stehen auf Abruf bereit.«

»Ach, du lieber Vater. >Psychologen auf Abruf«? Wir müssen diesen Killer schnappen, Billy. *Schnappen* müssen wir ihn. Nicht rausfieseln, wie's bei dem in der Birne tickt.«

»Erzählen Sie mir noch mal, was Ihr Spitzel gesagt hat.«

Dellray erkannte auf Anhieb, wann sich eine Bresche auftat. Und er gedachte sie zu nutzen, ehe sie wieder geschlossen wurde. Volles Rohr jetzt - und er rasselte alles runter, was er vom Stinker wußte und von Jackie, der in Johannesburg steckte oder in Monrovia, und das Gerücht, das klammheimlich in der illegalen Waffenszene umging, wonach diese Woche auf einem New Yorker Flughafen noch was passierte und man sich daher lieber fernhalten sollte. »Der steckt dahinter«, sagte Dellray. »Garantiert.«

»Die New Yorker Polizei hat bereits ein Einsatzteam aufgestellt.«

»Aber keine Anti-Terror-Leute. Ich hab' rumtelefoniert. Die Jungs bei AT wissen null Bescheid. Bei der hiesigen Polizei heißt's doch bloß: >Tote Touristen ist gleich schlechter Ruf<. Ich will diesen Fall übernehmen, Billy« Und Fred Dellray sagte sogar das eine Wort, das er in den acht Jahren, die er als Undercover-Agent arbeitete, nie in den Mund genommen hatte: »Bitte.«

»Welche Begründung schlagen Sie vor?«

»O-oh, die Fangfrage«, sagte Dellray und drohte mit dem Zeigefinger. »Schaun wir mal. Wir haben doch dieses schicke Anti-Terror-Gesetz. Aber das reicht Ihnen nicht, Sie wollen eine Rechtsgrundlage? Kein Problem. Ein Vergehen an der Hafenbehörde. Eine Entführung. Verflucht, ich kann jederzeit drauf verweisen, daß der Sack mit einem Taxi auf einem Interstate Highway gefahren ist und somit gegen die Bundesverkehrsordnung verstoßen hat. Aber derlei Spielchen wollen wir nicht treiben, oder, Billy?«

»Sie hören nicht zu, Dellray. Ich kann die Bundesgesetze im Schlaf aufzählen. Also vielen Dank. Falls wir übernehmen sollten, möchte ich mir genau darüber im klaren sein, was wir den Leuten sagen, damit alle glücklich und zufrieden sind. Eins bitte ich Sie zu bedenken: Wenn wir diesen Täter dingfest gemacht haben, müssen wir weiter mit der Polizei hier zusammenarbeiten. Ich habe nicht vor, meinen großen Bruder rüberzuschicken, damit er sich mit deren großem Bruder kloppt, selbst wenn ich's könnte. Jederzeit, wenn ich will. Lon Sellitto bearbeitet den Fall, und der ist gut.«

»Ein Lieutenant?« knurrte Dellray. Er zog die Zigarette hinter seinem Ohr hervor und hielt sie sich einen Moment lang unter die Nase.

»Jim Polling leitet das Ganze.«

Dellray markierte den Entsetzen. »Polling? Klein-Adolf? Der Sie-haben-das-Recht-zu-schweigen-weil-ich-dir-dann-die-Fresse-polieren-darf-Polling? Der?«

Der ASAC ging nicht darauf ein. »Sellitto ist gut«, sagte er. »Ein wahres Arbeitstier. Ich habe schon zweimal mit ihm zusammengearbeitet.«

»Dieser Täter schnappt sich seine Opfer nach Belieben, und ich für meinen Teil geh' jede Wette ein, daß er sich nach oben vorarbeitet.«

»Soll heißen?«

»Wir haben Senatoren in der Stadt. Dazu Kongreßabgeordnete und Staatsoberhäupter. Ich glaube, daß er sich seine jetzigen Opfer bloß zum Üben schnappt.«

»Haben Sie etwa mit der kriminalpsychologischen Abteilung gesprochen, ohne mir etwas davon zu sagen?«

»Ich hab' einen Riecher für so was.« Dellray faßte sich unwillkürlich an die schmale Nase.

Der ASAC blies die glattrasierten Backen auf und stieß die Luft aus. »Wer ist der Informant?«

Dellray hatte seine liebe Mühe, sich den Stinker als vertraulichen Informanten vorzustellen – das klang eher nach einer Figur aus einem Roman von Dashiell Hammett. Die meisten Spitzel waren

schlichtweg Penner, abgehälfte Elendsgestalten und widerwärtige kleine Gauner. Was auf den Stinker hundertprozentig zutraf.

»Der is' ne Lusche«, räumte Dellray ein. »Aber Jackie - der Typ, von dem er's hat -, der ist verläßlich.«

»Ich weiß, daß Sie den Fall übernehmen wollen, Fred. Ich versteh das«, sagte der ASAC mitfühlend. Denn er wußte genau, was hinter Dellrays Bitte steckte.

Dellray, der in Brooklyn aufgewachsen war, hatte schon als kleiner Junge Polizist werden wollen. Einsatzbereich und Aufgabengebiet waren ihm egal gewesen, Hauptsache, er konnte vierundzwanzig Stunden am Tag Cop sein. Aber kurz nach seinem Dienstantritt beim FBI hatte er seine eigentliche Berufung gefunden - Undercover-Arbeit, der verdeckte Einsatz.

Gemeinsam mit Toby Dolittle, seinem Widerpart und Schutzengel zugleich, hatte Dellray zahlreiche Straftäter zur Strecke gebracht, die anschließend zu langen Haftstrafen verurteilt worden waren - alles in allem fast tausend Jahre. (»Jetzt können sie uns das Jahrtausend-Team nennen, Toby«, hatte er seinem Partner einmal erklärt.) Der Schlüssel zu Dellrays Erfolg schlug sich in seinem Spitznamen nieder: »das Chamäleon«. Je nach Bedarf konnte er innerhalb von vierundzwanzig Stunden einen sinnlos Zuggedröhnten in einem Crackhaus in Harlem mimen oder einen haitianischen Würdenträger bei einem Dinner im panamaischen Konsulat - samt roter Schärpe über der Brust und einwandfreiem Akzent. Die beiden wurden regelmäßig an die Bundesbehörde für Alkohol, Tabak und Schußwaffen und an die Drogenbehörde ausgeliehen und halfen gelegentlich auch städtischen Polizeibehörden. Drogen- und Waffenhandel waren ihre Spezialität, aber sie kannten sich auch mit Schiebergeschäften und Hehlerei in großem Stil aus.

Die Undercover-Arbeit hat allerdings einen Haken: Je besser man war, desto früher wurde man kaltgestellt. Erfolge sprachen sich herum, und die großen Jungs, die Straftäter, deren Verfolgung sich lohnte, ließen sich immer schwerer täuschen. Dolittle und Dellray

hatten schließlich immer seltener im Außendienst gearbeitet und zunehmend Informanten und andere Undercover-Agenten geführt. Das entsprach zwar nicht ganz Dellrays Idealvorstellung - nichts reizte ihn mehr als die Arbeit auf der Straße -, aber er hockte nach wie vor seltener im Büro als die meisten anderen FBI-Agenten. Niemals wäre er auf die Idee gekommen, um eine Versetzung zu bitten.

Bis vor zwei Jahren - an einem warmen Aprilmorgen in New York. Dellray wollte gerade sein Büro verlassen, zum La Guardia fahren und dort seinen Flug antreten, als ihn ein Anruf des stellvertretenden FBI-Direktors aus Washington erreichte. Beim FBI wird Hierarchie großgeschrieben, und Dellray konnte sich nicht vorstellen, wieso der Obermacker persönlich anrief. Bis er dessen unheilverkündende Stimme hörte, als er ihm die Nachricht überbrachte, daß Toby Dolittle sowie ein stellvertretender Staatsanwalt aus Manhattan sich im Erdgeschoß eines von Bundesbehörden genutzten Bürogebäudes in Oklahoma City aufgehalten hatten, das an diesem Morgen von einer Bombe zerstört worden war. Die beiden hatten die Zeugenvernehmung vorbereitet, zu der Dellray soeben hatte aufbrechen wollen.

Tags darauf wurden die Leichen nach New York zurückgeflogen.

Und noch am gleichen Tag reichte Dellray seinen ersten RFT-2230-Antrag ein, in dem er um seine Versetzung zur Anti-Terror-Abteilung des FBI ersuchte.

Für Fred Dellray, der philosophische Werke und Bücher über Politik verschlang, wenn niemand zuguckte, war der Bombenanschlag der Inbegriff des Verbrechens gewesen. Gegen Habsucht und Gier gab es seiner Meinung nach grundsätzlich nichts einzuwenden - im Gegenteil, man wurde von allen Seiten dazu ermuntert, sei es an der Wall Street oder in Washington. Und wenn jemand die Grenzen der Legalität überschritt, brachte Dellray den Betreffenden gern zur Strecke - doch persönliche Vorbehalte hatte er dabei nicht. Aber Menschen einer Weltanschauung wegen zu ermorden - Kinder zu ermorden, verdammt noch mal, die noch gar nicht wußten, was eine

Weltanschauung war—, mein Gott, das widersprach allen Werten der amerikanischen Gesellschaft. Als er nach Tobys Beerdigung in seiner spartanisch eingerichteten Zweizimmerwohnung in Brooklyn gesessen hatte, war Dellray zu dem Entschluß gekommen, daß er künftig gegen diese Art von Verbrechen zu Felde ziehen wollte.

Der Ruf, den er sich als Chamäleon erworben hatte, wog leider schwerer. Der beste Undercover-Agent des New Yorker FBI-Büros war mittlerweile ein wertvoller V-Mann-Führer, der zahlreiche Agenten und Informanten an der ganzen Ostküste betreute. Seine Vorgesetzten konnten es sich einfach nicht leisten, ihn zu einer ruhigeren Abteilung des FBI ziehen zu lassen. Dellrays Leistung war sagenhaft, und das FBI verdankte ihm einige seiner größten Erfolge in jüngerer Zeit. Daher wurden seine Versetzungsgesuche, wenn auch mit großem Bedauern, ein ums andere Mal abgelehnt.

Der ASAC kannte diese Vorgeschichte, und so fügte er entschuldigend hinzu: »Ich wünschte, ich könnte Ihnen weiterhelfen, Fred. Tut mir leid.«

Dellray entnahm diesen Worten lediglich, daß die Bresche ein Stück breiter geworden war. Und so schlüpfte das Chamäleon in eine seiner Rollen und starre seinen Vorgesetzten bitterböse an. Er wünschte, er hätte noch seinen falschen Goldzahn. Dellray, der Mann von der Straße, war ein harter Typ mit einem hundsgemein fiesen Glotzen. Einem unmißverständlichen Blick, den auf der Straße jedermann auf Anhieb erkannte: Ich war für dich da, jetzt bist du für mich da.

»Aber wir brauchen einfach irgendwas«, wandte der eingeschüchterte ASAC matt ein.

»Irgendwas?«

»Einen Ansatz«, sagte der ASAC. »Wir haben keinen Ansatzpunkt.«

Einen Grund, der New Yorker Polizei den Fall aus der Hand zu nehmen, meinte er.

Politik, Politik, immer diese scheißverfluchte Politik.

Dellray senkte den Kopf, aber die braunen Augen waren unver-

wandt auf den ASAC gerichtet. »Er hat dem Opfer von heut' morgen das Fleisch vom Finger gezogen. Bis auf den Knochen. Dann hat er ihn lebendig begraben.«

Der ASAC faltete die rosigen Hände, stützte das straffe Kinn darauf. »Mir ist da etwas eingefallen«, sagte er bedächtig. »Der zweite Mann vom Präsidium, Eckert heißt er. Kennen Sie ihn? Er ist ein Freund von mir.«

Die junge Frau lag mit geschlossenen Augen auf der Bahre, benommen, aber bei Bewußtsein. Immer noch blaß. Eine Kanüle, durch die sie intravenös mit einer Glukoselösung versorgt wurde, steckte in ihrem Arm. Nachdem der Blutverlust ausgeglichen war, war sie jetzt bei Bewußtsein und in Anbetracht der Umstände erstaunlich ruhig.

Sachs ging noch einmal zurück zu den Pforten der Hölle und blickte in die stockdunkle Einfahrt hinab. Sie schaltete das Funkgerät ein und setzte sich mit Lincoln Rhyme in Verbindung. Diesmal meldete er sich.

»Wie sieht's am Tatort aus?« fragte Rhyme seelenruhig.

»Wir haben sie rausgeholt«, antwortete sie kurz angebunden.

»Falls Sie das interessiert.«

»Ah, gut. Wie geht es ihr?«

»Nicht gut.«

»Aber sie ist am Leben, stimmt's?«

»Mit knapper Not.«

»Sie sind wegen der Ratten außer sich, nicht wahr, Amelia?«

Sie antwortete nicht.

»Weil ich sie nicht sofort von Bos Männern habe befreien lassen.

Sind Sie noch dran, Amelia?«

»Ja.«

»Es gibt allerhand Störfaktoren an einem Tatort«, erklärte er. Sie bemerkte, daß er wieder den tiefen, verführerischen Ton anschlug.

»Das Wetter, die Angehörigen des Opfers, der Verdächtige, Andenkenjäger. Der letzte ist am schlimmsten. Raten Sie mal.«

»Verraten Sie's mir.«

»Andere Polizisten. Wenn ich die Leute vom Einsatzkommando reingelassen hätte, wären sämtliche Spuren vernichtet worden. Sie wissen jetzt, wie man sich am Tatort verhält. Und ich wette, daß Sie nichts zerstört haben.«

Sachs mußte es loswerden. »Ich weiß nicht, ob sie jemals darüber wegkommt. Die Ratten haben sie angefallen.«

»Ja, das kann ich mir gut vorstellen. Das entspricht ihrer Natur.«

Ihrer Natur...

»Aber auf zehn Minuten hin oder her kam es in diesem Fall nicht an. Sie -«

Klick.

Sie schaltete das Funkgerät ab und ging zu Walsh, dem Notarzt.

»Ich würde sie gern vernehmen. Oder ist sie schon zu weggetreten?«

»Noch nicht. Wir haben sie lokal betäubt - um die Schnittwunden und die Bisse zu nähen. In etwa einer halben Stunde werden wir ihr etwas Demerol geben.«

Sachs ging neben ihr in die Hocke und lächelte sie an. »Hallo, wie geht's Ihnen?«

Die junge Frau - dick, aber sehr hübsch - nickte.

»Darf ich Ihnen ein paar Fragen stellen?«

»Ja, bitte. Ich möchte, daß Sie ihn schnappen.«

Sellitto traf ein und drängte sich zu ihnen durch. Lächelnd blickte er auf die Frau, die ihn mit ausdrucksloser Miene anschaute. Er zückte seine Dienstmarke, die sie nicht beachtete, und stellte sich vor.

»Alles in Ordnung, Miss?«

Sie zuckte die Achseln.

Sellitto, der in der drückenden Hitze heftig schwitzte, winkte Sachs mit einer Kopfbewegung beiseite. »Ist Polling dagewesen?«

»Hab' ihn nicht gesehen. Vielleicht ist er bei Rhyme.«

»Nein, dort hab' ich gerade angerufen. Er soll sofort ins Rathaus kommen.«

»Worum geht es?«

Sellitto senkte die Stimme und verzog das Gesicht. »Murks ist ge-
laufen - angeblich soll unser Funkverkehr sicher sein. Aber diese
Scheißreporter - irgendeiner hat einen Kasten, mit dem er unseren
Zerhacker knacken kann, oder so was Ähnliches. Sie haben mitbe-
kommen, daß wir nicht sofort zu ihr vorgedrungen sind.« Er deutete
mit dem Kopf auf die junge Frau.

»Tja, stimmt ja auch«, sagte Sachs barsch. »Rhyme hat dem Ein-
satzkommando befohlen zu warten, bis ich da bin.«

Der Detective zuckte zusammen. »Mann, ich kann bloß hoffen,
daß die das nicht auf Band haben. Wir brauchen Polling zur Scha-
densbegrenzung.« Wieder nickte er zu der Frau hin. »Haben Sie sie
schon vernommen?«

»Nein. Wollte gerade anfangen.« Widerwillig schaltete Sachs das
Funkgerät ein und hörte sofort Rhymes drängende Stimme.

»... Sie dran? Das verdammte Ding will nicht -«

»Hier bin ich«, sagte Sachs ruhig.

»Was ist passiert?«

»Eine Störung, nehme ich an. Ich bin beim Opfer.«

Die junge Frau blinzelte fragend, wußte offenbar nicht, mit wem
sich die Polizistin unterhielt. Sachs lächelte. »Ich führe keine Selbst-
gespräche.« Sie deutete auf das kleine Mikrofon. »Die Zentrale. Wie
heißen Sie?«

»Monelle. Monelle Gerger.« Sie blickte auf ihren zerbissenen Arm,
zog einen Verband weg und betrachtete die Wunde.

»Vernehmen Sie sie so schnell wie möglich«, sagte Rhyme. »Und
danach suchen Sie den Tatort ab.«

Sachs deckte mit der Hand das Mikrofon ab und flüsterte Sellitto
zu: »Für den Mann zu arbeiten kann einem gewaltig auf den Geist
gehen, Sir.«

»Lassen Sie ihm seinen Willen, Officer.«

»Amelia!« rief Rhyme. »Melden Sie sich!«

»Wir vernehmen sie, in Ordnung?« fuhr sie ihn an.

»Können Sie uns sagen, was vorgefallen ist?« fragte Sellitto.

Monelle fing an zu reden, erzählte zusammenhanglos, wie sie in den Waschraum des Wohnheims im East Village gegangen war, wo er sich versteckt und ihr aufgelauert hatte.

»Was für ein Wohnheim?« fragte Sellitto.

»Das Deutsche Haus. Dort wohnen, wissen Sie, hauptsächlich deutsche Auswanderer und Studenten.«

»Was ist danach geschehen?« fuhr Sellitto fort. Sachs stellte fest, daß der Detective zwar schroffer und unwirscher als Rhyme wirkte, aber genaugenommen der Sensiblere von beiden war.

»Er hat mich in den Kofferraum von einem Auto geschmissen und hierher gebracht.«

»Haben Sie sein Gesicht gesehen?«

Die Frau schloß die Augen. Sachs wiederholte die Frage, und Monelle verneinte. Er hatte, genau wie Rhyme vermutete, eine marineblaue Skimaske getragen.

»Und Handschuhe.«

»Beschreiben Sie sie.«

Sie waren aus Leder gewesen. An die Farbe konnte sie sich nicht mehr erinnern.

»Irgendwelche ungewöhnlichen Merkmale? Beim Kidnapper?«

»Nein. Es war ein Weißer. Das habe ich gesehen.«

»Konnten Sie die Zulassungsnummer des Taxis erkennen?« fragte Sellitto.

»Was?« fragte das Mädchen, das immer mehr in seine Muttersprache verfiel.

»Haben Sie das -«

Sachs fuhr zusammen, als Rhyme auf deutsch dazwischenrief:
»Das Nummernschild.«

Sie dachte: Woher, zum Teufel, weiß er das alles? Sie wiederholte das Wort, worauf das Mädchen den Kopf schüttelte und die Augen zusammenkniff. »Wie kommen Sie auf ein Taxi?«

»Hat er etwa kein Taxi gefahren?«

»Ein Taxi? Nein. Es war ein ganz normales Auto.«

»Hast du das gehört, Lincoln?« fragte Sellitto.

»Ja. Unser Knabe hat sich einen anderen fahrbaren Untersatz besorgt. Und er hat sie in den Kofferraum gesteckt, folglich ist es weder ein Kombi noch ein Wagen mit Fließheck.«

Sachs wiederholte es. Das Mädchen nickte. »Eine Art Limousine.«

»Irgendeine Ahnung, welches Fabrikat oder welche Farbe?« hakte Sellitto nach.

»Ein heller Ton, glaube ich«, antwortete Monelle. »Silbern oder grau. Oder eine Art Hellbraun, Sie wissen schon. Wie heißt es doch gleich?«

»Beige?«

Sie nickte.

»Möglicherweise beige«, sagte Sachs laut, so daß auch Rhyme es hören konnte.

»War etwas in dem Kofferraum?« fragte Sellitto. »Irgend etwas? Werkzeuge, Kleidungsstücke, Koffer?«

Nein, sagte Monelle, er sei leer gewesen.

Rhyme hatte eine weitere Frage. »Wonach hat es im Kofferraum gerochen?«

Sachs gab die Frage weiter.

»Ich weiß es nicht.«

»Nach Öl und Benzin?«

»Nein. Es hat irgendwie ... frisch gerochen.«

»Dann war es möglicherweise ein Neuwagen«, erwiderte Rhyme.

Monelle brach in Tränen aus. Dann schüttelte sie den Kopf. Sachs ergriff ihre Hand und schließlich fuhr sie fort. »Wir sind eine ganze Weile gefahren. Jedenfalls ist es mir so vorgekommen.«

»Sie machen das ganz prima«, sagte Sachs.

Rhyme unterbrach sie. »Sagen Sie ihr, daß sie sich ausziehen soll.«

»Was?«

»Sie soll sich ausziehen.«

»Ich werde mich hüten.«

»Die Sanitäter sollen ihr ein Hemd geben. Wir brauchen ihre Kleidung.«

»Aber sie weint«, flüsterte Sachs.

»Bitte«, drängte Rhyme. »Es ist wichtig.«

Sellitto nickte, und Sachs biß die Zähne zusammen, erklärte dem Mädchen, was es mit der Kleidung auf sich hatte, und war überrascht, als Monelle nickte. Sie war, wie sich herausstellte, froh, daß sie die blutigen Sachen loswurde. Sellitto ging weg, damit sie ungestört war, und beriet sich mit Bo Haumann. Monelle zog das Hemd an, das ihr einer der Sanitäter reichte, und ein Kriminalpolizist hängte ihr seinen Regenmantel um. Sachs verstaute die Jeans und die T-Shirts in einer Beweismitteltasche.

»Erlledigt«, meldete sich Sachs über Funk.

»Gehen Sie jetzt mit ihr den Tatort ab«, sagte Rhyme.

»Was?«

»Aber sorgen Sie dafür, daß sie hinter Ihnen bleibt. Sie darf keinerlei Spuren verwischen.«

Sachs schaute zu der jungen Frau, die zwischen zwei Sanitätswagen auf einer Bahre lag.

»Sie ist nicht in der Verfassung dazu. Er hat ihr in den Arm und ins Bein geschnitten. Bis auf die Knochen. Sie hat Blut verloren, und die Ratten sind über sie hergefallen.«

»Kann sie sich bewegen?«

»Vermutlich. Aber ist Ihnen klar, was sie gerade durchgemacht hat?«

»Sie kann Ihnen den Weg weisen, den sie gegangen sind. Sie kann Ihnen sagen, wo er sich aufgehalten hat.«

»Sie muß ins Krankenhaus. Sie hat viel Blut verloren.«

Eine kurze Pause. »Bitten Sie sie einfach darum«, sagte er freundlich.

Doch der leutselige Tonfall war aufgesetzt, und Sachs wußte genau, wie ungeduldig er war. Rhyme, so erkannte sie, war es nicht gewohnt, Rücksicht auf andere Menschen zu nehmen. Er hatte das

nicht nötig. Er war daran gewöhnt, daß alles nach seinem Willen ging-

Er gab nicht nach. »Einmal den Tatort abgehen.«

Du kannst mich am Arsch lecken, Lincoln Rhyme.

»Es ist—«

»Wichtig. Ich weiß.«

Sie betrachtete Monelle. Dann hörte sie, wie jemand, nein, wie sie zu dem Mädchen sagte: »Ich geh' jetzt da runter und suche nach Spuren. Wollen Sie mitkommen?«

Die junge Frau warf Sachs einen gepeinigten Blick zu. Sie brach in Tränen aus. »Nein, nein, nein. Ich kann das nicht. Bitte nicht, o nein, bitte nicht...«

Sachs nickte, drückte ihren Arm. Sie sprach ins Mikrofon, wappnete sich auf die Antwort, doch Rhyme überraschte sie. »In Ordnung, Amelia. Lassen Sie es sein. Fragen Sie sie nur, was nach der Ankunft am Tatort geschehen ist.«

Die junge Frau berichtete, daß sie ihn getreten habe und dann in einen angrenzenden Gang geflüchtet sei.

»Dort hab' ich ihn noch mal getreten«, sagte sie mit einer gewissen Genugtuung. »Und er hat seinen Handschuh verloren. Dann ist er sauer geworden und hat mich gewürgt. Er -«

»Ohne Handschuh?« versetzte Rhyme.

Sachs wiederholte die Frage, und Monelle bejahte.

»Abdrücke, ausgezeichnet!« rief Rhyme so laut, daß seine Stimme verzerrt wurde. »Wann war das? Wie lange ist es her?«

Etwa anderthalb Stunden, schätzte Monelle.

»Verdammmt«, murmelte Rhyme. »Fingerabdrücke auf der Haut halten sich etwa eine Stunde, allenfalls anderthalb. Können Sie Abdrücke von der Haut nehmen, Amelia?«

»Ich hab's noch nie gemacht.«

»Tja, nun müssen Sie ran. Und zwar schleunigst. Im Spurensicherungskoffer finden Sie ein Päckchen mit der Aufschrift Kromekot. Nehmen Sie eine Karte heraus.«

Sie fand die glänzenden, etwa zehn mal fünfzehn Zentimeter großen Karten, die so ähnlich aussahen wie Fotopapier.

»Ich hab' sie. Soll ich ihren Hals einstäuben?«

»Nein. Drücken Sie die Karte mit der glänzenden Seite auf die Stelle an ihrem Hals, wo er sie ihrer Meinung nach berührt hat. Fixieren Sie sie etwa drei Sekunden lang.«

Sachs tat, wie ihr geheißen, während Monelle schicksalsergeben zum Himmel aufblickte. Dann stäubte sie die Karte auf Rhymes Anweisung hin mittels der Magna-Brush mit einem metallischen Pulver ein.

»Und?« fragte Rhyme ungeduldig.

»Gibt nichts her. Ein Umriß von einem Finger. Aber keine Papillarleisten. Soll ich sie wegschmeißen?«

»Werfen Sie an einem Tatort niemals etwas weg, Sachs«, belehrte er sie. »Bringen Sie sie hierher. Ich möchte sie mir ansehen.«

»Ich glaub', ich hab' was vergessen«, sagte Monelle. »Er hat mich betatscht.«

»Meinen Sie damit, daß er Sie belästigt hat?« fragte Sachs sanft.

»Vergewaltigt?«

»Nein, nein. Mit Sex hatte das nichts zu tun. Er hat mich an der Schulter betatscht, am Gesicht, hinter dem Ohr. Am Ellbogen. Er hat mich gekniffen. Ich weiß nicht, warum.«

»Haben Sie das gehört, Lincoln? Er hat sie betastet, war aber anscheinend nicht sexuell erregt.«

»Ja.«

»Und... Und noch was hab' ich vergessen«, sagte Monelle. »Er hat Deutsch gesprochen. Nicht gut. So als hätt' er's in der Schule gelernt. Und er hat mich Hanna genannt.«

»Wie hat er sie genannt?«

»Hanna«, wiederholte Sachs ins Mikrofon. »Wissen Sie, warum?« fragte sie das Mädchen.

»Nein. Aber er hat mich ständig so genannt. Anscheinend hat ihm der Name gefallen.«

»Haben Sie das mitbekommen, Lincoln?«

»Ja. Und nun zum Tatort. Die Zeit läuft uns davon.«

Sachs wollte gerade aufstehen, als Monelle sie am Arm ergriff.

»Miss ... Sachs. Sind Sie Deutsche?«

»Ursprünglich schon«, antwortete Sachs lächelnd. »Aber das ist lange her. Etwa zwei Generationen.«

Monelle nickte. Sie drückte Sachs' Hand an ihre Wange. »Vielen Dank, Miss Sachs. Vielen herzlichen Dank.«

FÜNFZEHN

Die drei starken Halogenlampen des Einsatzkommandos tauchten den grausigen Tunnel in ein unheimlich wirkendes grellweißes Licht.

Sachs, die nun allein am Tatort war, blickte einen Moment lang zu Boden. Irgend etwas war verändert. Was?

Wieder zog sie die Waffe und ging in die Hocke. »Er ist hier«, flüsterte sie und ging hinter einem Pfosten in Deckung.

»Was?« fragte Rhyme.

»Er ist zurückgekommen. Hier waren ein paar tote Ratten. Sie sind weg.«

Sie hörte Rhyme lachen.

»Was ist daran so komisch?«

»Nein, Amelia. Ihre Freunde haben die Leichen weggeschafft.«

»Ihre Freunde?«

»Ich hatte mal einen Fall in Harlem. Eine verstümmelte und verweste Leiche. Etliche Knochen waren in weitem Umkreis um den Torso versteckt. Der Schädel lag in einem Ölfäß, die Zehen befanden sich unter einem Laubhaufen... Der ganze Bezirk war außer Rand und Band. In der Presse war von Satanisten die Rede, von einem Serienmörder. Raten Sie mal, wen wir schließlich als Täter ermittelt haben.«

»Keine Ahnung«, sagte sie steif.

»Das Opfer persönlich. Es war Selbstmord. Waschbären, Ratten und Eichhörnchen haben die Überreste weggeschleppt. Wie Trophäen. Niemand weiß, warum, aber sie sind begeisterte Souvenirjäger. Wo sind Sie jetzt?«

»Am Fuß der Rampe.«

»Was sehen Sie?«

»Einen breiten Tunnel. Zwei schmälere Nebentunnel. Flache Decke, mit Holzpfosten abgestützt. Die Pfosten sind zerschrammt und schartig. Ein alter Betonboden, voll Dreck.«

»Und Mist?«

»Sieht so aus. In der Mitte, unmittelbar vor mir, ist der Pfosten, an den sie gefesselt war.«

»Fenster?«

»Nein. Türen auch nicht.« Sie ließ den Blick durch den breiten Tunnel schweifen, der sich tausend Kilometer weiter weg, so jedenfalls kam es ihr vor, in der Dunkelheit verlor. Hoffnungslosigkeit befiehl sie. »Der Tatort ist zu groß! Viel zu viele Flächen, als daß man alles absuchen könnte.«

»Lockt bleiben, Amelia.«

»Hier finde ich nie und nimmer etwas.«

»Ich weiß, daß es einem unmöglich vorkommt. Aber denken Sie einfach daran, daß Sie nur auf dreierlei Spuren achten müssen. Gegenstände, Spuren des menschlichen Körpers und Abdrücke. Das ist alles. Wenn Sie sich das vor Augen halten, ist die Suche weniger hoffnungslos.«

Du hast leicht reden.

»Und der Tatort ist nicht so groß, wie er aussieht. Konzentrieren Sie sich nur auf die Stellen, die die beiden betreten haben. Gehen Sie zu dem Pfosten.«

Sachs schritt die Strecke ab. Starre zu Boden.

Die Halogenlampen waren strahlend hell, aber sie betonten auch die Schatten und zeigten zig Winkel, in denen sich der Kidnapper verbergen konnte. Sachs lief es eiskalt über den Rücken. Bleib dran, Lincoln, dachte sie widerwillig. Ich bin sauer, ganz klar, aber ich will dich hören. Deine Atemzüge oder irgendwas.

Sie blieb stehen und leuchtete mit dem Polilight den Boden ab.

»Ist wieder alles gefegt?« fragte er.

»Ja. Genau wie zuvor.«

Die kugelsichere Weste scheuerte trotz des Sport-BHs und des Unterhemds an ihren Brüsten, und obwohl sie an die Hitze draußen gewöhnt war, war die Temperatur hier unten geradezu unerträglich. Ihre Haut prickelte, und sie wünschte sehnlichst, sie könnte sich unter der Weste kratzen.

»Ich bin bei dem Pfosten.«

»Saugen Sie den Bereich ab.«

Sachs machte sich mit dem Spurenstaubsauger ans Werk. Sie haßte den Lärm. Er übertönte jedes Geräusch, seien es nahende Schritte, das Durchladen einer Waffe oder ein aufschnappendes Messer. Ein-, zweimal blickte sie sich unwillkürlich um. Hätte fast den Staubsauger fallen lassen, als ihre Hand zur Waffe wanderte.

Sachs betrachtete den Abdruck im Staub, wo Monelle gelegen hatte. *Ich bin der Täter. Ich schleppe sie hier entlang. Sie tritt mich. Ich stolpere ...*

Monelle konnte nur in eine Richtung getreten haben, weg von der Rampe. Der Täter sei nicht hingefallen, hatte sie gesagt. Was wiederum hieß, daß er auf den Füßen gelandet sein mußte. Sachs ging ein, zwei Schritte in die Dunkelheit.

»Volltreffer!« rief sie.

»Was ist? Sagen Sie's mir.«

»Fußspuren. Er hat beim Fegen eine Stelle übersehen.«

»Stammen sie nicht von ihr?«

»Nein. Sie hatte Turnschuhe an. Die hier haben glatte Sohlen. Wie bei Abendschuhen. Zwei deutliche Abdrücke. Damit wissen wir, welche Schuhgröße er hat.«

»Nein, das werden sie uns nicht verraten. Sohlen können größer oder kleiner als das Oberleder sein. Aber irgend etwas werden sie uns schon verraten. Im Spurensicherungskoffer ist ein elektrostatischer Printer. Es ist ein kleiner Kasten mit einem Stab. Daneben müßten sich einige Bogen Acetatfolie befinden. Ziehen Sie das Papier ab, legen Sie die mit Acetat beschichtete Seite auf den Abdruck und fahren Sie mit dem Stab darüber.«

Sie fand das Zubehör, sicherte die beiden Abdruckspuren und steckte die Folien vorsichtig in eine Papiertüte.

Sachs kehrte zu dem Pfosten zurück. »Und hier liegt ein Stück Stroh vom Besen.«

»Wovon?«

»'tschuldigung«, sagte Sachs rasch. »Wir wissen nicht, woher es stammt. Ein Stück Stroh. Ich hebe es auf und tüte es ein.«

Allmählich komme ich mit den Stiften ganz gut klar. He, Lincoln, du Mistkerl, weißt du, wie ich meinen Abschied von der Tatortarbeit feiern werde? Ich geh' chinesisch essen.

Das Licht der Halogenlampen reichte nicht bis in den Seitentunnel, in dem Monelle geflüchtet war. Sachs blieb am Rande des Lichtkreises stehen und drang dann in die Dunkelheit vor. Leuchtete mit der Taschenlampe den Boden vor sich ab.

»Sprechen Sie mit mir, Amelia.«

»Hier gibt's nicht viel zu sehen. Er hat hier ebenfalls gefegt. Herrgott, der denkt auch an alles.«

»Und was sehen Sie?«

»Nur Spuren im Staub.«

Ich bekomme sie zufassen, ich bringe sie zu Fall. Ich bin sauer. Wütend. Ich würg sie.

Sachs betrachtete den Boden.

»Hier ist irgendwas - Knieabdrücke! Anscheinend hat er rittlings auf ihrem Bauch gehockt, als er sie gewürgt hat. Er hat Knieabdrücke hinterlassen, und die hat er beim Fegen übersehen.«

»Sichern Sie sie nach dem elektrostatischen Verfahren.«

Diesmal ging es bereits schneller. Allmählich gewöhnte sie sich an die Geräte. Sie wollte den gesicherten Abdruck gerade in die Tüte stecken, als ihr etwas auffiel. Eine weitere Spur im Staub.

Was war das?

»Lincoln ... ich sehe die Stelle, wo ... es sieht so aus, als ob er hier den Handschuh verloren hat. Als sie miteinander gekämpft haben.«

Sie schaltete das Polilight ein. Und traute ihren Augen kaum.

»Ein Abdruck. Ich habe einen Fingerabdruck!«

»Was?« fragte Rhyme ungläubig. »Und er stammt nicht von ihr?«

»Nee, kann nicht sein. Ich sehe an den Spuren im Staub, wo sie gelegen hat. Ihre Hände waren die ganze Zeit über gefesselt. Er hat ihn hinterlassen, als er den Handschuh aufgehoben hat. Vermutlich hat er gedacht, er hätte alles gefegt, aber den hat er übersehen. Es ist ein dicker, fetter, wunderschöner Abdruck!«

»Sprühen Sie ihn ein, leuchten Sie ihn an und fotografieren Sie ihn mit der Eins-zu-eins-Kamera.«

Nach nur zwei Versuchen hatte sie ein gestochen scharfes Polaroidbild. Sie kam sich vor, als hätte sie einen Hundertdollarschein auf der Straße gefunden.

»Saugen Sie den Bereich ab und gehen Sie dann zum Pfosten zurück. Suchen Sie systematisch den Tatort ab«, befahl er ihr.

Langsam ging sie den Tatort ab, hin und zurück. Schritt für Schritt.

»Vergessen Sie nicht, nach oben zu schauen«, ermahnte er sie. »Ich habe einmal einen Täter anhand eines einzigen Haares an der Decke überführen können. Er hat einen .38er mit einer .357er Patrone geladen, und durch den Rückstoß wurde ein Haar von seiner Hand gerissen und blieb an der Stuckdecke haften.«

»Ich schau' schon nach oben. Die Decke ist gefliest. Schmutzig. Sonst nichts. Keinerlei Ablage. Weder Simse noch Türöffnungen.«

»Wo sind die fingierten Spuren?« fragte er.

»Ich sehe nichts.«

Hin und zurück. Fünf Minuten vergingen. Sechs, sieben.

»Vielleicht hat er diesmal keine hinterlassen«, schlug Sachs vor. »Vielleicht war Monelle das letzte Opfer.«

»Nein«, sagte Rhyme bestimmt.

Dann fiel ihr Blick hinter einen der hölzernen Stützpfeiler, und sie sah etwas aufleuchten.

»Hier in der Ecke ist irgendwas ... Aha, hier sind sie.«

»Fotografieren Sie alles, bevor Sie es berühren.«

Sie machte eine Aufnahme und hob dann mit Hilfe der Stifte ein weißes Stoffbündel auf. »Damenunterwäsche. Feucht.«

»Samen?«

»Ich weiß es nicht«, sagte sie. Und fragte sich, ob er sie bitten würde, daran zu riechen.

»Nehmen Sie das Polilight«, befahl er. »Das bringt Proteine zum Fluoreszieren.«

Sie holte das Gerät und schaltete es ein. Doch die Flüssigkeit auf dem Gewebe leuchtete nicht auf. »Nein.«

»Tüten Sie es ein. In Plastik. Was noch?« fragte er gespannt.

»Ein Blatt. Lang, dünn, spitz zulaufend.«

Es war vor einiger Zeit abgerissen worden, war trocken und wurde bereits braun.

Sie hörte, wie Rhyme enttäuscht seufzte. »In Manhattan gibt es etwa achtausend verschiedene Arten von Laubpflanzen«, erklärte er. »Nicht allzu nützlich. Was ist unter dem Blatt?«

Wieso glaubte er, daß irgendwas drunter war?

Aber da war etwas. Ein Fetzen Zeitungspapier. Die eine Seite leer, die andere bedruckt - eine Darstellung der Mondphasen.

»Der Mond?« sagte Rhyme versonnen. »Irgendwelche Abdrücke? Sprühen Sie es mit Ninhydrin ein und leuchten Sie es kurz mit dem Polilight an.«

Das Kunstlicht zeigte keinerlei Spuren.

»Das ist alles.«

Einen Moment lang Schweigen. »Worauf liegen die fingierten Spuren?«

»Weiß ich nicht.«

»Sie müssen es wissen.«

»Na ja, am Boden«, antwortete sie unwirsch. »Auf dem Schmutz.«

»Handelt es sich um den gleichen Schmutz wie an den anderen Stellen auch?«

»Ja.« Dann schaute sie genauer hin. Verdammtd, er war anders. »Na ja, nicht genau. Er hat eine andere Farbe.«

Hatte er denn *immer* recht?

»Tüten Sie ihn ein«, ordnete Rhyme an. »In Papier.«

Als sie die Schmutzkörner einschaufelte, sagte er: »Amelia?«

»Ja?«

»Er ist nicht da«, sagte er beruhigend.

»Ich nehm's an.«

»Ich habe Ihnen irgendwas angehört.«

»Mir geht's gut«, sagte sie kurz angebunden. »Ich mache jetzt eine Geruchsprobe. Es riecht nach Blut, Moder und Schimmel. Und wieder nach dem Aftershave.«

»Das gleiche wie zuvor?«

»Ja.«

»Woher kommt der Geruch?«

Schnüffelnd ging Sachs herum, suchte den Raum spiralförmig ab, bis sie zu einem weiteren Holzpfeiler kam.

»Hier. Hier ist er am stärksten.«

»Was ist >hier<, Amelia? Sie müssen mir Beine *und* Augen ersetzen, denken Sie dran.«

»Einer dieser hölzernen Stützbalken. Wie der, an den sie gefesselt war. Etwa fünf Meter davon entfernt.«

»Dann hat er sich möglicherweise dort angelehnt. Irgendwelche Abdrücke?«

Sie sprühte das Holz mit Ninhydrin ein und richtete das Polilight darauf.

»Nein. Aber der Geruch ist ziemlich stark.«

»Stellen Sie fest, wo der Pfosten am stärksten riecht, und nehmen Sie eine Probe vom Holz. Im Koffer ist eine Bohrmaschine. Nehmen Sie einen Probenbohrer - das ist eine Art hohler Bohraufsatz - und schrauben Sie ihn auf. Und zwar am sogenannten Bohrkopf. Er ist - «

»Ich habe selber eine Bohrmaschine«, versetzte sie knapp.

»Oh«, sagte Rhyme.

Sie bohrte ein Stück Holz aus dem Pfosten, wischte sich dann den

Schweiß von der Stirn. »In Plastik eintüten?« fragte sie. Er bestätigte es. Sie fühlte sich schlapp, senkte den Kopf und verschnaufte kurz. Verflucht, hier drunten bekam man keine Luft.

»Sonst noch etwas?« fragte Rhyme.

»Nein, soweit ich das erkennen kann.«

»Ich bin stolz auf Sie, Amelia. Kommen Sie zurück und bringen Sie Ihre Schätze mit.«

SECHZEHN

»Vorsichtig«, rief Rhyme.

»Ich kann das sehr gut.«

»Alt oder neu?«

»Schhh«, sagte Thom.

»Ach, um Himmels willen. Die Klinge, meine ich. Ist sie alt oder neu?«

»Nicht atmen ... Na, das hätten wir. Glatt wie ein Kinderpopo.«

Diesmal ging es nicht um Forensik, sondern um Körperpflege.

Thom rasierte Rhyme zum erstenmal seit einer Woche. Außerdem hatte er ihm die Haare gewaschen und nach hinten gekämmt.

Vor einer halben Stunde hatte Rhyme, der darauf wartete, daß Sachs mit den sichergestellten Spuren eintraf, Cooper aus dem Zimmer geschickt, während Thom einen Katheter mit Vaseline bestrich und einführte. Nachdem das vollbracht war, hatte Thom ihn angeschaut und gesagt: »Du siehst beschissen aus. Ist dir das klar?«

»Ist mir egal. Warum sollte ich mich um so was kümmern?«

Und mit einemmal war ihm klar, daß es ihm etwas ausmachte.

»Wie war's mit einer Rasur?« hatte der junge Mann gefragt.

»Wir haben keine Zeit.«

In Wahrheit hatte Rhyme lediglich Bedenken, daß Dr. Bergers Belegschaft, ihm beim Selbstmord behilflich zu sein, schwinden könnte, wenn er ihn so geschniegelt und gepflegt sah. Ein verwahrloster Patient wirkt nun einmal niedergeschlagener.

»Und waschen sollten wir uns auch.«

»Nein.«

»Wir haben jetzt Gesellschaft, Lincoln.«

»Na schön«, hatte Rhyme schließlich gebrummt.

»Und den Pyjama sollten wir auch ablegen. Was meinst du?«

»Der ist doch völlig in Ordnung.«

Aber auch das hieß soviel wie ja.

Nun, da er frisch gewaschen und rasiert war, Jeans und ein weißes Hemd anhatte, achtete er nicht auf den Spiegel, den sein Adlatus ihm vorhielt.

»Nimm ihn weg.«

»Ein bemerkenswerter Fortschritt.«

Rhyme schniefte verächtlich. »Ich mache einen Spaziergang, bis sie wieder da sind«, verkündete er und ließ den Kopf ins Kissen sinken. Mel Cooper drehte sich mit verdutzter Miene zu ihm um.

»Im Kopf«, erklärte Thom.

»Im Kopf?«

»Ich stelle es mir vor«, versetzte Rhyme.

»Ist ja ein dolles Ding«, sagte Cooper.

»Ich kann gehen, wohin ich will, in jede Gegend, und werde nie überfallen. Ich kann Bergwanderungen unternehmen, ohne müde zu werden. Ich kann sogar Gipfel besteigen, wenn ich will. Oder einen Schaufensterbummel an der Fifth Avenue machen. Die Sachen, die ich dabei sehe, sind natürlich nicht unbedingt vorhanden. Aber was soll's? Dasselbe gilt auch für die Sterne.«

»Wie das?« fragte Cooper.

»Das Sternenlicht, das wir sehen, ist Tausende, wenn nicht Millionen Jahre alt. Bis es zur Erde gelangt, sind die Sterne längst weitgezogen. Sie sind nicht da, wo wir sie sehen.« Rhyme seufzte, als ihn die Erschöpfung übermannte. »Ich nehme an, einige sind bereits verglüht und gar nicht mehr vorhanden.« Er schloß die Augen.

»Er macht es uns schwerer.«

»Nicht unbedingt«, antwortete Rhyme auf Lon Sellittos Einwand hin.

Sellitto, Banks und Sachs waren soeben vom Tatort zurückgekehrt.

»Unterwäsche, der Mond und eine Pflanze«, sagte Jerry Banks munter, wenn auch nicht allzu zuversichtlich. »Das sind nicht gerade eindeutige Hinweise.«

»Dazu Schmutz«, erinnerte ihn Rhyme, der stets auf Bodenproben versessen war.

»Irgendeine Ahnung, was das bedeuten soll?« fragte Sellitto.

»Noch nicht«, sagte Rhyme.

»Wo steckt Polling?« brummte Sellitto. »Er hat immer noch nicht zurückgerufen.«

»Habe ihn nicht gesehen«, sagte Rhyme.

Eine Gestalt tauchte in der Tür auf.

»So wahr ich hier stehe«, ertönte die weiche Baritonstimme des Neuankömmlings.

Rhyme bat den schlaksigen Mann mit einem Kopfnicken herein. Er wirkte sauertöpfisch, doch mit einemmal breitete sich auf dem hageren Gesicht ein Lächeln aus - mitunter kam das vor. Terry Dobyns war die kriminalpsychologische Abteilung der New Yorker Polizei. Er hatte drunten in Quantico mit angehenden Verhaltenspsychologen des FBI studiert und ein Diplom in Psychologie und Kriminalistik gemacht.

Der Psychologe war Opernliebhaber und spielte gern Fußball, und als Lincoln Rhyme nach dem Unfall vor drei Jahren zu sich gekommen war, hatte Dobyns an seinem Krankenbett gesessen und sich am Walkman die *Aida* angehört. Die nächsten drei Stunden hatte er auf Rhyme eingewirkt - wie sich herausstellen sollte, war dies nur der Vorgeschnack auf die vielen Lektionen, die er ihm zu seiner Verletzung erteilte.

»Wie bezeichnet man doch gleich laut Lehrbuch einen Menschen, der einen nie zurückruft?«

»Analysieren kannst du mich später, Terry. Hast du schon von unserem Unbekannten gehört?«

»Beiläufig«, sagte Dobyns, während er Rhyme musterte. Er war zwar kein Arzt, kannte sich aber mit Medizin aus. »Alles in Ordnung, Lincoln? Du wirkst ein bißchen erledigt.«

»Ich habe mich heute etwas überanstrengt«, räumte Rhyme ein. »Und ein bißchen Schlaf könnte nichts schaden. Du weißt doch, was für ein fauler Hund ich bin.«

»Ja, genau. Du warst doch derjenige welcher, der mich früh um drei angerufen hatte, weil er irgend etwas über einen Täter wissen wollte, und überhaupt nicht begreifen konnte, daß ich in der Falle gelegen habe und absolut nichts von Leichen oder Mör dern hören wollte. Also, worum geht's? Willst du ein Täterprofil?«

»Sag uns einfach alles, was dir einfällt.«

Sellitto berichtete Dobyns, der sich - wie Rhyme noch aus der Zeit wußte, in der sie zusammengearbeitet hatten - nie Notizen machte, sondern alles im Kopf behielt. In diesem von dunkelroten Haaren gekrönten Schädel.

Der Psychologe ging auf und ab, warf gelegentlich einen Blick auf die Tabelle an der Wand und hörte sich den Vortrag des Kriminalpolizisten an.

Er hob den Finger und unterbrach Sellitto. »Die Opfer, die Opfer. ... Sie wurden immer unter dem Erdboden aufgefunden. Begraben, in einem Keller, im Tunnel eines Viehhofs.«

»Richtig«, bestätigte Rhyme.

»Weiter.«

Sellitto fuhr fort und berichtete von Monelle Gergers Rettung.

»Schön, schön«, sagte er geistesabwesend. Dann blieb er stehen und drehte sich wieder zur Wand um. Er stellte sich breitbeinig hin, stemmte die Hände in die Hüfte und betrachtete die Tabelle, auf der die wenigen Erkenntnisse festgehalten waren, die bislang über den Unbekannten Nummer 238 vorlagen. »Erzähl mir noch etwas über deine Idee, daß er alte Sachen mag.«

»Ich weiß nicht recht, was ich damit anfangen soll. Bislang beziehen sich sämtliche Hinweise, die er hinterlassen hat, auf historische

Unbekannter Nr. 238

| Aussehen | Aufenthaltsort | Fahrzeug | Sonstiges |
|--|--|---|--|
| <ul style="list-style-type: none">• Weiß, männlich, schmächtig• Dunkle Kleidung• Skimaske?Marineblau?• Alte Handschuhe, rötlch. Ziegenleder• Aftershave: um anderen Geruch zu überdecken? | <ul style="list-style-type: none">• Wahrsch. sicherer Unterschlupf | <ul style="list-style-type: none">• Gelbes Taxi• Limousine, neuester Typ• Hellgrau, Silber, beige | <ul style="list-style-type: none">• Kenntn. TO-Arbeit• evtl. vorbestraft• Kenntn. Fingerabdr.• Waffe = .32er Colt• Fessät Opfer mit ungew. Knoten• Vorliebe für »Alles«• Nenne ein Opfer »Hanna«• Grundkenntnisse Deutsch |

Stätten: Baustoffe aus der Zeit um die Jahrhundertwende, die Viehhöfe, die Dampfheizungsrohre.«

Dobyns trat unverhofft einen Schritt vor und tippte auf die Tabelle. »Hanna. Was hat es mit Hanna auf sich?«

»Amelia?« sagte Rhyme.

Sie berichtete Dobyns, daß der Unbekannte Monelle mit Hanna angesprochen hatte, ohne daß es dafür eine Erklärung gab. »Sie sagt, es sei ihr so vorgekommen, als gefiele ihm der Name. Und er hat sie auf deutsch angeredet.«

»Und bei ihr ist er ein ganz schönes Risiko eingegangen«, stellte Dobyns fest. »Das Taxi am Flughafen - das war für ihn doch eine relativ sichere Sache. Aber sich im Waschraum zu verstecken... da muß er schon ganz versessen auf eine Deutsche gewesen sein.«

Dobyns wickelte eine widerspenstige Haarsträhne um den Zeigefinger, flözte sich in einen knarrenden Rattansessel und streckte die Beine aus.

»Na schön, wie war's denn damit: Das Unterirdische... das ist der Schlüssel. Es verrät mir, daß es sich um jemanden handelt, der etwas verbergen möchte, und wenn ich so was höre, fällt mir sofort Hysterie ein.«

»Er verhält sich aber nicht hysterisch«, sagte Sellitto. »Er ist verdammt ruhig und ziemlich berechnend.«

»Keine Hysterie im herkömmlichen Sinn. Es handelt sich um eine psychische Störung. Sie tritt auf, wenn ein Patient ein traumatisches Erlebnis hatte und dieses Trauma unbewußt auf etwas anderes überträgt. Im Grunde genommen handelt es sich um einen Versuch, sich zu schützen. Eine derartige Hysterie wird für gewöhnlich von körperlichen Beschwerden begleitet - Übelkeit, Schmerzen, Lähmungserscheinungen. Ich glaube, daß wir es mit einem ähnlich gelagerten Problem zu tun haben, aber nicht auf körperlicher Ebene. Mit Dissoziation bezeichnen wir einen Zustand, bei dem sich das Trauma auf die Psyche auswirkt, nicht auf den Körper. Hysterische Amnesie zum Beispiel, Fugne, multiple Persönlichkeitsstörung.«

»Wie bei Dr. Jekyll und Mr. Hyde?« Diesmal spielte Cooper den Stichwortgeber und stahl Banks die Pointe.

»Nun ja, ich glaube nicht, daß es sich tatsächlich um eine multiple Persönlichkeitsstörung handelt«, fuhr Dobyns fort. »So etwas kommt ausgesprochen selten vor, und die typische multiple Persönlichkeit ist relativ jung und hat einen niedrigeren IQ als euer Knabe.« Er deutete mit dem Kopf auf die Tabelle. »Der ist schlau und gerissen. Eindeutig ein organisierter Täter.« Dobyns blickte einen Moment lang aus dem Fenster. »Das ist interessant, Lincoln. Ich glaube, dein Unbekannter legt sich seine andere Persönlichkeit zu, wenn es ihm paßt - wenn er morden will -, und das ist wichtig.«

»Warum?«

»Aus zwei Gründen. Erstens verrät es uns etwas über seine Hauptpersönlichkeit. Es handelt sich um jemanden, der dazu ausgebildet wurde - vielleicht von Berufs wegen, vielleicht aufgrund seiner Erziehung -, anderen Menschen zu helfen, nicht aber, ihnen Schaden zuzufügen. Ein Priester, ein Anwalt, ein Politiker, ein Sozialarbeiter. Und zweitens bedeutete das meiner Meinung nach, daß er ein Verhaltensmuster für sich gefunden hat. Wenn du feststellen kannst, was das ist, hast du möglicherweise einen Anhaltspunkt, der dich zu ihm führt.«

»Was für ein Verhaltensmuster?«

»Möglicherweise wollte er schon seit langem morden. Aber er hat so lange gewartet, bis er eine passende Rollenvorgabe für sich gefunden hatte. Möglicherweise aus einem Buch oder einem Film. Oder durch jemanden, den er kennt. Es handelt sich um eine Persönlichkeit, mit der er sich identifizieren kann, jemand, der selbst straffällig geworden ist und dessen Taten ihm die Rechtfertigung dafür liefern, selbst zu morden. Nun wage ich mich aber sehr weit vor -«

»Weiter«, sagte Rhyme. »Weiter.«

»Seine Obsession für das historische New York verrät mir, daß es sich bei dieser Persönlichkeit um eine Gestalt aus der Vergangenheit handelt.«

»Jemand, der tatsächlich gelebt hat?«

»Das kann ich nicht sagen. Möglicherweise eine fiktive Gestalt, vielleicht auch nicht. Hanna, wer immer das auch sein mag, spielt in dieser Geschichte eine Rolle. Deutschland ebenfalls. Beziehungsweise Amerikaner deutscher Abstammung.«

»Irgendeine Ahnung, wodurch das in seinem Fall ausgelöst worden sein könnte?«

»Freud war der Ansicht, daß so etwas durch - was sonst? - einen Triebkonflikt während der ödipalen Phase ausgelöst wird. Heutzutage hat man sich darauf geeinigt, daß Entwicklungsstörungen nur eine Ursache liefern - jedes Trauma kann so etwas auslösen. Und es muß sich keinesfalls um einen einmaligen Vorfall handeln. Es könnte eine dauernde psychische Belastung sein, eine Abfolge persönlicher oder beruflicher Enttäuschungen. Schwer zu sagen.« Mit funkeln den Augen blickte er auf das Täterprofil. »Aber ich hoffe, daß du ihn lebend schnappst, Lincoln. Den hätte ich zu gern ein paar Stunden bei mir auf der Couch.«

»Thom, schreibst du das auf?«

»Ja, Bwana.«

»Aber eine Frage noch«, setzte Rhyme an.

Dobyns wirbelte herum. »Ich würde sagen, die Frage schlechthin, Lincoln. Warum hinterläßt er die Hinweise? Richtig?«

»Genau. Warum die Hinweise?«

»Denk mal darüber nach, was er getan hat... Er spricht mit dir. Er hinterläßt keine wirren Bekennenbriefe wie der Son of Sam oder der Zodiac-Killer. Er ist nicht schizophren. Er kommuniziert - in *deiner* Sprache. Der Sprache der forensischen Wissenschaft, der Kriminalistik. Warum?« Wieder ging er auf und ab, warf gelegentlich einen Blick auf die Tabelle. »Dazu fällt mir lediglich ein, daß er möglicherweise einen Teil der Schuld abwälzen möchte. Schau, das Morden fällt ihm schwer. Es wird leichter, wenn er uns zu Komplizen macht. Wenn wir die Opfer nicht rechtzeitig retten, trifft uns eine Teilschuld an ihrem Tod.«

»Aber das ist gut, nicht wahr?« fragte Rhyme. »Es heißt, daß er uns weitere Hinweise liefern wird, die wir deuten können. Wenn das Rätsel zu schwer wäre, könnte er die Verantwortung ja nicht abwälzen.«

»Nun ja, das stimmt«, sagte Dobyns, der jetzt nicht mehr lächelte.
»Aber es spielt auch noch ein anderer Faktor mit.«

Sellitto lieferte die Antwort. »Bei Serientätern kann es leicht zu einer Eskalation kommen.«

»Richtig«, bestätigte Dobyns.

»Wie soll er das denn schaffen?« murmelte Banks. »Reicht es nicht, wenn er alle drei Stunden zuschlägt?«

»Oh, er wird eine Möglichkeit finden«, fuhr der Psychologe fort.
»Höchstwahrscheinlich wird er sich mehrere Opfer gleichzeitig suchen.« Der Psychologe kniff die Augen zusammen. »Sag mal, ist alles in Ordnung mir dir, Lincoln?«

Schweißtropfen standen auf der Stirn des Kriminalisten, und er hatte mehrmals angestrengt geblinzelt. »Bloß müde. Allerhand Aufregung für einen alten Krüppel.«

»Eins noch. Bei Serienverbrechen spielt das Opferprofil eine entscheidende Rolle. Aber in diesem Fall haben wir es mit Opfern beiderlei Geschlechts, unterschiedlichen Alters und sozialer Herkunft zu tun. Alle weiß, aber da er sich in einem überwiegend weißen Umfeld betätigt, hat das statistisch keine Aussagekraft. Anhand dessen, was wir bislang wissen, läßt sich nicht feststellen, warum er sich gerade diese Personen ausgesucht hat. Wenn du das schaffst, bist du ihm möglicherweise einen Schritt voraus.«

»Danke, Terry«, sagte Rhyme. »Bleib noch ein bißchen hier.«

»Klar, Lincoln. Wenn du möchtest.«

»Werfen wir einen Blick auf die Spuren vom letzten Tatort«, befahl Rhyme. »Was haben wir da? Die Unterwäsche?«

Mel Cooper sortierte die Tüten, die Sachs vom Tatort mitgebracht hatte. Er betrachtete die, in der sich die Unterwäsche befand. »Modell D'Amore von Katrina Fashion«, gab er bekannt. »Hundert Pro-239

zent Baumwolle, Gummizug. Das Material wurde in den USA hergestellt. Zugeschnitten und genäht in Taiwan.«

»Das können Sie alles vom bloßen Hinschauen feststellen?« fragte Sachs ungläubig.

»Nee, ich hab's gelesen«, sagte er und deutete auf das Etikett.

»Oh.«

Die anderen Cops lachten.

»Will er uns mitteilen, daß er noch eine Frau hat?« fragte Sachs.

»Möglicherweise«, sagte Rhyme.

Cooper öffnete die Beweismitteltüte. »Keine Ahnung, um welche Flüssigkeit es sich handelt. Ich mache eine Gaschromatographie.«

Rhyme bat Thom, den Papierfetzen mit den Mondphasen hochzuhalten. Er betrachtete ihn eingehend. Ein derartiger Fetzen war eine wunderbar individuelle Spur. Man konnte ihn in das Blatt einpassen, von dem er abgerissen worden war, und dadurch einen Bezug herstellen, der genauso eindeutig war wie ein Fingerabdruck. Der Haken dabei war natürlich, daß sie den Papierbogen, von dem er stammte, nicht hatten. Er fragte sich, ob sie ihn jemals finden würden. Der Täter könnte ihn vernichtet haben, nachdem er diesen Schnipsel abgerissen hatte. Doch Lincoln Rhyme zog es vor, nicht davon auszugehen. Er stellte sich lieber vor, daß er noch irgendwo war. Nur darauf wartete, gefunden zu werden. So, wie er sich die Spurenverursacher stets vorstellte: das Kraftfahrzeug, von dem ein Stück Lack abgesplittert, der Finger, von dem ein Nagel abgebrochen war, die Waffe, aus der die mit Feldereindrücken markierte Kugel, die man im Körper des Opfers gefunden hatte, abgefeuert worden war.

Nach Rhymes Ansicht besaßen diese Spurenverursacher - die stets in unmittelbarer Beziehung zum Täter standen - einen ureigenen Charakter. Sie konnten anmaßend sein oder grausam.

Oder auch geheimnisvoll.

Mondphasen.

Rhyme fragte Dobyns, ob sie es mit einem Täter zu tun haben könnten, der seinen Trieb nach einem bestimmten Zyklus auslebte.

»Nein. Der Mond befindet sich derzeit nicht in einer relevanten Phase. Vor vier Tagen war Neumond.«

»Folglich bedeuten die Monde etwas anderes.«

«Wenn es sich überhaupt um Monde handelt», sagte Sachs. Zufrieden mit sich, dachte Rhyme, und das mit Recht. »Guter Einwand, Amelia«, sagte er. »Vielleicht meint er Kreise. Oder Druckerschwärze. Papier. Geometrie. Das Planetarium ...«

Rhyme bemerkte, daß sie ihn anstarre. Vielleicht nahm sie erst jetzt wahr, daß er rasiert und frisiert war und andere Kleidung trug.

Und wie war sie nun aufgelegt? fragte er sich. Wütend auf ihn oder desinteressiert? Er konnte es nicht feststellen. Amelia Sachs war ihm im Augenblick genauso rätselhaft wie der Unbekannte Nummer 238.

Aus dem Flur ertönte das Piepen des Faxgeräts. Thom ging hin und kehrte kurz darauf mit zwei Blatt Papier zurück.

»Von Emma Rollins«, verkündete er. Er zeigte Rhyme die beiden Blätter.

»Unsere Überprüfung der Lebensmittelgeschäfte. Elf Läden in Manhattan haben in den letzten zwei Tagen Kalbshaxe an Kunden verkauft, die weniger als fünf Artikel erworben haben.« Er ging zu dem Poster, nahm einen Stift und blickte dann zu Rhyme. »Die Namen der Geschäfte?«

»Selbstverständlich. Wir brauchen sie für einen späteren Vergleich.«

Thom trug sie in die Profiltabelle ein.

»Das grenzt die Sache ein«, sagte Sachs. »Wenn auch auf die ganze Stadt.«

»Geduld«, versetzte Lincoln Rhyme.

Mel Cooper untersuchte das Stroh, das Sachs gefunden hatte. »Nichts Besonderes festzustellen.« Er legte es beiseite.

»Ist es frisch?« fragte Rhyme. Falls ja, konnten sie bei den Geschäften nachhaken, die am gleichen Tag Besen und Kalbshaxe verkauft hatten.

»Hab' ich schon dran gedacht«, erwiederte Cooper jedoch. »Sechs

| Aussehen | Aufenthaltsort | Fahrzeug | Sonstiges |
|---|--|---|--|
| <ul style="list-style-type: none"> • Weiß, männlich, schmächtig • Dunkle Kleidung • Skimaske? Marineblau? • Alte Handschuhe, rötlch. Ziegenleder • Aftershave: um anderen Geruch zu überdecken? | <ul style="list-style-type: none"> • Wahrsch. sicherer Unterschlupf • Wohnhaft nahe: Broadway/82 St.: ShopRite Broadway/96. St.: Anderson Foods Greenwich/BankSt.: ShopRite 2nd Ave./ 72-73. St.: Grocery World Battery Park City: J&G's Emporium 2nd Ave. Nr. 1709: Anderson Foods 34. St./Lex.Ave.: Food Warehouse 8th Ave./24St.:Shop Rite Houston/Lafayette St.: ShopRite 6thAve./Houston St.: J&G's Emporium Greenw./Franklin St.: Grocery World | <ul style="list-style-type: none"> • Gelbes Taxi • Limousine, neuester Typ • Hellgrau, Silber, beige | <ul style="list-style-type: none"> • Kenntn. TO- Arbeit • evtl. vorbestraft • Kenntn. Fingerabdr. • Waffe =, .32er Colt • Fesselt Opfer mit ungew. Knoten • Vorliebe für »Altes« • Nenne ein Opfer »Hanna« • Grundkenntnisse Deutsch • Vorliebe für Unterirdisches • Persönlichkeits- spaltung • Evtl. Priester, Sozialarbeiter, Anwalt |

Monate alt oder älter.« Er schüttelte Monelle Gergers Kleidung über einem Bogen Zeitungspapier aus.

»Hier sind etliche Sachen«, sagte er, über das Papier gebeugt.
»Schmutz.«

»Genug für den Dichtegradienten?«

»Nee. Genaugenommen nur Staub. Vermutlich vom Tatort.«

Cooper musterte die übrigen Spuren, die er von der blutgetränkten Kleidung abgebürstet hatte.

»Ziegelstaub. Wieso ist hier so viel Ziegelstaub?«

»Weil ich auf die Ratten geschossen habe. Dort war eine Ziegelmauer.«

»Sie haben auf sie geschossen ? Am Tatort?« Rhyme verzog das Gesicht.

»Tja nun, ja«, sagte Sachs abwehrend. »Sie haben sie angefallen.«

Er war ungehalten, ließ es aber durchgehen. Fügte lediglich hinzu:
»Allerlei Beeinträchtigungen durch Schußwaffengebrauch. Blei, Arsen, Kohlenstoff, Silber.«

»Und hier ... noch ein Stück Leder. Rötlich. Vom Handschuh.
Und ... Wir haben noch eine Faser. Eine andere.«

Kriminalisten mögen Fasern. Diesmal handelte es sich um eine winzige graue Fussel, die mit bloßem Auge kaum zu erkennen war.

»Ausgezeichnet«, rief Rhyme. »Sonst noch was?«

»Und hier sind die Fotos vom Tatort«, sagte Sachs, »und von den Fingerabdrücken. Dem an ihrem Hals und vom anderen, den er beim Aufheben des Handschuhs hinterlassen hat.« Sie hielt sie hoch.

»Gut«, sagte Rhyme, während er sie eingehend betrachtete.

Sie strahlte, kostete, wenn auch zögernd, ihren Triumph aus - das Hochgefühl des Erfolgs, die Kehrseite der Selbstkritik, die man ob der eigenen Unzulänglichkeit empfindet.

Rhyme musterte noch immer die Polaroidaufnahme der Fingerabdrücke, als er Schritte auf der Treppe hörte und Jim Polling eintraf. Er trat in das Zimmer, schaute zweimal auf den zurechtgemachten Lincoln Rhyme und ging dann zu Sellitto.

»Ich war gerade am Tatort«, sagte er. »Ihr habt das Opfer gerettet. Gute Arbeit, Jungs.« Er nickte Sachs zu, um ihr zu zeigen, daß sie für ihn zu den »Jungss« zählte. »Oder hat das Arschloch etwa schon wieder jemanden entführt?«

»Er ist dabei«, murmelte Lincoln Rhyme, während er die Fingerabdrücke betrachtete.

»Wir untersuchen gerade die Spuren«, sagte Banks.

»Jim, ich telefoniere die ganze Zeit hinter Ihnen her«, sagte Selitto. »Ich hab's sogar schon beim Bürgermeister versucht.«

»Ich war beim Chef. Er mußte regelrecht betteln, damit er mehr Leute kriegt. Hat weitere fünfzig Mann vom UN-Sicherheitsdienst abziehen können.«

»Captain, wir müssen miteinander reden. Es gibt da ein Problem. Am letzten Tatort ist etwas vorgefallen ...«

Eine bislang unbekannte Stimme dröhnte durch das Zimmer. »Ein Problem? Wer hat ein Problem? Hier gibt's doch keine Probleme, oder? Nicht die geringsten.«

Rhyme blickte zu dem großen, hageren Mann, der in der Tür stand. Er war pechschwarz, trug einen lächerlichen grünen Anzug und ein Paar spiegelblank polierte braune Schuhe. Rhyme verlor jeden Mut. »Dellray.«

»Lincoln Rhyme. Der Meisterdetektiv von New York. He, Lon. Und Jim Polling. Wie läuft's, mein Gutester?«

Hinter Dellray stand ein halbes Dutzend Männer und Frauen. Rhyme wußte sofort, was die FBI-Agenten hier wollten. Dellray musterte die anwesenden Polizisten, hielt bei Sachs einen Moment lang inne und wandte sich dann ab.

»Was wollt ihr?« fragte Polling.

»Haben die Herren das etwa noch nicht erraten? Ihr seid außen vor. Wir machen den Laden dicht. Jawoll, Sir. Nichts geht mehr. Genau wie beim Buchmacher.«

SIEBZEHN

Einer von uns.

Das besagte der Blick, mit dem Dellray Lincoln Rhyme musterte, als er um das Bett herumging. Manche Menschen benahmen sich so. Ein Gelähmter war etwas Absonderliches, zu dem man Zugang bekam, indem man Witze riß, fröhlich nickte, mit den Augen zwinkerte. Du weißt, daß ich dich mag, weil ich mich über dich lustig mache.

Lincoln Rhyme wußte aus Erfahrung, daß einem diese Haltung sehr, sehr schnell auf den Geist ging.

»Schau dir das an«, sagte Dellray und drückte auf das Clintron. »Stammt wohl vom Raumschiff Enterprise. Commander Riker, schwingen Sie sich gefälligst in das Shuttle.«

»Gehen Sie, Dellray«, sagte Polling. »Das ist unser Fall.«

»Und wie geht's unserem Patienten hier, Dr. Crusher?«

Der Captain trat einen Schritt vor, baute sich wie ein Kampfhahn vor dem schlaksigen FBI-Agenten auf, der ihn um Haupteslänge überragte. »Dellray, haben Sie gehört? Sie sollen gehen.«

»Mann, so eins muß ich mir auch besorgen, Rhyme. Da kann ich mich hinhauen und mir ein Spiel reinziehen. Ernsthaft, Lincoln, wie geht's? Ist 'n paar Jährchen her.«

»Haben sie angeklopft?« erkundigte sich Rhyme bei Thom.

»Nein, sie haben nicht angeklopft.«

»Ihr habt nicht angeklopft«, sagte Rhyme. »Deshalb schlage ich vor, daß ihr geht.«

»Hab' hier 'nen Wisch«, murmelte Dellray und blätterte in den Papieren in seiner Brusttasche herum.

Amelia Sachs rupfte mit dem rechten Zeigefinger an ihrem Dau-mennagel herum, der bald anfangen würde zu bluten.

Dellray blickte sich im Zimmer um. Er war sichtlich beeindruckt von dem improvisierten Labor, unterdrückte diese Regung aber rasch. »Sorry, aber jetzt übernehmen wir.«

Rhyme war zwanzig Jahre bei der Polizei gewesen, aber er hatte noch nie erlebt, daß ihm ein Fall derart rigoros aus der Hand genommen wurde.

»Verdammter, Dellray«, sagte Sellitto. »Ihr habt den Fall abgegeben.«

Der Agent schaute vom einen zum anderen und wandte sich schließlich von oben herab an den Kriminalpolizisten.

»Abgegeben? Abgegeben? Ich hab' keinen Ton davon gehört. Hast du mich angerufen?«

»Nein.«

»Wer hat's denn dann ausgeplaudert?«

»Tja...« Sellitto warf Polling einen überraschten Blick zu, worauf dieser sagte: »Ihr habt einen Zwischenbericht bekommen. Das ist alles, was wir euch geschickt haben.« Auch er war in der Defensive.

»Ein Zwischenbericht. Soso. Und wie genau ist der zugestellt worden? Per reitendem Boten vielleicht? Mit der Schneckenpost? Verrat mir mal, Jim, wozu bei einer laufenden Ermittlung ein Zwischenbericht gut sein soll, der erst am nächsten Tag ankommt?«

»Wir haben die Sache nicht für dringlich gehalten«, sagte Polling.

»Wir?« fragte Dellray rasch. Wie ein Chirurg, der einen mikroskopisch kleinen Tumor entdeckt hat.

»Ich habe die Sache nicht für dringlich gehalten«, versetzte Polling. »Ich habe mit dem Bürgermeister besprochen, daß wir weiter auf lokaler Ebene ermitteln. Wir haben alles im Griff. Und jetzt raus hier, Dellray.«

»Und ihr habt gedacht, ihr habt die Sache bis zu den Elf-Uhr-Nachrichten unter Dach und Fach.«

Rhyme erschrak, als Polling losbrüllte. »Was wir gedacht haben,

geht Sie überhaupt nichts an. Wir sind für diesen Fall zuständig, verdammt noch mal.«

Er wußte, daß der Captain berühmt für seine Wutausbrüche war, aber er hatte noch nie einen miterlebt.

»Tatsache ist, daß jetzt wir für den Fall zuständig sind.« Dellray schlenderte an dem Tisch vorbei, auf dem Coopers Apparaturen standen.

»Tun Sie's nicht, Fred«, sagte Rhyme. »Wir kommen dem Kerl allmählich auf die Schliche. Arbeiten Sie mit uns zusammen, aber nehmen Sie uns den Fall nicht weg. Mit so einem Täter hatten Sie es noch nie zu tun.«

Dellray lächelte. »Also, was hab' ich zuletzt von diesem Fall gehört? Daß ihr die Untersuchungen von 'nem Zivilisten machen laßt.« Der Agent ersparte sich einen Blick auf das Clinitron-Bett. »Ihr laßt die Tatortarbeit von 'ner Streifenpolizistin machen. Ihr laßt Einsatzkräfte Lebensmittel einkaufen.«

»Vergleichsproben, Frederick«, erwiderte Rhyme mit schneidender Stimme. »Das ist die übliche Verfahrensweise.«

Dellray wirkte enttäuscht. »Aber das Spezialeinsatzkommando, Lincoln? All die Steuergelder. Und dann werden auch noch Leute zersägt wie in 'nem Horrorfilm ...«

Wie hatte er das herausbekommen? Alle hatten sich dazu verpflichtet, über das Thema Handschellen Stillschweigen zu wahren.

»Und was hab' ich da über Haumanns Jungs gehört? Daß sie das Opfer gefunden haben, aber nicht sofort rein sind, um die Kleine zu retten? Channel Five hatte ein Richtmikro dabei. Die haben mitgeschnitten, wie sie fünf Minuten lang geschrien hat, bevor ihr jemand reingeschickt habt.« Er blickte Sellitto mit einem spöttischen Grinsen an. »Lon, mein Gutester, war das vielleicht das *Problem*, von dem du gerade gesprochen hast?«

Wir sind so weit gekommen, dachte Rhyme. Sie waren gerade dabei, sich in ihn einzufühlen, die Sprache des Täters zu lernen. Ihn sich vorzustellen. Und zu seiner Überraschung wurde ihm plötzlich be-

wußt, daß er wieder einmal das tat, was er wirklich gern tat. Nach all den Jahren. Und jetzt wollte es ihm jemand wegnehmen. Das wurmte ihn.

»Übernehmen Sie von mir aus den Fall, Fred«, knurrte Rhyme.

»Aber schließen Sie uns nicht aus. Tun Sie das nicht.«

»Ihr habt zwei Opfer verloren«, erinnerte ihn Dellray.

»Wir haben *eins* verloren«, korrigierte Sellitto und warf Polling, der noch immer vor Wut schäumte, einen unsicheren Blick zu. »Beim ersten konnten wir gar nichts machen. Das war sozusagen seine Vizitenkarte.«

Dobyns hatte die Arme verschränkt und verfolgte schweigend die Auseinandersetzung. Doch Banks mischte sich ein. »Wir kennen jetzt seine Vorgehensweise. Wir werden keins mehr verlieren.«

»Doch, das werdet ihr, wenn das Einsatzkommando weiter rumhockt und zuhört, wie sich die Opfer die Seele aus dem Leib schrein.«

Sellitto ergriff das Wort. »Es war meine —«

»*Meine* Entscheidung«, rief Rhyme. »Meine.«

»Aber du bist Zivilist, Lincoln. Folglich kann's nicht deine Entscheidung gewesen sein. Es könnte vielleicht dein *Vorschlag* gewesen sein. Oder auch deine *Empfehlung*. Aber ich glaub' nicht, daß es deine Entscheidung war.«

Dellray hatte den Blick wieder auf Sachs gerichtet. Er betrachtete sie, während er mit Rhyme sprach. »Hast du Peretti die Tatortarbeit weggenommen? Das ist höchst merkwürdig, Lincoln. Wie kannst du so was bloß machen?«

»Ich bin besser als er«, sagte Rhyme.

»Peretti findet das aber gar nicht gut. Nein, der Herr. Er und ich haben ein paar Takte mit Eckert geredet.«

Mit Eckert? Dem stellvertretenden Polizeichef? Was hatte der damit zu tun?

Doch als er zu Sachs schaute, auf die unsteten blauen Augen und die zerzausten roten Haare, wußte er Bescheid.

Er warf ihr einen stechenden Blick zu, dem sie prompt auswich,

und sagte dann zu Dellray: »Mal sehen... Peretti? War es nicht er, der die Straßensperre an der Stelle aufgehoben hat, an der der Täter stand und das erste Opfer beobachtete ? War er nicht derjenige, der den Tatort freigegeben hat, bevor wir Gelegenheit hatten, ernsthaft nach Spuren zu suchen? Den Tatort, den Miss Sachs in weiser Voraussicht gesichert hatte. *Meine* Mitarbeiterin hatte recht, und Vince Peretti und alle anderen hatten unrecht. Ja, genauso ist es.«

Sie betrachtete ihren Daumen, und ihre Miene verriet, daß ihr der Anblick vertraut war. Dann zog sie ein Kleenex aus der Tasche und wickelte es um die blutige Spitze.

»Ihr hättet uns gleich von Anfang an rufen sollen«, faßte Dellray zusammen.

»Raus mit euch«, grummelte Polling. Plötzlich zuckte es um seine Augenwinkel, und er brauste auf. »Raus, verflucht noch mal!« schrie er.

Selbst der stets so gelassene Dellray blinzelte kurz und wichen zurück, während der Captain Gift und Galle spuckte.

Rhyme blickte Polling mißbilligend an. Noch bestand die Möglichkeit, daß sie an dem Fall zumindest mitarbeiten konnten - aber nicht, wenn Polling einen Koller bekam. »Jim ...«

Der Captain beachtete ihn nicht. »Raus!« schrie er noch einmal. »Ihr übernehmt unseren Fall nicht!« Und zum allgemeinen Entsetzen stürzte sich Polling auf Dellray, packte ihn am Revers und stieß ihn an die Wand. Nach einer Schrecksekunde schubste Dellray den Captain einfach mit den Fingerspitzen zurück und zückte ein Handy. Er bot es Polling an.

»Ruf den Bürgermeister an. Oder Chief Wilson.«

Polling wich ein Stück zurück - ein kleiner Mann, der auf Abstand zu einem größeren ging. »Wenn ihr den Fall wollt, könnt ihr ihn haben, verflucht noch mal.« Der Captain schritt zur Treppe und ging hinunter. Die Haustür wurde zugeknallt.

»Herrgott, Fred« sagte Sellitto, »arbeitet mit uns zusammen. Wir können diesen Drecksack schnappen.«

»Wir brauchen unsere Anti-Terror-Einheit«, sagte Dellray, der jetzt wie die Vernunft in Person klang. »Für terroristische Aktivitäten seid ihr nicht gerüstet.«

»Was für terroristische Aktivitäten?« fragte Rhyme.

»Die UN-Friedenskonferenz. Einer meiner Spitzel hat gesagt, es geht das Gerücht, daß am Flughafen was laufen soll. Wo er sich die Opfer gegriffen hat.«

»Meiner Einschätzung nach handelt es sich nicht um einen Terroristen«, sagte Dobyns. »Was ihn umtreibt, ist psychisch bedingt. Mit Ideologie hat das nichts zu tun.«

»Tja, Tatsache ist, daß die Leute in Quantico und wir ihn dahingehend einstufen. Schön, wenn ihr anderer Meinung seid. Aber wir handhaben die Sache so.«

Rhyme gab auf. Müdigkeit übermannte ihn. Er wünschte, Sellitto und sein narbengesichtiger Assistent wären heute morgen gar nicht erst aufgekreuzt. Er wünschte, er wäre Amelia Sachs nie begegnet. Wünschte, er hätte nicht dieses lächerliche frischgestärkte weiße Hemd an, das steif am Hals anlag und darunter überhaupt nicht zu spüren war.

Er merkte, daß Dellray mit ihm sprach.

»Wie bitte?« Rhyme zog eine Augenbraue hoch.

»Ich frage mich«, sagte Dellray, »ob Politik nicht auch ein Motiv sein könnte.«

»Motive interessieren mich nicht«, versetzte Rhyme. »Mich interessieren Spuren.«

Dellray warf einen Blick auf Coopers Tisch. »Also. Der Fall gehört uns. Sind wir uns einig?«

»Was haben wir für Möglichkeiten?« fragte Sellitto.

»Ihr könnt uns bei der Fahndung unterstützen. Oder ganz aussteigen. Das ist in etwa alles, was euch übrigbleibt. Die Beweismittel nehmen wir jetzt mit, wenn ihr nix dagegen habt.«

Banks zögerte.

»Gib sie ihnen«, befahl Sellitto.

Der junge Cop nahm die Beweismitteltüten vom letzten Tatort und räumte sie in einen großen Plastikbeutel. Dellray streckte die Hand aus. Banks warf einen Blick auf die schlanken Finger, schmiß den Beutel auf den Tisch und ging wieder auf die andere Seite des Zimmers - in die Ecke der Cops. Lincoln Rhymes Bett bildete die entmilitarisierte Zone zwischen den feindlichen Heerscharen. Amelia Sachs stand wie angewurzelt zu seinen Füßen.

»Officer Sachs«, sagte Dellray zu ihr. Sie schwieg einen Moment, schaute zu Rhyme und antwortete dann. »Ja?«

»Commissioner Eckert möchte, daß Sie mitkommen und uns Bericht erstatten. Er hat etwas davon gesagt, daß Sie am Montag Ihren neuen Posten antreten sollen.«

Sie nickte.

Dellray wandte sich an Rhyme und sagte ehrlich überzeugt: »Keine Sorge, Lincoln. Wir kriegen ihn. Wenn du nächstesmal von uns hörst, ist sein Kopf schon am Stadttor aufgespießt.«

Er nickte seinen Begleitern zu, die sich die Beweismittel schnappten und die Treppe hinuntergingen. »Kommen Sie, Officer?« rief Dellray Sachs aus dem Flur zu.

Sie stand mit gefalteten Händen da, wie ein Schulmädchen, das zu einer Party gegangen ist und es im nachhinein bedauert.

»Gleich.«

Dellray stieg die Treppe hinunter.

»Diese Säcke«, grummelte Banks und schmiß sein Notizbuch auf den Tisch. »Ist denn das zu fassen?«

Sachs wippte auf den Fersen.

»Gehen Sie lieber, Amelia«, sagte Rhyme. »Ihre Droschke wartet.«

»Lincoln.« Sie ging näher zum Bett.

»Ist schon gut«, sagte er. »Sie haben getan, was Sie tun mußten.«

»Ich habe bei der Tatortarbeit nichts verloren«, stieß sie aus. »Und ich wollte da nie hin.«

»Sie brauchen sie ja auch nicht mehr zu machen. Das paßt doch bestens, nicht wahr?«

Sie wollte zur Tür gehen, drehte sich dann noch einmal um und rief: »Ihnen ist doch außer Ihren Spuren alles egal, stimmt's?« Sellitto und Banks fuhren auf, doch sie beachtete sie nicht.

»Thom, könntest du Amelia zur Tür bringen?«

»Für Sie ist das alles bloß ein Spiel, nicht?« fuhr Sachs fort. »Monelle -«

»Wer?«

Ihre Augen funkelten. »Da haben wir's! Sehen Sie? Sie wissen nicht mal mehr ihren Namen. Monelle Gerger. Das Mädchen im Tunnel. Die Ratten sind auf ihr rumgekrabbelt, und Sie haben gesagt: >Das entspricht ihrer Natur<. Ihrer *Natur*? Sie wird nie mehr darüber hinwegkommen, aber Sie haben sich bloß um Ihre kostbaren Spuren gekümmert.«

»Lebende Opfer«, belehrte er sie dröhnend, »erleiden durch Nagetierbisse allenfalls Hautverletzungen. Und nachdem das erste kleine Vieh sie besabbert hatte, brauchte sie ohnehin eine Tollwut-spritze. Kommt es denn da auf ein paar Bisse mehr oder weniger an?«

»Warum fragen wir sie nicht, was sie davon hält?« Sachs lächelte jetzt anders. Boshafter. Wie die Schwestern und therapeutischen As-sistenten, die Krüppel nicht ausstehen konnten. Die waren mit genau diesem Lächeln durch die Reha-Stationen gelaufen. Nun ja, die höfliche Amelia Sachs hatte ihm auch nicht gefallen, er hatte sie sich biestiger gewünscht ...

»Beantworten Sie mir eine Frage, Rhyme. Wieso wollten Sie mich dabeihaben?«

»Thom, unser Besuch hat unsere Gastfreundschaft bereits über Gebühr in Anspruch genommen. Würdest du -«

»Lincoln«, hob der Adlatus an.

»Thom«, blaffte Rhyme, »ich glaube, ich habe dich um etwas ge-beten.«

»Weil ich nichts davon versteh«, stieß Sachs hervor. »Deswegen! Sie wollten keinen richtigen Kriminaltechniker, weil Sie dann nicht mehr das große Wort hätten führen können. Aber mich ... mich ha-

ben Sie in der Weltgeschichte rumschicken können. Sie haben gewußt, daß ich alles mache, was Sie wollen, und zwar ohne jedes Gezeter und Gejammer.«

»Aha, die Truppen meutern ...«, sagte Rhyme und wandte den Blick zur Decke.

»Aber ich gehöre nicht dazu. Ich wollte von Anfang an nichts damit zu tun haben.«

»Ich auch nicht. Aber so ist es nun mal. Wie man sichbettet, so liegt man. Nun, einer von uns jedenfalls.« Und er wußte, daß er viel eisiger lächelte, als sie es jemals fertigbrächte.

»Ach, Sie sind doch nur ein verwöhnter Balg, Rhyme.«

»He, Officer, nun machen Sie aber mal halblang«, blaffte Sellitto.

Doch sie fuhr fort: »Sie können die Tatorte nicht mehr selber untersuchen, und das tut mir leid. Aber Sie gefährden eine Ermittlung, bloß um Ihr Selbstwertgefühl aufzupolieren, und das finde ich Scheiße.« Sie nahm ihre Dienstmütze und stürmte aus dem Zimmer.

Er erwartete, daß sie die Tür zuknallte, möglicherweise sogar das Glas zerbrach. Doch er hörte nur ein leises Klicken, und danach herrschte Stille.

Während Banks sein Notizbuch wieder an sich nahm und betont konzentriert darin blätterte, sagte Sellitto: »Tut mir leid, Lincoln. Ich-«

»Macht doch nichts«, sagte Rhyme und gähnte herhaft, hoffte allerdings vergebens, daß sich dadurch sein Herzstechen besänftigen ließe. »Überhaupt nichts.«

Die beiden Cops standen eine Zeitlang neben dem halb abgeräumten Tisch und schwiegen betreten. Dann sagte Cooper: »Ich packe schon mal ein.« Er hievte einen schwarzen Mikroskopkoffer auf den Tisch und schraubte liebevoll wie ein Musiker, der sein Saxophon zerlegt, ein Okular ab.

»Tja, Thom«, sagte Rhyme, »die Sonne ist untergegangen. Weißt du, was das bedeutet? Die Bar ist geöffnet.«

Die Einsatzzentrale war beeindruckend. Sie übertraf Lincoln Rhymes Schlafzimmer um Längen.

Eine halbe Etage des Bundesverwaltungsgebäudes, drei Dutzend Agenten, dazu Computer, jede Menge Schalttafeln und elektronische Geräte. Die Agenten sahen aus wie Anwälte oder Banker. Weiße Hemden, Krawatten. *Flott* war das Wort, das einem dazu einfiel. Und mittendrin Amelia Sachs mit ihrer auffälligen marineblauen Uniform, voller Rattenblut, Staub und zerbröseltem, hundert Jahre altem Kuhmist.

Sie zitterte nicht mehr, und obwohl ihr noch immer hunderterlei Dinge durch den Kopf gingen, die sie Rhyme sagen wollte - die sie ihm *hätte* sagen sollen -, zwang sie sich dazu, sich auf das Geschehen rundum zu konzentrieren.

Ein hochaufgeschossener Agent in einem tadellosen grauen Anzug besprach sich mit Dellray - zwei große Männer, die Köpfe gesenkt, ernsthaft bei der Sache. Ihrer Ansicht nach handelte es sich um Thomas Perkins, den Leiter des FBI-Büros von Manhattan, aber sie wußte es nicht genau; als Streifenpolizistin kam man mit dem FBI nicht öfter in Berührung als eine Putzmamsel oder ein Versicherungsvertreter. Er wirkte humorlos, aber tüchtig, und schaute fortwährend auf einen großen, an die Wand gehefteten Stadtplan von Manhattan. Perkins nickte mehrmals, während Dellray ihm Bericht erstattete, trat dann an einen mit braunen Aktenmappen übersäten Preßspantisch, ließ den Blick über die Agenten schweifen und ergriff das Wort.

»Wenn Sie mir bitte Ihre Aufmerksamkeit schenken würden ... Ich habe soeben mit dem Direktor und dem Justizminister in Washington gesprochen. Sie haben inzwischen sicher von dem Straftäter gehört, der am Kennedy Airport zugeschlagen hat. Wir haben es hier mit einem ungewöhnlichen Fall zu tun. Entführer, die nicht aus sexuellen Beweggründen handeln, werden für gewöhnlich nur selten als Serientäter aktiv. Genaugenommen handelt es sich hier um den ersten Täter dieser Art, mit dem wir es im Süddistrikt zu tun haben.

In Anbetracht der Tatsache, daß diese Taten möglicherweise in Zusammenhang mit den UN-Veranstaltungen stehen, die diese Woche stattfinden, arbeiten wir eng mit der Zentrale, Quantico und dem UN-Generalsekretariat zusammen. Man hat uns aufgetragen, in diesem Fall unbedingt vorbeugend tätig zu werden. Man gewährt uns höchste Dringlichkeitsstufe.«

Der Special Agent in Charge oder SAC, der das FBI-Büro Manhattan leitete, blickte zu Dellray, worauf dieser das Wort ergriff. »Wir haben den Fall von der New Yorker Polizei übernommen, werden aber von ihr personell und anderweitig unterstützt. Die zuständige Kollegin vom Streifendienst ist hier und wird uns über die Tatorte Bericht erstatten.« Dellray klang hier völlig anders. Ganz und gar nicht mehr wie eine Mischung aus Stenz und schwarzem Straßen-dealer.

»Haben Sie die Registrierkarten für die Beweismittel ausgefüllt?«

Sachs mußte zugeben, daß dies noch nicht geschehen war. »Wir waren mit der Rettung der Opfer beschäftigt.«

Der SAC war darüber beunruhigt. Es kam immer wieder vor, daß ansonsten hieb- und stichfeste Fälle vor Gericht platzten, weil der genaue Verbleib der jeweiligen Spuren und Beweismittel auf dem Dienstweg nicht vollständig belegt war. Auf so etwas stürzten sich die Verteidiger eines Beschuldigten zuallererst.

»Sehen Sie zu, daß Sie das erledigen, bevor Sie gehen.«

»Ja, Sir.«

Was für ein Gesicht Rhyme gezogen hatte, als ihm aufging, daß sie bei Eckert gepetzt und sie damit aus dem Verkehr gezogen hatte!

Miss Sachs ist darauf gekommen. Meine Mitarbeiterin hat den Tatort gesichert.

Sie zupfte wieder an einem Nagel. Hör auf, befahl sie sich, wie immer, und pulte weiter an der Haut herum. Der Schmerz tat gut. Davon hatten die Therapeuten keine Ahnung.

»Agent Dellray«, sagte Perkins, »können Sie den Anwesenden mitteilen, wie wir vorzugehen gedenken?«

Dellray ließ den Blick vom SAC zu den anderen Agenten schweifen und übernahm. »In diesem Moment gehen unsere Agenten im Außendienst gegen jede bekannte terroristische Gruppierung in der Stadt vor und verfolgen sämtliche verfügbaren Spuren, die uns einen Hinweis auf den Verbleib des Täters geben könnten. *Alle* Informanten, *alle* Undercover-Agenten. Das bedeutet, daß einige laufende Ermittlungen gefährdet werden, aber wir sind zu dem Entschluß gekommen, daß wir dieses Risiko eingehen müssen.

Wir müssen in dieser Sache schnell reagieren. Sie teilen sich in Trupps zu je sechs Agenten auf und halten sich bereit, um unverzüglich jeder Spur nachzugehen. Sie erhalten volle Unterstützung durch die Spezialeinheiten zur Geiselbefreiung und die Erstürmung von Gebäuden.«

»Sir«, sachte Sachs.

Perkins blickte stirnrunzelnd auf. Offenbar unterbrach man eine Einsatzbesprechung nicht vor der allgemeinen Fragestunde. »Ja, was gibt es, Officer?«

»Tja, ich frag' mich bloß eins, Sir: Was ist mit dem Opfer?«

»Welchem? Der jungen Deutschen? Meinen Sie, wir sollten sie noch einmal befragen?«

»Nein, Sir. Ich meine das *nächste* Opfer.«

»Oh«, erwiderte Perkins, »wir sind uns durchaus bewußt, daß weitere Personen betroffen sein könnten.«

»Er hat in diesem Augenblick eins«, fuhr Sachs fort.

»Ist dem so?« Der SAC blickte zu Dellray, der die Achseln zuckte.
»Woher wissen Sie das?« fragte Perkins Sachs.

»Nun, ich weiß es nicht genau, Sir. Aber er hat am letzten Tatort Hinweise hinterlassen, und das hätte er nicht gemacht, wenn er nicht ein weiteres Opfer hätte. Beziehungsweise sich eins schnappen will.«

»Ist zur Kenntnis genommen, Officer«, fuhr der SAC fort. »Wir werden so schnell wie möglich tätig werden und dafür sorgen, daß den Betreffenden nichts geschieht.«

»Wir sind der Meinung, daß wir uns auf die Bestie selbst konzentrieren sollten«, sagte Dellray zu ihr.

»Detective Sachs -«, begann Perkins.

»Ich bin kein Detective, Sir. Ich gehöre zum Streifendienst.«

»Ja, gut«, entgegnete der SAC und blickte auf die Aktenstapel. »Es wäre vielleicht ganz hilfreich, wenn Sie uns Ihre Eindrücke vermitteln könnten.«

Dreißig Agenten wandten sich ihr zu. Darunter zwei Frauen.

»Erzählen Sie uns einfach, was Sie gesehen haben«, sagte Dellray und klemmte sich eine kalte Zigarette zwischen die vorstehenden Zähne.

Sie berichtete in einer kurzen Zusammenfassung von ihren Untersuchungen an den Tatorten und den Schlüssen, die Rhyme und Terry Dobyns daraus gezogen hatten. Die Mehrzahl der Agenten war offenbar beunruhigt über die merkwürdige Verhaltensweise des Unbekannten.

»Wie ein Spiel, verdammt noch mal«, murmelte ein Agent.

Ein anderer fragte, ob die Hinweise irgendwelche politischen Bot-schaften enthielten, die sich entziffern ließen.

»Tja, Sir, wir glauben wirklich nicht, daß es sich um einen Terroristen handelt«, beharrte Sachs.

Perkins wandte ihr seine ganze Aufmerksamkeit zu. »Eine Frage, Officer. Sie räumen doch ein, daß er schlau ist, dieser Unbekannte?«

»Sehr schlau.«

»Könnte es nicht sein, daß er doppelt blufft?«

»Wie meinen Sie das?«

»Sie glauben... oder besser gesagt, die Polizei glaubt, daß es sich lediglich um einen Irren handelt. Eine kriminelle Persönlichkeit, meine ich. Aber wäre es nicht möglich, zumal er doch so schlau ist, daß er Sie das glauben lassen möchte? Während es ihm um etwas anderes geht.«

»Was zum Beispiel?«

»Nehmen wir mal die Spuren, die er hinterlassen hat. Könnte es sich nicht um ein Ablenkungsmanöver handeln?«

»Nein, Sir, das sind Hinweise«, sagte Sachs. »Sie führen uns zu den Opfern.«

»Das ist mir klar«, erwiderte Thomas Perkins rasch. »Aber dadurch führt er uns zugleich auch von anderen Zielen weg, richtig?«

Darüber hatte sie noch nicht nachgedacht. »Möglich wäre das schon.«

»Chief Wilson hat zahlreiche Beamte, die dem UN-Sicherheitsdienst zugeteilt waren, abgezogen und auf diese Entführungsfälle angesetzt. Der Unbekannte könnte alle ablenken wollen, damit er sich unbehelligt seinem eigentlichen Ziel widmen kann.«

Sachs erinnerte sich, daß ihr am Nachmittag ein ähnlicher Gedanke gekommen war, als sie die vielen Suchtrupps an der Pearl Street gesehen hatte. »Und das wäre die UNO?«

»Wir gehen davon aus«, sagte Dellray »Womöglich wollen die Täter, die hinter dem Anschlag auf die UNESCO in London stecken, einen weiteren Versuch unternehmen.«

Was wiederum bedeutete, daß Rhyme in eine völlig falsche Richtung ermittelte. Dadurch war das Schuldgefühl, das sie belastete, etwas leichter zu ertragen.

»Nun, Officer, könnten Sie uns Ihre Fundstücke vielleicht im einzelnen erklären?« fragte Perkins.

Dellray gab ihr eine Liste, auf der alles aufgeführt war, was sie gefunden hatte, und sie ging sie Punkt für Punkt durch. Sachs nahm wahr, daß während ihres Vertrags ringsum hektisches Treiben herrschte - manche Agenten telefonierten, andere standen beisammen und flüsterten miteinander, manche machten sich Notizen. Doch als sie, mit einem Blick auf das Blatt, hinzufügte: »Und dann habe ich am letzten Tatort einen Fingerabdruck gesichert«, wurde es plötzlich mucksmäuschenstill. Sie blickte auf. Alle hatten ihr das Gesicht zugewandt, wirkten geradezu erschrocken - falls FBI-Agenten dazu in der Lage waren.

Hilflos blickte sie zu Dellray, der sie schief anschaute. »Wollen Sie damit etwa sagen, daß Sie einen Fingerabdruck haben?«

»Also, ja. Bei einer Rangelei mit dem letzten Opfer ist sein Handschuh runtergefallen, und als er ihn wieder aufgehoben hat, hat er offenbar den Boden berührt.«

»Wo ist er?« fragte Dellray schnell.

»Herrgott«, rief ein Agent. »Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?«

»Tja, ich-«

»Los, suchen Sie ihn!« rief jemand anderer.

Rundum wurden Stimmen laut.

Mit zitternden Händen wühlte Sachs zwischen den Beweismitteltüten herum und reichte Dellray die Polaroidaufnahme vom Fingerabdruck. Er hielt ihn hoch, musterte ihn eingehend. Zeigte ihn jemand anderem, vermutlich einem Fingerabdruckexperten. »Gut«, erklärte der Agent. »Absolut brauchbar, Stufe A.«

Sachs wußte, daß Fingerabdrücke je nach ihrer Qualität in drei Kategorien unterteilt waren, A, B und C, wobei letztere von den meisten Justizbehörden wegen zu geringer Beweiskraft nicht anerkannt wurde. Doch stolz auf die von ihr gesicherte Spur konnte sie nicht sein; zu deutlich war das allgemeine Mißfallen darüber, daß sie ihren Fund nicht schon früher erwähnt hatte.

Dann geschah vieles gleichzeitig. Dellray reichte das Foto einem Agenten, der zu einem Computer in der anderen Ecke des Büros rannte und das Polaroid in ein großes Gerät mit einer geschwungenen Platte legte, einen sogenannten Opti-Scan. Ein anderer Agent schaltete den Computer an und gab etliche Befehle ein, während Dellray zum Telefon griff. Ungeduldig klopfte er mit dem Fuß auf den Boden und senkte dann den Kopf, als sich jemand meldete.

»Ginnie, Dellray hier. Ich weiß, daß es einen Riesenstunk gibt, aber du mußt sämtliche Anfragen an AFIS-Nordost abblocken. Das Ding, das ich dir gleich durchgebe, hat absoluten Vorrang... Perkins ist hier. Er gibt sein Okay, und wenn das nicht reicht, ruf ich den Mann in Washington höchstpersönlich an... Es geht um die UN-Sache.«

Sachs wußte, daß sämtliche Polizeidienststellen im ganzen Land auf das Automatiche Fingerabdruck-Identifizierungs-System des FBI zurückgriffen. Dellray war gerade dabei, diesen ständigen Informationsaustausch lahmzulegen.

»Wir haben ihn im Scanner«, sagte der Agent am Computer. »Geben ihn jetzt durch.«

»Wie lange wird's dauern?«

»Zehn, fünfzehn Minuten.«

Dellray faltete die Hände. »Bitte, bitte, bitte.«

Rundum war der Teufel los. Sachs hörte, wie über Waffen gesprochen wurde, über Hubschrauber, Fahrzeuge, Verhandlungsspezialisten. Andere Agenten telefonierten, tippten an ihren Computern, rollten Karten auf, überprüften ihre Pistolen.

Perkins war am Telefon und sprach mit den Geiselbefreiungsspezialisten, vielleicht auch mit dem Direktor des FBI oder dem Bürgermeister. Vielleicht sogar mit dem Präsidenten. Wer konnte das schon wissen? »Ich hab' nicht gewußt, daß der Abdruck so wichtig ist«, sagte Sachs zu Dellray.

»So was ist immer wichtig. Jedenfalls seitdem es das AFIS gibt. Früher hat man die ganze Einstäuberei bloß aus Fez gemacht. Damit die Opfer und die Presse sehn, daß man irgendwas tut.«

»Sie machen wohl Witze.«

»Nee, ganz und gar nicht. Nehmen wir bloß mal New York City. Wenn man jemanden blind sucht - das heißt, wenn man keinen Verdächtigen hat -, und man macht es per Hand, braucht man fünfzig Jahre, bis man alle Z-Karten durch hat. Ohne Blödsinn. Bei 'ner automatischen Suche dauert's 'ne Viertelstunde. Früher hat man 'nen Verdächtigen allenfalls in zwei, drei Prozent aller Fälle identifizieren können. Heutzutage liegen wir bei etwa zwanzig Prozent. O ja, Fingerabdrücke sind Gold wert. Hat Rhyme das nicht erwähnt?«

»Er hat's bestimmt gewußt.«

»Und hat nicht alle Hebel in Bewegung gesetzt? Mannomann, der Typ baut ab.«

»Hören Sie, Officer«, rief Perkins, während er die Hand über den Hörer hielt, »dürfte ich Sie darum bitten, daß Sie jetzt die Registrierkarten ausfüllen? Ich möchte die Spuren ans PERT weiterleiten.«

PERT stand für Physical Evidence Response Team, die Spurenauflösungsabteilung des FBI, zu deren Aufbau, so erinnerte sich Sachs, man Lincoln Rhyme engagiert hatte.

»Klar. Mach' ich doch.«

»Mallory, Kemple, bringen Sie die Beweismittel in ein Büro und besorgen Sie für unseren Gast ein paar Registrierkarten. Haben Sie einen Stift, Officer?«

»Ja, hab' ich.«

Sie folgte den beiden Männern in ein kleines Büro, drückte nervös auf ihrem Kugelschreiber herum, während sie davonstoben und mit einem Packen Karten zurückkehrten. Sie setzte sich hin und riß die Packung auf.

Hinter ihr ertönte eine Stimme - Dellray, der wieder den Flippigen spielte, allem Anschein nach seine Lieblingsrolle. Auf der Fahrt hierher hatte ihn jemand als Chamäleon bezeichnet, und sie begriff allmählich, warum.

»Wir nennen ihn alle den Herrenreiter. Nix da - nicht, was Sie denken. Weil er so auf den Vorschriften rumreitet. Aber keine Sorge. Der is' ausgebuffter als alle anderen zusammen. Und was noch wichtig ist: Er kann Drähte bis nach Washington ziehn, und genau das muß man in so "nem Fall tun.« Dellray hielt sich die Zigarette unter die Nase und schnüffelte daran, als wäre es eine teure Zigarre. »Wissen Sie, Officer, Sie haben da was mächtig Schlaues gemacht.«

»Was denn?«

»Daß Sie raus sind aus dem Streifendienst. Das ist doch nichts.« Das schmale, glänzende Gesicht, das nur um die Augen ein paar Falten aufwies, wirkte zum erstenmal aufrichtig. »Die Presseabteilung ist das Beste, was Ihnen passieren kann. Dort können Sie sich nützlich machen, ohne sich dabei aufzureiben. Denn darauf läuft's nämlich raus. Dieser Job reibt einen auf.«

Eins der letzten Opfer, das Schneiders wahnwitzige Umrübe forderten, war ein junger Mann namens Ortega, ein Geschäftsmann aus Mexiko-Stadt, der sich in Manhattan niedergelassen hatte, nachdem auf Grund der politischen Unruhen in seiner Heimat (der allseits bekannte Populistenauftand, der ein Jahr zuvor ausgebrochen war) jeglicher Handel zum Erliegen gekommen war. Der ehrgeizige Unternehmer weilt kaum eine Woche in der Stadt, als er spurlos verschwand. Bald darauf erfuhr die Obrigkeit, daß er letztmals vor einer Taverne an der West Side gesehen worden war, worauf man augenblicklich argwöhnte, daß auch er Schneider zum Opfer gefallen sein konnte. Dies war, wie sich herausstellen sollte, leider der Fall.

Der Knochensammler fuhr eine Viertelstunde die Straßen rund um das Universitätsviertel am Washington Square ab. Jede Menge Menschen unterwegs. Aber hauptsächlich junge Leute. Studenten, die in den Semesterferien Kurse belegt hatten. Skateboardfahrer. Rundum Trubel und ausgelassenes Treiben. Straßenmusikanten, Jongleure, Akrobaten. Es erinnerte ihn an die »Museen« drunter an der Bowery, die im 19. Jahrhundert so beliebt gewesen waren. Selbstverständlich waren das keine Museen im herkömmlichen Sinn gewesen, sondern Tingeltangelshows, Monstrositätenkabinette, obskure Läden und fliegende Händler, bei denen man buchstäblich alles kaufen konnte, von Aktpostkarten bis zu echten Splittern vom Kreuz des Herrn.

Ein-, zweimal fuhr er langsamer, aber offenbar brauchte hier niemand ein Taxi, oder keiner konnte sich eins leisten. Er steuerte gen Süden.

Schneider band dem unglücklichen Ortega Ziegelsteine an die Füße und wälzte ihn in das brackige Wasser unter einem Pier am Hudson River, auf daß die Fische den Leichnam bis auf die blanken Knochen abnagten. Zwei Wochen nach Señor Ortegas Verschwinden wurde die Leiche gefunden, doch ließ sich nicht mehr feststellen, ob das unselige Opfer bereits tot oder noch im Vollbesitz seiner Sinne gewesen war, als es ins Wasser geworfen wurde. Doch man vermutete,

dafß letzteres der Fall war, denn Schneider hatte sein Opfer grausamerweise gerade so festgebunden, daß sein Gesicht sich wenige Zentimeter unter dem Wasserspiegel befunden haben mußte, und ohne jeden Zweifel schlug Senor Ortega wild um sich, während er zur rettenden Atemluft hinaufblickte.

Der Knochensammler sah einen ausgezehrten jungen Mann am Bordstein stehen. Aids, dachte er. Aber seine Knochen waren heil - und so klar erkennbar. Seine Knochen waren unvergänglich ... Der Mann wollte kein Taxi. Der Knochensammler fuhr weiter und beobachtete die dürre Gestalt noch eine Zeitlang im Rückspiegel.

Im letzten Moment sah er den älteren Mann, der vor ihm auf die Straße trat und ihn heranwinkte. Er konnte gerade noch ausweichen. Der Mann sprang zurück, und das Taxi blieb mit quietschenden Reifen unmittelbar vor ihm stehen.

Der Mann öffnete die hintere Tür und beugte sich herein. »Sie sollten lieber nach vorne gucken.« Es klang belehrend, keineswegs aufgebracht.

»'tschuldigung«, murmelte der Knochensammler zerknirscht.

Der Mann zögerte einen Moment, schaute die Straße entlang, sah aber kein anderes Taxi. Er stieg ein.

Schlug die Tür zu.

Alt und dürr, dachte der Knochensammler. Die Haut müßte wie Seide über die Knochen gleiten.

»Wohin soll's gehen?« rief er.

»Zur East Side.«

»Wird gemacht«, sagte er, zog die Skimaske über und schlug das Lenkrad scharf nach rechts ein. Das Taxi entfernte sich in Richtung Westen.

DIE TOCHTER DES STREIFENPOLIZISTEN

Umstoßen, umstoßen, umstoßen! Das ist die Maxime von New York ... Nicht einmal die Gebeine unserer Vorfahren dürfen ein Vierteljahrhundert in Frieden ruhen, und die eine Generation scheint geflissenlich sämtliche Hinterlassenschaften jener tilgen zu wollen, die vor ihnen da waren.

Philip Hone, Bürgermeister von New York, Tagebuch, 1845

ACHTZEHN

»Gib mir noch einen, Lon.«

Rhyme trank mittels eines Strohhalms, Sellitto aus dem Glas. Beide genossen den rauchigen Whisky pur. Der Detective ließ sich in den knarrenden Rattansessel sinken, und Rhyme stellte fest, daß er ein wenig wie Peter Lorre in *Casablanca* aussah.

Terry Dobyns war gegangen - nachdem er ein paar bittere psychologische Kommentare über Narzißmus und das Verhalten von FBI-Angestellten abgegeben hatte. Jerry Banks war ebenfalls aufgebrochen. Mel Cooper war immer noch dabei, seine Geräte zu zerlegen und sorgfältig wieder einzupacken.

»Der ist gut, Lincoln.« Sellitto trank einen Schluck Scotch. »Gott. Dieses Zeug kann ich mir nicht leisten. Wie alt ist der?«

»Zwanzig Jahre, glaube ich.«

Der Detective betrachtete den goldbraunen Whisky »Verdammter, wenn das eine Frau wäre, war's ein Vollweib mit allem, was dazugehört.«

»Verrat mir eins, Lon: Was hatte es bloß mit Pollings Koller auf sich?«

»Der kleine Jimmy?« Sellitto lachte. »Der steckt jetzt in der Breddouille. Er war derjenige, der sich dafür eingesetzt hat, daß Peretti von dem Fall abgezogen wird und das FBI ihn nicht in die Hände bekommt. Der steht jetzt echt im Regen. Hat auch nach dir verlangt, und das hat einiges gekostet. Ein paar Leute haben sich dabei echt übergangen gefühlt. Das hat jetzt nichts mit dir persönlich zu tun, sondern damit, daß ein Zivilist zu so 'nem heißen Fall zugezogen wird.«

»Polling hat nach mir verlangt? Ich dachte, es war der Chef.«

»Stimmt schon, aber Polling hat ihm diesen Floh ins Ohr gesetzt.

Er hat angerufen, sobald er gehört hat, daß es eine Entführung gab und daß man am Tatort getürkte Spuren gefunden hat.«

Und er wollte ihn haben? Rhyme wunderte sich. Das war merkwürdig. Rhyme hatte in den letzten Jahren keinerlei Kontakt zu Polling gehabt, hatte ihn seit den Ermittlungen wegen der Polizistenmorde, in deren Verlauf Rhyme verunglückt war, nicht mehr gesehen. Polling war es gewesen, der den Fall bearbeitet und Dan Shepherd schließlich festgenommen hatte.

»Scheint dich zu überraschen«, sagte Sellitto.

»Daß er nach mir verlangt hat? Tut es auch. Wir hatten nicht gerade das beste Verhältnis zueinander. Früher jedenfalls nicht.«

»Wie das?«

»Ich habe ein 14-43 gegen ihn eingereicht.«

Das offizielle Beschwerdeformular der New Yorker Polizei.

»Vor fünf, sechs Jahren. Er war damals Lieutenant, und ich habe ihn dabei ertappt, wie er einen Verdächtigen an einem gesicherten Tatort vernommen hat. Hat die Spuren gefährdet. Mir ist der Gaul durchgegangen. Habe Meldung gemacht, und in seiner internen Beurteilung ist auf den Vorfall verwiesen worden - als er seinerzeit einen unbewaffneten Verdächtigen umgelegt hat.«

»Nun ja, ich nehme an, das ist alles vergeben und vergessen, denn er wollte dich unbedingt dabeihaben.«

»Lon, würdest du einen Anruf für mich erledigen?«

»Klar.«

»Nein«, sagte Thom und nahm dem Detective das Telefon aus der Hand. »Er soll es selber machen.«

»Ich hatte noch keine Zeit, mich damit zu befassen«, sagte Rhyme und deutete mit dem Kopf auf die elektronische Wählhilfevorrichtung, die Thom tagsüber angeschlossen hatte.

»Du hast dir keine Zeit dafür *genommen*. Großer Unterschied. Wen willst du anrufen?«

»Berger.«

»Nein, das wirst du nicht«, sagte Thom. »Es ist spätnachts.«

»Die Uhr kann ich mittlerweile selber lesen«, erwiderte Rhyme ungerührt. »Ruf ihn an. Er wohnt im Plaza.«

»Nein.«

»Ich habe dich gebeten, ihn anzurufen.«

»Hier.« Der Adlatus knallte ein Blatt Papier auf die hintere Tischseite, doch Rhyme konnte es mühelos lesen. Lincoln Rhyme mochte viele Fähigkeiten verloren haben, doch sehen konnte er noch ebensogut wie ein junger Mann. Er betätigte mit der Wange den Joystick und wählte die Nummer. Es war einfacher, als er dachte, doch er ließ sich absichtlich Zeit und grummelte fortwährend vor sich hin. Thom ging nach unten, ohne sich einen Deut darum zu kümmern.

Berger war nicht auf seinem Hotelzimmer. Rhyme unterbrach die Verbindung, stinksauer, daß er den Hörer nicht auf die Gabel knallen konnte.

»Ärger?«

»Nein«, knurrte Rhyme.

Wo steckte er? dachte Rhyme gereizt. Es war spätnachts. Berger müßte inzwischen auf seinem Zimmer sein. Rhyme ertappte sich bei einem merkwürdigen Gefühl - Eifersucht, weil *sein* Sterbearzt noch unterwegs war und möglicherweise einem anderen zum Tod verhalf.

Sellitto kicherte plötzlich leise vor sich hin. Rhyme blickte auf. Der Polizist aß einen Schokoriegel. Er hatte vergessen, daß der stattliche Mann sich schon damals, als sie noch zusammen gearbeitet hatten, hauptsächlich von solchem Zeug ernährt hatte. »Mir ist gerade was eingefallen. Kannst du dich noch an Bennie Ponzo erinnern?«

»Die OK-Zielfahndungsgruppe vor zehn, zwölf Jahren?«

»Genau.«

Rhyme hatte der Einsatz gegen das organisierte Verbrechen Spaß gemacht. Die Täter waren Profis. Die Tatorte eine echte Herausforderung. Und die Opfer waren selten unschuldig.

»Wer war das?« fragte Mel Cooper.

»Ein Killer aus Bay Ridge«, sagte Sellitto. »Weißt du noch, wie er Schokobrot haben wollte, nachdem wir ihn eingebuchtet hatten?«

Rhyme nickte lachend.

»Was hat's damit auf sich?« fragte Cooper.

»Also«, sagte Sellitto, »wir sind drunter in der Zentrale im Arrestraum, Lincoln, ich und noch zwei andere Jungs. Und Bennie - weißt du noch, ein Riesenkerl - war richtig zusammengesackt und hat sich den Bauch gehalten. Und mit einemmal jammert er los: >Oje, hab' ich Hunger, ich möchte 'n Schokobrot.< Und wir schauen einander an, und ich sag': >Was ist denn ein Schokobrot?< Und er schaut mich an, als kam' ich vom Mond, und sagt: >Na, was wohl? Man nimmt 'n Schokoriegel, klemmt ihn zwischen zwei Scheiben Brot und beißt rein. Das ist 'n Schokobrot.<«

Sie lachten. Sellitto hielt den Riegel zuerst Cooper hin, der den Kopf schüttelte, und dann Rhyme, der plötzlich eine unbändige Lust hatte, ein Stück abzubeißen. Er hatte seit über einem Jahr keine Schokolade mehr gegessen. Er mied derartige Kost - Zucker, Süßigkeiten. Ungesunde Nahrung. Diese Kleinigkeiten waren es, die am schwersten zu ertragen waren, die einen am meisten bedrückten und einem letztendlich die Lust am Leben nahmen. Gut, er würde nie tauchen gehen oder in den Alpen herumklettern. Na und? Das tun viele nicht. Aber jeder Mensch kann sich die Zähne putzen, zum Zahnarzt gehen, sich eine Plombe einsetzen lassen, mit der U-Bahn nach Hause fahren. Jeder kann sich einen Erdnußkrümel aus dem Backenzahn pulen, wenn niemand zuguckt.

Alle außer Lincoln Rhyme.

Er schüttelte den Kopf und trank einen großen Schluck Scotch. Sein Blick wanderte wieder zum Computerbildschirm, und ihm fiel der Abschiedsbrief an Blaine ein, den er heute morgen verfaßt hatte, ehe er von Sellitto und Banks unterbrochen worden war. Er wollte auch noch ein paar andere Briefe schreiben.

Einen hatte er bisher auf die lange Bank geschoben - den an Peter Taylor, seinen Rückenmarkspezialisten. Wenn Taylor und Rhyme

sich unterhielten, ging es zumeist nicht um den Zustand des Patienten, sondern ums Sterben. Taylor war gegen jegliche Sterbehilfe. Rhyme hatte das Gefühl, daß er ihm eine Erklärung schuldig war, weshalb er sich für den Selbstmord entschieden hatte.

Und Amelia Sachs?

Auch die Tochter des Streifenpolizisten sollte einen Brief erhalten.

Krüppel sind großzügig, Krüppel sind nett, Krüppel sind eisern ...

Vor allem aber können Krüppel vergeben.

Liebe Amelia, Meine

liebe Amelia, Amelia,

Lieber Officer Sachs,

nachdem wir das Vergnügen hatten, miteinander zu arbeiten, möchte ich Ihnen bei dieser Gelegenheit mitteilen, daß ich Ihnen, obzwar ich Sie für eine Verräterin halte, Ihre Judastat vergebe. Darüber hinaus wünsche ich Ihnen alles Gute für Ihren künftigen beruflichen Werdegang als arschkriechende Pressetante...

»Weißt du über sie Bescheid, Lon? Sachs meine ich.«

»Abgesehen davon, daß sie höllisch aufbrausend sein kann, weiß ich so gut wie gar nichts.« »Ist sie verheiratet?«

»Nee. Bei dem Gesicht und der Figur müßte man meinen, daß sie sich mittlerweile irgendein gutaussehendes Mannsbild geschnappt haben müßte. Aber die läßt sich nicht mal ausführen. Wir haben gehört, daß sie vor ein paar Jahren mit jemandem zusammen war, aber sie spricht nicht darüber.« Er senkte die Stimme. »Angeblich soll sie 'ne Lesbe sein. Aber mit so was kenne ich mich nicht aus - wenn mir nach Gesellschaft zumute ist, geh' ich am Samstag abend in den Waschsalon und reiß' 'ne Frau auf. He, das funktioniert. Was soll ich sagen?«

Sie müssen lernen, die Toten ruhen zu lassen ...

Rhyme mußte an ihre Miene denken, als er das zu ihr gesagt hatte. Was hatte das zu bedeuten? Mit einemmal wurde er wütend auf sich, weil er überhaupt an sie dachte. Und er gönnte sich einen tüchtigen Schluck Scotch.

Die Türklingel schellte, dann ertönten Schritte auf der Treppe. Rhyme und Sellitto schauten zur Tür. Der Lärm stammte von den Stiefeln eines großen Mannes, der Reithosen und einen blauen Helm trug. Einer der berittenen Elite-Polizisten. Er überreichte Sellitto einen dicken Umschlag und stieg wieder die Treppe hinab.

Der Detective öffnete ihn. »Mal schaun, was wir hier haben.« Er kippte den Inhalt auf den Tisch. Unwirsch blickte Rhyme darauf. Drei oder vier Dutzend Plastiktüten, wie sie zum Sichern von Beweismitteln verwendet wurden, allesamt mit Etiketten versehen. Jede enthielt ein Stück Cellophan - das Verpackungsmaterial der Kalbshaxen, die von den Kräften des Einsatzkommandos in ihrem Auftrag gekauft worden waren.

»Eine Nachricht von Haumann.« Er las vor. »>An: L. Rhyme, L. Sellitto. Von: B. Haumann, TSEK.<«

»Was heißt das denn?« fragte Cooper. Die Polizei hat eine Vorliebe für Abkürzungen und Akronyme. Ein EUF beispielsweise - ein Einsatz-Unterstützungsfahrzeug - ist ein Mannschaftswagen. Ein IEK - ein improvisierter Explosivkörper - ist eine selbstgebastelte Bombe. Doch TSEK war etwas Neues. Rhyme zuckte die Achseln.

Sellitto las kichernd weiter: »>Taktisches Supermarkt-Einsatzkommando. Betr.: Kalbshaxen. Bei Fahndung im gesamten Stadtgebiet wurden sechsundvierzig Spurenverursacher festgestellt, die allesamt unter minimaler Anwendung von Zwangsmitteln überwältigt und dingfest gemacht werden konnten. Wir haben ihnen ihre Rechte vorgelesen und sie zur weiteren Verwahrung in die Küche von Officer T.P Giancarlos Mutter verbracht. Nach Abschluß der Vernehmungen werden ein halbes Dutzend Verdächtige in Ihre Obhut

überstellt. Dreißig Minuten lang bei hundertachtzig Grad erhitzen.«

Rhyme lachte. Dann trank er einen weiteren Schluck Scotch, genoß den Geschmack. Das rauchige Aroma des Whisky würde ihm fehlen. (Doch wie konnte einem etwas fehlen, wenn man in den ewigen Schlaf sank, nichts mehr spürte und empfand? So, wie man auch bei einer Spur nicht beurteilen konnte, was einem fehlte, wenn das entscheidende Grundmuster nicht vorhanden war.)

Cooper breitete einen Teil der Plastiktüten vor sich aus. »Sechzehn und vierzig Cellophanproben. Von jeder Kette und jedem größeren unabhängigen Händler eine.«

Rhyme betrachtete die Proben. Die Bestimmung von Cellophan war heikel - der an dem Kalbsknochen gefundene Fetzen würde natürlich nicht hundertprozentig mit einem dieser Muster übereinstimmen. Doch da der Zentraleinkauf für sämtliche Läden die gleiche Ware kauft, konnten sie vielleicht herausfinden, bei welcher *Kette* Nummer 238 das Fleisch erworben hatte, und so die Gegend eingrenzen, in der er möglicherweise wohnte. Vielleicht sollte er die Spurenauswertung beim FBI anrufen und -

Nein, nein. Denk dran: Es ist jetzt ihr Scheißfall.

»Pack sie ein und verfrachte sie zu unseren Brüdern vom FBI«, wies Rhyme Cooper an.

Rhyme versuchte seinen Computer abzuschalten, erwischte aber mit dem gelegentlich etwas widerspenstigen Ringfinger den falschen Knopf. Ein lautes Quäken drang aus dem Telefonlautsprecher.

»Mist«, brummte Rhyme wütend. »Scheißtechnik.«

Sellitto, den Rhymes Unmutsausbruch etwas beunruhigte, betrachtete sein Glas. »Verdammt, Linc«, sagte er scherzend, »so ein guter Scotch sollte einen doch sanftmütig stimmen.«

»Gute Nachricht«, erwiderte Thom säuerlich. »Er *ist* sanftmütig.«

Er parkte dicht neben dem großen Abflußrohr. Als er aus dem Taxi stieg, roch er das faulig stinkende Wasser. Sie

befanden sich in einer Sackgasse, die zu dem dicken Abwasserrohr führte, das vom West Side Highway bis zum Hudson River verlief. Hier konnte sie keiner sehen.

Der Knochensammler ging zur Rückseite des Taxis und musterte seinen betagten Gefangenen mit Wohlgefallen. Mit dem gleichen Genuß, mit dem er die junge, vor das Dampfrohr gefesselte Frau betrachtet hatte. Und die am Morgen neben den Bahngleisen aus dem Boden ragende Hand.

Er schaute ihm in die Augen, aus denen die nackte Angst sprach. Der Mann war dürrer, als er gedacht hatte. Grauer. Hatte zerzauste Haare.

Altes Fleisch, doch junge Knochen ...

Der Mann wich zurück und verschränkte abwehrend die Arme vor der schmalen Brust.

Der Knochensammler öffnete die Hintertür und drückte dem Mann die Pistole ans Brustbein.

»Bitte«, flüsterte der Gefangene mit bebender Stimme. »Ich habe nicht viel Geld, aber Sie können alles haben. Wir können zu einem Bankautomaten gehen. Ich -«

»Aussteigen.«

»Bitte, tun Sie mir nichts.«

Der Knochensammler unterstrich seine Aufforderung mit einer knappen Kopfbewegung. Der schmächtige Mann blickte sich unglücklich um, dann befolgte er den Befehl. Geduckt stand er neben dem Wagen, hatte noch immer die Arme verschränkt und zitterte trotz der gnadenlosen Hitze.

»Warum tun Sie das?«

Der Knochensammler trat zurück und tastete in seiner Hosentasche nach den Handschellen. Wegen der dicken Handschuhe dauerte es einen Moment, bis er die verchromten Kettenglieder fand. Als er sie herausholte, meinte er einen Viermaster zu sehen, der den Hudson hinauffuhr. Die Strömung war hier nicht so stark wie am East River, wo Segelschiffe nur mit größter Mühe von den Kais East,

Montgomery oder Out Ward Wharf aus flussaufwärts fahren konnten. Er kniff die Augen zusammen. Nein, Moment - es war kein Segelboot, es war ein Kabinenkreuzer, auf dessen Vorderdeck Yuppies herumlungerten.

Als er dem Mann die Handschellen anlegen wollte, packte ihn dieser am Hemd und zerrte mit aller Kraft daran. »Bitte, ich wollte gerade ins Krankenhaus. Deswegen hab' ich Sie angehalten. Ich habe Schmerzen in der Brust.«

»Maul halten.«

Doch plötzlich streckte der Mann die mit Leberflecken übersäten Hände nach dem Gesicht des Knochensammlers aus, bekam ihn am Hals und an der Schulter zu fassen und drückte fest zu. Ein jäher Schmerz strahlte von der Stelle aus, wo sich die gelben Fingernägel in seine Haut gruben. Wütend riß er die Hände seines Opfers weg und fesselte sie.

Er zog ihm ein Stück Klebeband über den Mund und zerrte ihn über die Kiesböschung hinunter zu der Rohrmündung mit etwa einem Meter achtzig Durchmesser. Dort blieb er stehen und musterte den Mann.

Sollte ein leichtes sein, dich zu entbeinen, vom Fleisch zu befreien.

Bis auf die Knochen ... er wollte sie berühren. Sie hören.

Er hob die Hand seines Opfers. Der Mann starrte ihn mit entsetzten Augen an; seine Lippen zitterten. Der Knochensammler strich über die Finger des Opfers und betastete die einzelnen Glieder. Er wünschte, er könnte den Handschuh ausziehen, traute sich aber nicht. Dann hob er die Hand des Mannes noch ein Stück höher und drückte sie an sein Ohr.

»Was -«

Er legte die linke Hand um den kleinen Finger seines Opfers und bog ihn langsam nach hinten, bis der spröde Knochen mit einem dumpfen Knacken brach. Ein angenehmer Ton. Der Mann schrie auf, doch nur ein gedämpfter Laut drang durch das Klebeband. Dann sackte er zu Boden.

Der Knochensammler zog ihn wieder auf die Beine und führte den torkelnden Mann in das Rohr hinein. Er stieß ihn vorwärts.

Sie kamen unter dem alten, verfallenen Pier heraus. Es war ein wi derwärtiger Ort, übersät mit den verwesenden Leibern toter Fische und anderer Tiere, dazu allerlei Müll und Abfälle. Die feuchten Steine waren mit einer graugrünen Algenschicht überzogen, und auf dem Wasser wiegte sich träge ein Büschel Seetang. Trotz der Hitze, die selbst zur Abendstunde noch über der Stadt hing, war es hier unten so kalt wie an einem Tag im März.

Senor Ortega...

Er stieß den Mann in den Fluß, fesselte ihn an einen Stützpfeiler des Piers und überzeugte sich, daß die Handschellen eng anlagen. Das graue Gesicht seines Gefangenen befand sich noch knapp einen Meter über dem Wasserspiegel. Der Knochensammler ging vorsichtig über die glitschigen Steine hinweg zum Abflußrohr. Er drehte sich um, blieb einen Moment stehen und schaute zurück. Bei den anderen war es ihm gleichgültig gewesen, ob die Konstabler sie fanden oder nicht. Bei Hanna, bei der Frau im Taxi. Aber diesmal ... Der Knochensammler hoffte, daß sie den hier nicht rechtzeitig fanden. Genaugenommen sollten sie ihn überhaupt nicht finden. Damit er in ein, zwei Monaten zurückkommen und nachsehen konnte, ob der Fluß tatsächlich nur das blanke Skelett übrig gelassen hatte.

Als er wieder auf der kiesbestreuten Zufahrt war, nahm er die Maske ab und hinterließ unweit der Stelle, an der er geparkt hatte, die Hinweise auf den nächsten Tatort. Er war ärgerlich, regelrecht wütend auf die Konstabler, deshalb versteckte er die Hinweise diesmal. Und er fügte eine besondere Überraschung hinzu. Etwas, was er eigens für sie aufgehoben hatte. Der Knochensammler kehrte zum Taxi zurück.

Ein leichter Wind ging, der den säuerlichen Geruch des Flußwassers zu ihm herantrug. Und das Säuseln der Gräser und das allgemeinwährtige Rauschen des Verkehrs.

Wie Schmirgelpapier auf Knochen.

Er blieb stehen und horchte auf das Geräusch, legte den Kopf leicht schief und schaute zu den Lichtern der Stadt. Es mußten Milliarden sein, die sich wie ein Sternenmeer gen Norden erstreckten. In diesem Augenblick kam eine Frau den Joggingpfad neben dem Abflußrohr entlanggetrabt und wäre beinahe mit ihm zusammengesprallt.

Die dünne, braunhaarige Frau in lila Shorts und Oberteil wich ihm im letzten Moment aus. Keuchend blieb sie stehen und wischte sich den Schweiß vom Gesicht. Gut in Form - stramme Muskeln -, aber nicht gerade hübsch. Hakennase, breiter Mund, unreine Haut.

Doch darunter ...

»Sie sollten ... Sie dürfen hier nicht parken. Das ist ein Joggingpfad ...«

Die Worte verklangen, und ihr Blick wurde ängstlich, zuckte von seinem Gesicht zum Taxi und dann zu der zusammengeknüllten Skimaske in seiner Hand.

Sie wußte, wer er war. Er lächelte, nahm ihr bemerkenswert ausgeprägtes Schlüsselbein wahr.

Sie schob den rechten Fuß etwas vor und belastete ihn, um im nächsten Moment loszusprinten. Doch er kam ihr zuvor. Er duckte sich, als wollte er sie anspringen, und als sie einen kurzen Schrei aussieß und die Arme senkte, um ihn abzublocken, richtete sich der Knochensammler blitzschnell auf und rammte ihr den Ellbogen an die Schläfe. Ein lautes Knacken ertönte, wie von einem einschnappenden Sicherheitsgurt.

Sie stürzte auf den Kies und blieb reglos liegen. Erschrocken ging der Knochensammler in die Knie und nahm ihren Kopf in die Hände. »Nein, nein, nein«, stöhnte er. Er war wütend auf sich, weil er so fest zugeschlagen hatte; er befürchtete, daß er den herrlichen Schädel zerstört haben könnte, der sich unter dem strähnigen Haar und dem unansehnlichen Gesicht verbarg.

Amelia Sachs füllte eine weitere Registrierkarte aus und machte dann eine Pause. Sie stand auf, entdeckte einen Münzautomaten und ließ

sich einen Pappbecher Kaffee heraus, der abscheulich schmeckte. Dann kehrte sie in das fensterlose Büro zurück und betrachtete die Spuren, die sie gesammelt hatte.

Sie empfand eine merkwürdige Verbundenheit mit dieser makabren Kollektion. Vielleicht wegen alldem, was sie durchgemacht hatte, um sie zusammenzutragen - ihre Gelenke schmerzten, und sie erschauderte noch immer, wenn sie an das verscharre Opfer von heute morgen dachte, an die blutige Hand und an T. J. Colfax' verbrühtes Fleisch. Bis dahin hatten ihr Spuren nichts bedeutet. Spurenlehre, das waren langweilige Unterrichtsstunden an trägen Frühlingsnachmittagen auf der Akademie. Spurenlehre, das war Mathe-matik, nichts als Gleichungen und Tabellen, wissenschaftliche Arbeit. Tote Materie.

Nein, Amelia Sachs wollte lieber mit Menschen zu tun haben. Auf Streife gehen, Störenfriede zur Ordnung rufen, Drogensüchtige und Dealer aus dem Verkehr ziehen. Dafür sorgen, daß die Menschen Achtung vor dem Gesetz hatten - wie ihr Vater. Oder sie ihnen einbleuen. Wie der hübsche Nick Carelli, mit fünf Dienstjahren schon ein alter Hase, der Star der Abteilung Straßenkriminalität, der der Welt mit einem lässigen Lächeln begegnete.

Genau so wollte sie werden.

Sie blickte auf das spröde braune Blatt, das sie im Tunnel bei den alten Viehhöfen gefunden hatte. Einer der Hinweise, die der Unbekannte für sie hinterlassen hatte. Und hier war auch die Unterwäsche. Ihr fiel wieder ein, daß die FBI-Leute die Beweismittel an sich gerissen hatten, bevor Cooper die Probe in dem ... wie hieß der Apparat gleich wieder? Chromatograph? Sie fragte sich, mit welcher Flüssigkeit die Baumwolle getränkt sein mochte.

Doch diese Überlegungen erinnerten sie an Lincoln Rhyme, und an den wollte sie im Augenblick nicht denken.

Sie füllte die übrigen Registrierkarten aus. Auf jeder Karte befand sich eine Reihe leerer Spalten, in die sich nacheinander jeder eintrug, der mit dem Beweismittel in Berührung kam - vom Auffinden der

Spur bis zur Gerichtsverhandlung. Sachs hatte schon etliche Male Beweismittel befördert, daher war ihr Name schon mehrmals auf diesen Registrierkarten aufgetaucht. Doch jetzt stand *A. Sachs*, *NYPD 5885* zum erstenmal an vorderster Stelle.

Wieder nahm sie die Plastiktüte, die das Blatt enthielt, in die Hand.

Er hatte es berührt. *Er*. Der Mann, der T. J. Colfax umgebracht hatte. Der Monelle Gergers Arm festgehalten und tief ins Fleisch geschnitten hatte. Der jetzt wieder unterwegs war und sich ein weiteres Opfer suchte - wenn er nicht schon eins in seiner Gewalt hatte.

Der heute morgen den armen Mann begraben und ihn vergebens um Gnade hatte winken lassen.

Sie dachte an das Locardsche Prinzip: Wenn Menschen miteinander in Berührung kommen, gibt jeder irgend etwas an den anderen weiter. Etwas Großes, oder auch nur eine Kleinigkeit. Höchstwahrscheinlich wußten die meisten nicht einmal, was.

War auch etwas vom Unbekannten Nummer 238 auf dieses Blatt gelangt? Eine Hautzelle? Ein Schweißtropfen? Es war ein faszinierender Gedanke. Atemberaubend, spannend, furchterregend, so als wäre der Mörder hier in diesem winzigen, stickigen Raum.

Zurück zu den Registrierkarten. Sie füllte sie zehn Minuten lang aus und war gerade mit der letzten fertig, als die Tür aufgerissen wurde. Erschrocken fuhr sie herum.

Fred Dellray stand in der Tür. Er hatte das grüne Sakko abgelegt, trug ein zerknittertes Hemd und knetete mit den Fingern die Zigarette hinter seinem Ohr. »Stoßen Sie in ein, zwei Minuten zu uns, Officer. Es ist soweit. Hab' gedacht, Sie möchten vielleicht dabeisein.«

Sachs trabte zwei Schritte hinter ihm durch den kurzen Korridor.

»Die AFIS-Auswertung kommt grade rein«, sagte Dellray.

In der Einsatzzentrale ging es noch hektischer zu als vorhin. Zahlreiche Agenten, allesamt ohne Jacke, wuselten zwischen den Schreibtischen herum. Sie trugen ihre Dienstwaffen - schwere 10mm Sig-Sauer und .45er Smith & Wessen-Automatik. Eine weitere Handvoll Männer scharte sich um den Computer neben dem Opti-Scan.

Sachs hatte die Art nicht gefallen, wie Dellray ihnen den Fall aus der Hand genommen hatte, doch sie mußte zugeben, daß er trotz seines losen Mundwerks, der lockeren Sprüche und des flippigen Benehmens ein verdammt guter Cop war. Allerlei Agenten - junge und alte - wandten sich mit Fragen an ihn, und er stand ihnen geduldig Rede und Antwort. Er riß das nächstbeste Telefon an sich und beschimpfte oder umgarnte denjenigen, der am anderen Ende war, bis er alles bekam, was er brauchte. Manchmal blickte er über das hektische Treiben hinweg und brüllte: »Schnappen wir diesen Arschsack? Jawoll, jede Wette, daß wir ihn kriegen.« Und seine piekfeinen Mitstreiter warfen ihm unbehagliche Blicke zu, waren aber offensichtlich der Meinung, wenn ihn jemand schnappen konnte, dann Dellray

»Hier, jetzt kommt es durch«, rief ein Agent.

»Stellt mir eine Verbindung mit den Kfz-Zulassungsstellen von New York, New Jersey und Connecticut her. Dazu Strafvollzugsbehörden und Bewährungshilfe. Die Einwanderungsbehörde ebenfalls. Sagt ihnen, sie sollen sich für eine Personenanfrage bereithalten. Alles andere zurückstellen.«

Mehrere Agenten rasten los und klemmten sich ans Telefon.

Der Bildschirm flackerte auf.

Sie traute ihren Augen kaum, als sie sah, das Dellray beschwörend die Finger über Kreuz hielt.

Totenstille kehrte ein.

»Hab' ihn!« schrie der Agent am Computer.

»Jetzt iss'er kein Unbekannter mehr«, meldete Dellray mit melodisem Singsang und beugte sich zu dem Computer hinab. »Hört zu, Leute. Wir haben den Namen: Victor Pietrs. Geboren 1948 in New York. Die Eltern stammen aus Belgrad. Wir haben's also mit einer Serben-Connection zu tun. Die Personalien verdanken wir der New Yorker Strafvollzugsbehörde. Verurteilt wegen Drogenbesitzes, Körperverletzung, einmal mit Todesfolge. Hat zwei Haftstrafen verbüßt. Okay, hört euch das an - war dreimal in psychiatrischer Be-

handlung, jedesmal auf behördliche Anordnung. Eingewiesen ins Bellevue und in die psychiatrische Klinik von Manhattan. Letztmals vor drei Jahren entlassen. Zuletzt wohnhaft in Washington Heights.«

Er blickte auf. »Wer ist für die Telefongesellschaften zuständig?«

Mehrere Agenten hoben die Hände.

»Ruft sie an«, befahl Dellray.

Fünf endlose Minuten vergingen.

»Nichts. Keine Nummer im New Yorker Telefonverzeichnis.«

»Jersey hat nichts«, meldete sich ein anderer Agent.

»Connecticut negativ.«

»Scheiß die Wand an«, knurrte Dellray. »Spielt mit dem Namen. Probiert alle möglichen Variationen durch. Und erkundigt euch nach Anschlägen, die im letzten Jahr wegen nicht bezahlter Rechnungen abgeschaltet wurden.«

Mehrere Minuten lang herrschte Stimmengewirr.

Dellray ging wie ein Besessener auf und ab, und Sachs wurde allmählich klar, weshalb er so dürr war.

Plötzlich rief ein Agent. »Hab' ihn!«

Alle drehten sich zu ihm um.

»Bin mit der Kfz-Zulassung New York verbunden«, rief ein anderer Agent. »Die haben ihn. Kommt gerade durch ... Er ist Taxifahrer. Hat einen P-Schein.«

»Wieso überrascht mich das nicht?« murmelte Dellray. »Hätt' ich mir denken können. Wo wohnt er?«

»Morningside Heights. Eine Straße vom Fluß entfernt.« Der Agent schrieb die Adresse auf und hielt den Zettel hoch. Dellray riß ihn im Vorbeigehen an sich. »Kenn' die Gegend. Ziemlich abgelegen. Lauter Drogis.«

Ein anderer Agent gab die Anschrift in seinen Computer ein. »Okay, checke gerade im Grundbuch ... Handelt sich um ein altes Haus. Eigentümer ist eine Bank. Er muß es gemietet haben.«

»Wollen Sie ein Geiselbefreiungskommando?« rief ein Agent quer durch den Raum. »Ich habe Quantico am Apparat.«

»Keine Zeit«, versetzte Dellray »Setzt das hiesige Einsatzkommando ein. Die sollen sich fertig machen.«

»Und was ist mit dem nächsten Opfer?« fragte Sachs.

»Welches nächste Opfer?«

»Er hat sich schon wieder jemand geschnappt. Er weiß, daß wir die Hinweise seit ein, zwei Stunden haben. Vermutlich hat er das Opfer schon seit einiger Zeit in seiner Gewalt. Muß so sein.«

»Lieg aber keine Vermißtenmeldung vor«, sagte der Agent. »Und wenn er sich jemand gegriffen hat, hat er ihn vermutlich in seinem Haus.«

»Nein, da bestimmt nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil das zu viele Spuren hinterläßt«, sagte sie. »Lincoln Rhyme meint, daß er einen sicheren Unterschlupf hat.«

»Tja, er wird uns schon sagen, wo er es hat.«

»Wir können recht überzeugend sein«, sagte ein anderer Agent.

»Legen wir los«, rief Dellray. »Ja, und nun bedanken wir uns alle bei Officer Amelia Sachs. Sie hat den Fingerabdruck gefunden und sichergestellt.«

Sie errötete. Spürte es und hätte sich dafür. Aber sie konnte es nicht verhindern. Als sie den Blick senkte, bemerkte sie die seltsamen Streifen auf ihren Schuhen. Sie kniff die Augen zusammen und stellte fest, daß sie noch immer die Gummiringe übergezogen hatte.

Sie blickte wieder auf, sah rundum die ernsten Mienen der FBI-Agenten, die ihre Waffen überprüften, zur Tür eilten und sie im Vorübergehen kurz anschauten. Genau so, wie Holzfäller einen Baumstamm betrachteten, dachte sie.

NEUNZEHN

Kurz nach der Jahrhundertwende trug sich in unsrer schönen Stadt ein tragischer Unglücksfall mit unseligen Folgen zu. Am 25. März 1911 brach in einer Näherei im Greenwich Village, im Süden von Manhattan gelegen, ein Brand aus. Zum Zeitpunkt des Unglücks hielten sich zahlreiche junge Frauen in den Gewerberäumen des Unternehmens auf, einer der berüchtigten, aber überaus zahlreichen Ausbeuterbetriebe, wo sie in harter Akkordarbeit für Lohn und Brot schuften mußten.

Die Inhaber dieser Fabrik waren derart auf ihren Profit bedacht, daß sie die armen Mädchen, die bei ihnen beschäftigt waren, unter Bedingungen arbeiten ließen, die man nicht einmal einem Sklaven hätte zumuten mögen. Da sie argwöhnten, ihre Arbeitskräfte könnten ansonsten allzu häufig die Toilettenräume aufsuchen, ließen sie kurzerhand die Türen zu den Näh- und Zuschneideräumen verriegeln.

Der Knochensammler fuhr zu seinem Haus zurück. Er kam an einem Streifenwagen vorbei, schaute aber unverwandt nach vorne, so daß ihn die Konstabler gar nicht wahrnahmen.

Das Feuer brach im siebenten Stock des Gebäudes aus und griff binnen weniger Minuten auf die Näherei über. Verzweifelt versuchten die jungen Arbeiterinnen zu fliehen, doch da die Türen mit Ketten verschlossen waren, gab es für sie kein Entrinnen. Viele starben an Ort und Stelle, zahlreiche andere, die bereits in hellen Flammen standen, stürzten sich blindlings aus dem Fenster auf das dreißig Meter tiefer gelegene Kopfsteinpflaster, wo sie bald darauf ihr Leben aushauchten.

Das Brandunglück bei Triangle Shirtwaist, wie sich die Firma seinerzeit nannte, forderte insgesamt 146 Todesopfer. Eines der Opfer jedoch, eine junge Frau namens Esther Weinraub, die mehrere Zeugen voller Verzweiflung aus einem Fenster im siebenten Stock hatten springen sehen, konnte sehr zur Verwirrung der Polizei nirgendwo aufgefunden werden. Keines der anderen Mädchen, die wie sie aus dem Fenster gesprungen waren, hatte den Sturz überlebt. Sollte sie wie durch ein Wunder heil davongekommen sein? Denn Miss Weinraub befand sich nicht unter den Toten, deren Leichen man auf die Straßebettete, auf daß sie von ihren Anverwandten identifiziert wurden.

Kurz darauf gingen Gerüchte über einen angeblichen Leichendieb um, einen Mann, der dabei beobachtet worden war, wie er sich mit einer schweren Last vom Brandort entfernte. Die Konstabler, erzürnt ob der schieren Vorstellung, daß sich jemand an den sterblichen Überresten einer unschuldigen jungen Frau vergangen haben könnte, fahndeten in aller Stille nach dem Mann.

Nach mehreren Wochen zeitigte ihr Fleiß erste Erfolge. Zwei im Greenwich Village wohnende Bürger berichteten, daß sie einen Mann gesehen hätten, der sich mit einer schweren Last, »wie eine Art Teppich«, auf der Schulter vom Brandort entfernt habe. Die Konstabler nahmen die Spur auf und verfolgten sie bis zur West Side der Stadt. Dort befragten sie zahlreiche Anwohner und Nachbarn und erfuhren schließlich, daß es sich bei dem Mann, auf den die Beschreibung zutraf, um James Schneider handelte, der noch immer in Freiheit war.

Bei den weiteren Nachforschungen stieß man schließlich auf eine baufällige Behausung an einer schmalen Seitengasse in Hell's Kitchen, unweit der Viehhöfe an der sechzigsten Straße gelegen. Als die Ordnungshüter durch die Gasse vorrückten, schlug ihnen ein widerwärtiger Gestank entgegen...

Er fuhr jetzt genau an der Stelle vorbei, wo sich der berühmt-berüchtigte Triangle-Brand ereignet hatte - vielleicht hatte es ihn so-

gar unbewußt hierher gezogen. Das Ash Building - welch passender Name für das Gebäude, das einst diese unselige Näherei beherbergt hatte - gab es nicht mehr. An seiner Stelle stand jetzt ein Trakt der New York University. *Damals und heute ...* Der Knochensammler hätte sich nicht gewundert, wenn er plötzlich Mädchen in den typischen weißen Arbeitsblusen gesehen hätte, die sich rauchend und funkenstiebend aus dem Fenster stürzten und dem Tod entgegentaumelten wie Schneeflocken.

Als die Ordnungshüter in Schneiders Behausung eindrangen, bot sich ihnen ein Anblick, der selbst die Erfahrensten unter ihnen mit Entsetzen erfüllte. In einem Kellerraum fand man den Leichnam der armen Esther Weinraub - beziehungsweise das, was davon übriggeblieben war. Schneider war gerade im Begriff, das Werk zu vollenden, welches das entsetzliche Feuer begonnen hatte. Mittels einer Methode, die zu grausig ist, als daß hier näher darauf eingegangen werden könnte, versuchte er das Fleisch der armen Frau abzuschälen.

Bei der Durchsuchung dieser Stätte des Grauens stieß man auf eine Geheimkammer im Keller, die voller Knochen war, allesamt von jeglichen Fleischresten gesäubert.

Unter Schneiders Bett fand ein Konstabler ein Tagebuch, in dem der Wahnsinnige all seine Übeltaten verzeichnet hatte. »Gebeine« -so hatte Schneider geschrieben - »sind der Inbegriff des menschlichen Daseins. Sie altern nicht, verändern sich nicht, trügen nicht. Wenn wir einmal den Makel des vergänglichen Fleisches hinter uns gelassen haben, wenn jegliche Rassen- und Geschlechtszugehörigkeit in Feuer und kochendem Dampf vergeht, dann bleiben von uns - uns allen - nur mehr geheiligte Gebeine. Gebeine sind rein. Sie sind unsterblich!«

Die aberwitzige Niederschrift enthielt unter anderem eine Auflistung grausiger Experimente, mittels derer Schneider festzustellen suchte, auf welche Weise sich das Fleisch seiner Opfer am besten von den Knochen lösen ließe. Eine Methode hatte es ihm bei seinem makabren Treiben vor allem angetan. »Ich bin zu dem Schluß gelangt«

- so führte er in seinem Tagebuch aus -, »daß es am besten ist, wenn ich den Leichnam schlichtweg in fruchtbarer Erde begrabe und das mühselige Werk der Natur überlasse. Dies ist die zeitraubendste Methode, doch sie erregt auch den geringsten Argwohn, da sich der Geruch auf ein Mindestmaß beschränkt. Ich ziehe es vor, die Individuen lebend zu bestatten, vermag jedoch nicht mit Gewißheit zu sagen, warum dem so ist.«

In der bis dato geheimen Kammer wurden drei weitere Leichen entdeckt, die sich in nämlichem Zustand befanden. Die ausgebreiteten Hände und die verzerrten Gesichter der armen Opfer zeugten davon, daß sie in der Tat noch am Leben gewesen sein mußten, als Schneider die letzte Schaufel Erde auf ihre gepeinigten Häupter gehäuft hatte.

Diese finsternen Beweggründe waren es, welche die Pressevertreter jener Zeit dazu veranlagten, Schneider den Namen zu verleihen, unter dem er fortan und für immer bekannt werden sollte - »Der Knochenſammler«.

Er fuhr weiter, befaßte sich in Gedanken wieder mit der Frau im Kofferraum. Esther Weinraub. Spitze Ellbogen, das Schlüsselbein so zart wie eine Vogelschwinge. Er drückte aufs Gaspedal, überfuhr sogar zwei rote Ampeln. Er konnte nicht viel länger warten.

»Ich bin nicht müde«, fauchte Rhyme.

»Ob müde oder nicht, du brauchst Ruhe.«

»Nein, ich brauche noch was zu trinken.«

Schwarze Koffer säumten die Wand und warteten darauf, daß sie von Polizisten des Zwanzigsten Reviers abgeholt und ins IRD-Labor zurückgebracht wurden. Mel Cooper schlepppte gerade einen Mikroskopkasten nach unten. Lon Sellitto saß immer noch in dem Rattansessel, sagte aber nicht viel. Er war soeben zu dem Schluß gekommen, daß Lincoln Rhyme ganz und gar kein sanftmütiger Trinker war.

»Bestimmt hast du wieder zu hohen Blutdruck«, sagte Thom. »Du brauchst Ruhe.«

»Ich brauche etwas zu trinken.«

Verdammst du, Amelia Sachs, dachte Rhyme. Ohne zu wissen, warum.

»Du solltest es aufgeben. Die Trinkerei ist dir noch nie bekommen.«

Na, ich geb's ja auch auf, erwiderte Rhyme im stillen. Endgültig. Am Montag. Und zwar ohne Zwölf-Stufen-Plan. Ich schaffe es in einem Schritt.

»Gieß mir noch einen ein«, befahl er.

Ohne wirklich noch einen zu wollen.

»Nein.«

»Gieß mir auf der Stelle einen ein!« blaffte Rhyme.

»Niemals.«

»Lon, würdest du mir bitte noch einen eingießen?«

»Ich -«

»Er kriegt nichts mehr«, sagte Thom. »Wenn er in diesem Zustand ist, wird er unerträglich. Das halten wir nicht aus.«

»Willst du mir etwas vorenthalten? Ich könnte dich feuern.«

»Nur zu.«

»Einen Krüppel mißhandeln nennt man das! Ich werde dich anzeigen. Nimm ihn fest, Lon.«

»Lincoln«, sagte Sellitto besänftigend.

»Verhafte ihn!«

Der Detective war von der Bösartigkeit, mit der diese Worte hervorgestoßen wurden, ziemlich verstört.

»He, Alter, nun mach aber mal halblang«, versetzte Sellitto.

»Ach, Herrgott, ächzte Rhyme. Dann stöhnte er laut vor sich hin.

»Was ist los?« rief Sellitto. Thom blickte argwöhnisch zu, schwieg aber.

»Meine Leber.« Rhyme rang sich ein gemeines Grinsen ab. »Zirrhose vermutlich.«

Wütend fuhr Thom herum. »Diesen Mist lasse ich mir nicht bieten, klar?«

»Nein. Klar ist das -«

Eine Frauenstimme unterbrach ihn. »Wir haben nicht viel Zeit.«

»- überhaupt nicht.«

Amelia Sachs trat ins Zimmer, warf einen Blick zu den leeren Tischen. Rhyme spürte, daß ihm ein Speichel tropfen über die Lippen lief. Er war außer sich vor Wut. Weil sie ihn sabbern sah. Weil er ein frisches weißes Hemd trug, das er nur ihretwegen angezogen hatte. Und weil er unbedingt allein sein wollte, für immer, allein in der Dunkelheit, wo Ruhe und Frieden herrschten - wo er der König wäre. Nicht nur König für einen Tag, sondern für alle Ewigkeit.

Der Speichel kitzelte ihn. Seine ohnehin schon schmerzenden Nackenmuskel verkrampften sich beim Versuch, ihn abzustreifen. Thom riß rasch ein Kleenex aus der Schachtel und wischte seinem Chef Kinn und Mund ab.

»Officer Sachs«, sagte Thom. »Willkommen. Ein leuchtendes Vorbild an Reife. Damit werden wir hier derzeit nicht gerade verwöhnt.«

Sie hatte ihre Dienstmütze nicht auf, und ihre Bluse stand am Hals offen. Die langen, roten Haare fielen ihr wirr auf die Schultern. Niemand dürfte die geringste Mühe haben, *diese* Haare unter dem Vergleichsmikroskop zuzuordnen.

»Mel hat mich reingelassen«, sagte sie und deutete mit dem Kopf zur Treppe.

»Sollten Sie nicht längst im Bett liegen, Sachs?«

Thom tippte ihm auf die Schulter. *Benimm dich*, hieß das.

»Ich komme gerade vom FBI«, sagte sie zu Sellitto.

»Was machen unsere Steuergelder?«

»Sie haben ihn.«

»Was?« fragte Sellitto. »Einfach so? Herrgott. Weiß das Präsidium Bescheid?«

»Perkins hat den Bürgermeister angerufen. Der Kerl ist Taxifahrer. Hier geboren, aber der Vater ist Serbe. Deshalb glauben die, daß er's der UNO heimzahlen will oder irgendwas. Ist vorbestraft. Oh,

und er wurde wegen psychischer Störungen behandelt. Dellray und das FBI-Einsatzkommando sind grade unterwegs zu ihm.«

»Wie haben sie das geschafft?« fragte Rhyme. »Ich wette, es war der Fingerabdruck.«

Sie nickte.

»Ich dachte mir schon, daß der noch eine wichtige Rolle spielen könnte. Sagen Sie mir, machen die sich überhaupt Gedanken wegen des nächsten Opfers?«

»Schon«, sagte sie, ohne eine Regung zu zeigen. »Aber vor allem wollen sie den Unbekannten schnappen.«

»Nun ja, das liegt in ihrer Natur. Aber lassen Sie mich raten! Die denken sich, daß er den Aufenthaltsort des Opfers preisgibt, wenn sie ihm nach der Festnahme tüchtig einheizen.«

»Ganz genau.«

»Das dürfte einige Mühe kosten«, sagte Rhyme. »Dies wage ich auch ohne Rücksprache mit Dr. Dobyns und anderen Kriminalseychologen zu behaupten. Nun denn, ein Gesinnungswandel, Amelia? Warum sind Sie zurückgekommen?«

»Weil wir keine Zeit verlieren dürfen, egal, ob Dellray ihn festnimmt oder nicht. Wenn wir das nächste Opfer retten wollen, meine ich.«

»Oh, aber man hat uns ausgehebelt, haben Sie das noch nicht vernommen? Aus dem Verkehr gezogen, den Laden dichtgemacht.« Rhyme blickte in den dunklen Computermonitor und versuchte festzustellen, ob seine Haare noch gekämmt waren.

»Sie wollen aufgeben?« fragte sie.

»Officer«, setzte Sellitto an, »selbst wenn wir etwas unternehmen wollten, kämen wir ohne die Spuren nicht weiter. Sie sind der einzige Ansatz -«

»Ich habe sie.«

»Was?«

»Sämtliche Beweismittel. Sie sind unten im Kombi.«

Der Detective blickte aus dem Fenster.

»Die vom letzten Tatort«, fuhr Sachs fort. »Und auch die von den anderen Tatorten.«

»Sie haben sie?« fragte Rhyme. »Wie das?«

Sellitto lachte. »Sie hat sie geklaut, Lincoln. Verdammt noch mal!«

»Dellray braucht sie nicht«, erklärte Sachs. »Es sei denn, vor Gericht. Die haben den Täter, und wir retten das Opfer. Paßt doch bestens, oder?«

»Aber Mel Cooper ist gerade gegangen.«

»Nee, der ist drunten. Ich hab' ihn gebeten zu warten.« Sachs verschränkte die Arme. Sie warf einen Blick zur Wanduhr. Es war bereits nach elf. »Wir haben nicht viel Zeit«, wiederholte sie.

Auch er schaute auf die Uhr. Herrgott, war er müde. Thom hatte recht, seit Jahren war er nicht mehr so lange wach gewesen. Doch zu seiner Überraschung - nein, *mit Erschrecken* - mußte er feststellen, daß dieser Tag ihm zwar mancherlei Ärger, Beschämung und tiefste Enttäuschung beschert hatte, er aber nie das Gefühl gehabt hatte, die Zeit sei stehengeblieben und laste bleiern und unerträglich auf ihm. Wie in den letzten dreieinhalb Jahren.

»Nun ja, eine traute Runde zu später Stunde.« Rhyme lachte rauh. »Thom? *Thom!* Wir brauchen Kaffee. Und zwar plötzlich. Sachs, schaffen Sie die Cellophanproben und die Polaroidaufnahme von dem Stückchen, das Mel an dem Kalbsknochen gefunden hat, ins Labor. Sie sollen sie unter dem Polarisationsmikroskop vergleichen. Ich möchte in einer Stunde Bescheid bekommen. Und nicht den üblichen Mist von wegen >mit größter Wahrscheinlichkeit< Ich will eine eindeutige Auskunft - bei welcher Lebensmittelkette hat unser Unbekannter die Kalbshaxe gekauft. Und du, Lon, holst deinen Schatten wieder hierher. Den Jungen, der nach dem Baseballspieler benannt

Die schwarzen Kleinbusse rasten durch die Seitenstraßen.

Das war zwar nicht der direkte Weg zum vermeintlichen Wohnsitz des Täters, aber Dellray wußte, was er tat. Bei Anti-Terror-

Einsätzen sollte man die Hauptstraßen meiden, da die häufig von Helfershelfern überwacht wurden. Dellray saß hinten im führenden Wagen und zog den Klettverschluß seiner kugelsicheren Weste fest. Sie waren noch knapp zehn Minuten entfernt.

Er blickte auf die verfallenen Wohnhäuser, die mit Müll übersäten Grundstücke, an denen sie vorüberrasten. Als er das letztemal in dieser heruntergekommenen Gegend gewesen war, hatte er sich als Peter Haile Thomas ausgegeben, ein Rastafari aus Queens. Er hatte sechzig Kilo Kokain von einem mickrigen kleinen Puertoicaner gekauft, der im letzten Moment beschlossen hatte, den Käufer zu linken. Er hatte kurzerhand Dellrays Kriegskasse an sich genommen, eine Knarre gezogen, auf Dellrays Unterleib gezielt und seelenruhig abgedrückt. Klick, klick, klick. Fehlzündung. Toby Dolittle und der Sicherungstrupp hatten das Arschloch und seine Aufpasser überwältigt, ehe der Drecksack an seine andere Wumme rankam. Doch Dellray, der ziemlich mitgenommen gewesen war, hatte daran denken müssen, Welch eine Ironie des Schicksals es doch war, daß er um ein Haar umgebracht worden war, weil der Täter ihm seine Rolle hundertprozentig abgenommen hatte - felsenfest davon überzeugt gewesen war, daß er es mit einem Dealer zu tun hatte, nicht mit einem FBI-Agenten.

»Vier Minuten bis zum Einsatzort«, rief der Fahrer.

Aus irgendeinem Grund mußte Dellray an Lincoln Rhyme denken. Im nachhinein tat es ihm leid, daß er sich so beschissen aufgeführt hatte, als er den Fall übernommen hatte. Aber ihm war nichts anderes übriggeblieben. Sellitto war ein Sturkopf, und Polling war ein Psycho - doch die beiden wußte Dellray zu nehmen. Bei Rhyme dagegen fühlte er sich nie ganz wohl in seiner Haut. Messerscharfer Verstand (verdammter, *seine* Leute waren es gewesen, die Pietrs' Fingerabdruck gesichert hatten, auch wenn sie nicht so schnell darauf angesprungen waren, wie es sich gehört hätte). Seinerzeit, vor dem Unfall, hatte Rhyme keiner auch nur annähernd das Wasser reichen können. Und austricksen ließ er sich auch nicht.

Jetzt war Rhyme ein gebrochener Mann. Schon traurig, was aus einem werden konnte, daß man praktisch tot sein und trotzdem weiterleben konnte. Dellray war in sein Zimmer marschiert - in sein *Schlafzimmer* wohlgemerkt - und hatte ihm einen schweren Schlag versetzt. Schwerer als nötig.

Velleicht sollte er ihn anrufen. Er könnte -

»Es geht los«, rief der Fahrer, und Dellray verschwendete keinen weiteren Gedanken mehr an Lincoln Rhyme.

Die Mannschaftswagen bogen in die Straße ein, in der Pietrs wohnte. In den meisten anderen Straßen, durch die sie gefahren waren, hatten die Anwohner draußen gestanden, Bierflaschen und Zigaretten in der Hand, und sich durch die frische Nachtluft etwas Linderung erhofft. Doch hier war alles dunkel und menschenleer.

Die Wagen wurden langsamer und hielten an. Zwei Dutzend Agenten in schwarzer Einsatzkleidung stiegen aus. Sie waren mit Heckler-&-Koch-Maschinenpistolen bewaffnet, alle mit Mündungslampe und Laservisier ausgestattet. Zwei Obdachlose glotzten sie an; einer versteckte rasch seine Flasche Kornschnaps unter dem Hemd.

Dellray warf einen kurzen Blick auf Pietrs' Haus. Aus einem Fenster fiel fahlgelbes Licht.

Der Fahrer setzte ein Stück zurück, bis der Wagen im Dunkeln stand, und flüsterte Dellray zu: »Perkins ist dran.« Er tippte an seinen Kopfhörer. »Er hat den Direktor an der Strippe. Die wollen wissen, wer den Zugriff leitet.«

»Ich mach' das«, versetzte das Chamäleon. Er wandte sich an seine Leute. »Die Sicherungstrupps auf die andere Straßenseite und in die Seitengassen. Die Scharfschützen gehen hier, dort und da drüben in Stellung. Und ich möchte, daß alle seit spätestens fünf Minuten in Position sind. Haben wir uns verstanden?«

Die alte knarrende Holztreppe hinab. Er hatte den Arm um die Frau geschlungen, die noch immer halb

bewußtlos war von dem Schlag an die Schläfe, und führte sie in den Keller. Am Fuß der Treppe stieß er sie zu Boden und blickte auf sie hinab.

Esther...

Sie schlug die Augen auf und schaute ihn an. Hoffnungslos, bettelnd. Doch er nahm ihr stummes Flehen nicht wahr. Er sah nur ihren Körper. Er zog sie aus, streifte ihr die lila Joggingkleidung ab. Kaum zu glauben, daß eine Frau sich seinerzeit in so einem Aufzug auf die Straße getraut hatte - das war ja allenfalls, nun ja, Unterwäsche. Er hatte nicht gedacht, daß Esther Weinraub ein Flittchen war. Sie war ein berufstätiges Mädchen, eine Arbeiterin, die Hemden nähte, fünf Stück für einen Penny

Der Knochensammler stellte voller Wohlgefallen fest, wie deutlich sich das Schlüsselbein unter ihrer Kehle abzeichnete. Andere Männer hätten auf ihre Brüste gegafft, auf die dunklen Warzenhöfe, doch er hatte nur Augen für ihr Brustbein, für die Rippenbögen, die wie Spinnenbeine davon ausgingen.

»Was wollen Sie?« fragte sie benommen.

Der Knochensammler betrachtete sie eingehend, doch er sah keine junge, magere Frau mit einer zu großen Nase, zu vollen Lippen und einer Haut, die wie schmutziger Sand wirkte. Er blickte tiefer, nahm ihre äußerlichen Mängel gar nicht wahr, sondern hatte nur das wunderbare, herrliche Skelett vor Augen.

Er berührte ihre Schläfe, streichelte sie zärtlich. Mach, daß nichts gebrochen ist, bitte ...

Sie hustete und rümpfte die Nase - hier unten waren die Ausdünstungen sehr stark, obwohl er sie kaum noch wahrnahm.

»Bitte, tun Sie mir nicht weh«, flüsterte sie und verdrehte den Kopf. »Tun Sie mir nichts. Bitte.«

Er zog das Messer aus der Tasche, bückte sich und schnitt ihr die Unterwäsche vom Leib. Sie blickte über ihren nackten Leib hinab.

»Haben Sie's darauf abgesehen?« sagte sie atemlos. »Na schön, vögeln Sie mich. Von mir aus.«

Die fleischlichen Gelüste... sie ließen sich nicht einmal annähernd damit vergleichen.

Er zog sie auf die Beine, und sie riß sich wie von Sinnen von ihm los und torkelte auf eine niedrige Tür in der anderen Ecke des Kellers zu. Sie rannte nicht, versuchte gar nicht zu entkommen. Weinte nur, streckte die Hand aus, bewegte sich auf die Tür zu.

Der Knochensammler beobachtete sie, war fasziniert von ihren erbärmlich langsam Schritten.

Die Tür, hinter der sich einst eine Kohlenrutsche befunden hatte, führte jetzt über einen engen Gang zum Keller des unbewohnten Nachbarhauses.

Esther schleppte sich zu der Eisentür und riß sie auf. Trat in den Gang.

Kurz darauf hörte er einen gellenden Schrei. Gefolgt von einem atemlosen, gequälten »O Gott, nein, nein, nein«. Dazu einige unverständliche Worte, die in schrillen Schreckensrufen untergingen.

Dann kam sie zurückgelaufen, wesentlich schneller als zuvor, und sie ruderte mit den Armen, als hätte sie etwas gesehen, was sie von sich stoßen, verscheuchen wollte.

Komm zu mir, Esther.

Schluchzend torkelte sie über den nackten Boden.

Komm zu mir.

Und sie lief ihm geradewegs in die ausgebreiteten Arme. Er umfing sie, drückte sie an sich wie ein Liebhaber, betastete ihr köstliches Schlüsselbein und schleifte die verzweifelte Frau langsam zu der Tür zurück.

ZWANZIG

Die Mondphasen, das Blatt, die feuchte Unterwäsche, Schmutz. Mittlerweile waren sie wieder vollzählig in Rhymes Schlafzimmer versammelt - alle bis auf Polling und Haumann. Zwei Captains der New Yorker Polizei zu einer Ermittlung hinzuzuziehen, zu der sie, daran war nicht zu rütteln, keine Befugnis hatten, hieße, die Solidarität über Gebühr zu strapazieren.

»Du hast doch die Flüssigkeit an der Unterwäsche schon im GC untersucht, stimmt's, Mel?«

»Muß ich noch mal machen. Die haben uns unterbrochen, bevor ein Ergebnis vorlag.«

Er bereitete eine Probe vor und gab sie in den Gaschromatographen. Während das Gerät lief, trat Sachs ein Stück näher und betrachtete die steilen Zackenmuster, die am Bildschirm auftauchten. Wie Fieberkurven. Rhyme bemerkte, daß sie unmittelbar neben ihm stand, als hätte sie sich klammheimlich an ihn herangeschlichen, während er nicht aufgepaßt hatte. Leise sprach sie ihn an. »Ich war ...«

»Ja?«

»Ich war ruppiger, als ich wollte. Vorhin, meine ich. Ich habe eine aufbrausende Art. Ich weiß nicht, woher ich die habe. Aber ich hab' sie nun mal.«

»Sie hatten recht«, sagte Rhyme.

Sie schauten sich in die Augen, und Rhyme mußte an früher denken, an die ernsthaften Debatten, die er mit Blaine geführt hatte. Während sie miteinander sprachen, hatten sie sich stets auf irgend-

einen Gegenstand konzentriert, der zwischen ihnen stand - eins der Porzellانpferde, die sie sammelte, ein Buch, eine fast leere Flasche Merlot oder Chardonnay.

»Ich gehe bei der Tatortarbeit anders vor als die meisten meiner Kollegen«, sagte er. »Ich habe jemanden gebraucht, der noch keine vorgefaßten Ansichten hat. Aber ich habe auch jemanden gebraucht, der seinen eigenen Kopf hat.«

Die gleichen unvereinbaren Eigenschaften, die wir vom größten aller Trugbilder, dem idealen Liebespartner, erwarten. Verletzlichkeit und Stärke gleichermaßen.

»Als ich mit Commissioner Eckert geredet habe«, sagte sie, »ging's mir bloß um meine Versetzung. Mehr wollte ich gar nicht. Ich bin doch nicht auf die Idee gekommen, daß sich das bis zum FBI rum-spricht und die uns den Fall wegnehmen.«

»Das weiß ich.«

»Und ich bin trotzdem aufgebraust. Es tut mir leid.«

»Keinen Rückzieher, Sachs. Ich brauche jemanden, der mir die Meinung sagt, wenn ich mich wie ein Ekel aufführe. Thom tut das. Deswegen habe ich ihn gern.«

»Komm mir nicht auf die sentimentale, Lincoln«, rief Thom quer durchs Zimmer.

»Sonst schickt mich ja keiner zum Teufel«, fuhr Rhyme fort. »Alle ändern behandeln mich ständig wie ein rohes Ei. Ich hasse das.«

»Ich hab' den Eindruck, daß in letzter Zeit sowieso nicht viele Leute da waren, die Ihnen irgendwas hätten sagen können.«

Er schwieg einen Moment. »Das stimmt«, sagte er dann.

Das fortlaufende Kurvenmuster am Bildschirm des Gaschromatographen bewegte sich nicht mehr - die Zacken und Spitzen bildeten nun eins von zahllosen unveränderlichen Kennzeichen, die in der Natur vorkamen. Mel Cooper gab ein paar Befehle ein und las die Ergebnisse am Computer ab. »Wasser, Dieselöl, Phosphate, Natrium, Mineralienspuren ... Keine Ahnung, was das sein soll.«

Worauf, so fragte sich Rhyme, bezieht sich der Hinweis? Auf die

Unterwäsche? Die Flüssigkeit? »Machen wir weiter«, sagte er. »Ich möchte die Schmutzprobe sehen.«

Sachs brachte ihm die Tüte. Sie enthielt eine Art rosaroten Sand, durchsetzt mit Lehmklümpchen und kleinen Steinen.

»Lebergestein«, erklärte er. »Eine Mischung aus Fels und Sand. Befindet sich in Manhattan unmittelbar über dem Muttergestein. Sind Natriumsilikate darin enthalten?«

Cooper machte sich am Computer zu schaffen. »Ja. Jede Menge.«

»Dann befindet sich der gesuchte Ort in Downtown-Manhattan, und er ist nicht weiter als fünfzig Meter vom Wasser entfernt« Rhyme lachte, als er Sachs' verdutzte Miene sah. »Das ist keine Hexerei, Sachs. Ich habe nur meine Hausaufgaben gemacht, das ist alles. Die Baufirmen mischen für gewöhnlich Sodiumsilikat mit Leberstein, um das Erdreich zu festigen, wenn sie drunten am Wasser die Fundamente tief ins Muttergestein graben müssen. Das heißt, daß es irgendwo in Downtown sein muß. Nun werfen wir mal einen Blick auf das Blatt.«

Sie hielt ihm die Tüte hin.

»Keine Ahnung, was das ist«, sagte Rhyme. »Ich glaube nicht, daß ich so was schon mal gesehen habe. Nicht in Manhattan jedenfalls.«

»Ich habe hier eine Auflistung der per Internet erreichbaren Gartenbaubetriebe«, sagte Cooper, ohne den Blick vom Monitor zu wenden. »Ich geh' mal kurz surfen.«

Rhyme hatte auch schon so manche Stunde vor dem Computer zugebracht und das Internet erkundet. Doch wie zuvor bei den Büchern, Filmen und Kunstdrucken hatte er schließlich auch das Interesse an der Cyberwelt verloren. Lincoln Rhyme kam sich, vermutlich weil er selbst in einer weitgehend virtuellen Welt lebte, im Internet verloren vor.

Coopers Monitor flackerte und blinkte, während er immer tiefer ins Netz vordrang. »Ich lade mir ein paar Dateien runter. Dürfte zehn, zwanzig Minuten dauern.«

»In Ordnung«, sagte Rhyme. »Zu den weiteren Hinweisen, die Sachs gefunden hat... Nicht die fingierten. Die anderen. Sie könn-

ten uns etwas darüber verraten, wo er sich aufgehalten hat. Nehmen wir uns mal unsere Geheimwaffe vor, Mel.«

»Geheimwaffe?« fragte Sachs.

»Die Tatortspuren.«

Special Agent Fred Dellray hatte eine zehnköpfige Einsatzgruppe aufgestellt, die in das Haus eindringen sollte. Zwei Teams, dazu Sicherung und Observierung. Die mit kugelsicheren Westen bewehrten Agenten standen im Gebüsch und hielten sich schwitzend bereit. Im Obergeschoß eines leerstehenden Sandsteinhauses auf der anderen Straßenseite hatte der Sicherungs- und Observierungstrupp seine Abhörmikrofone und Infrarot-Videokameras auf das Haus des Täters ausgerichtet.

Die drei Scharfschützen, die auf den umliegenden Dächern lagen, hatten ihre Remington-Gewehre durchgeladen und die schweren Nachtsichtgeräte neben sich aufgebaut.

Dellray, der statt des froschgrünen Anzugs eine FBI-Windjacke und Jeans trug, horchte auf die Durchsage im Funkempfänger, den er am Ohr klemmen hatte.

»Observierung an Einsatzleitung. Haben Infrarot auf den Keller gerichtet. Da unten bewegt sich jemand.«

»Wie sieht's da drin aus?« fragte Dellray

»Wissen wir nicht. Die Fenster sind zu verdreckt.«

»Ist er ganz allein da drin? Hat er vielleicht ein Opfer bei sich?« Irgendwie wußte er, daß Officer Sachs wohl recht hatte - daß er schon wieder jemand entführt hatte.

»Keine Ahnung. Unsere Geräte zeigen lediglich Bewegung und Wärme an.«

Dellray hatte weitere Agenten neben und hinter dem Haus postiert. Sie meldeten sich. »Keinerlei Lebenszeichen im Erdgeschoß und im ersten Stock. Garage ist abgeschlossen.«

»Scharfschützen?« fragte Dellray »Melden.«

»Schütze eins an Einsatzleiter. Habe Haustür im Visier. Over.«

Die anderen sicherten den Hausflur und ein Zimmer im Erdgeschloß. »Geladen und angelegt«, meldeten sie über Funk.

Dellray zog seine schwere Automatik.

»Okay, wir haben einen Wisch«, sagte Dellray. Er meinte einen Durchsuchungsbefehl. Und die Erlaubnis zum gewaltsamen Eindringen. »Los geht's! Team eins und zwei, vorwärts, vorwärts, vorwärts!«

Das erste Team brach mit einer Stoßramme die Haustür auf, während das zweite durch das Fenster der Hintertür einstieg und den Vorlegeriegel löste. Dellray hielt sich unmittelbar hinter den letzten Agenten des ersten Teams, als sie in das alte, verwahrloste Haus stürmten. Ein durchdringender Geruch nach verfaultem Fleisch schlug ihnen entgegen, und Dellray, dem Tatorte und Leichenfunde nicht fremd waren, mußte erst einmal kräftig schlucken und den Brechreiz unterdrücken.

Während das erste Team unter lautem Stiefelgetrappel über die alte Holztreppe in den Keller hinabstürmte, sicherte das zweite das Erdgeschloß und rückte dann in die oberen Räume vor.

Dellray raste in den Keller hinab, aus dem der faulige Geruch kam. Er hörte, wie unten irgendwo eine Tür eingetreten wurde, dann ein lauter Aufruf: »Keine Bewegung! FBI. Stehenbleiben, stehenbleiben!«

Doch als er zur Kellertür kam, klang der Agent ganz anders. »Was, zum Teufel, ist das?« stieß er aus. »Ach du lieber Gott.«

»Scheiße«, rief ein anderer. »Das ist ja widerlich!«

»Scheiße hoch zehn ist das«, knurrte Dellray, hielt die Luft an und ging hinein. Der Gestank war so widerwärtig, daß er einmal tief schlucken mußte.

Die Leiche des Mannes lag in einer großen schwarzen Lache am Boden. Kehle durchgeschnitten. Die toten, glasigen Augen waren zur Decke gerichtet, doch der Leib schien sich zu bewegen - so als hebe und senke er sich. Dellray erschauderte - an den Anblick einer von Insekten befallenen Leiche hatte er sich nie gewohnen können.

Die zahllosen Würmer und Maden deuteten darauf hin, daß das Opfer schon mindestens drei Tage tot war.

»Wieso haben die Infrarot-Sichtgeräte reagiert?« fragte ein Agent.

Dellray deutete auf die Bißspuren, die Ratten und Mäuse an den aufgedunstenen Beinen und am Leib des Opfers hinterlassen hatten.

»Die sind irgendwo in der Nähe. Wir haben sie beim Abendessen gestört.«

»Und was ist hier passiert? Hat ihn eins der Opfer erledigt?«

»Was redste da?« blaffte Dellray

»Ist er das etwa nicht?«

»Nee, das ist er nicht«, stieß Dellray aus, während er die Wunden an der Leiche betrachtete.

Ein anderer Agent schaute ihn stirnrunzelnd an. »Aber Dellray.

Das ist der Typ. Wir haben Fahndungsfotos. Das ist Pietrs.«

»Klar ist das dieser blöde Pietrs. Aber es ist nicht unser Unbekannter. Haste das immer noch nicht kapiert?«

»Nein. Was meinst du damit?«

Ihm war inzwischen alles klar. »Mistsack verdammter.«

Dellray zuckte zusammen, als sein Telefon piepte. Er klappte es auf, horchte einen Moment lang zu. »Was hat sie gemacht? Gott, das hat mir grade noch gefehlt ... Nein, verflucht, wir haben den Scheißtäter nicht in Gewahrsam.«

Wütend stellte er das Gerät ab, deutete mit dem Finger auf zwei Agenten vom Einsatzkommando. »Ihr kommt mit mir.«

»Was steht an, Dellray?«

»Wir gehn jetzt jemand besuchen. Und was verkneifen wir uns dabei?« Die Agenten schauten einander an und runzelten die Stirn. Doch Dellray lieferte auch gleich die Antwort. »Wir verkneifen uns jede noch so kleine Nettigkeit.«

Mel Cooper schüttete den Inhalt des Beutels auf einen Objektträger. Untersuchte den Staub mit der Lupe. »Nun ja, das ist Ziegelstaub. Und irgendein anderes Gestein. Marmor, glaube ich.«

Er schob die Probe unter das Stereomikroskop und betrachtete sie.

»Ja, Marmor. Rosa Marmor.«

»Gab es in dem Tunnel bei den Viehhöfen irgendwo Marmor?«

Dort, wo Sie die junge Deutsche gefunden haben?«

»Nein«, erwiderte Sachs.

Cooper meinte, die Spur könnte möglicherweise aus Monelles Herberge stammen. Immerhin habe Nummer 238 sie dort entführt.

»Nein, ich kenne den Wohnblock, in dem sich das Deutsche Haus befindet. Das ist lediglich ein umgebautes Mietshaus im East Village. Dort findet man allenfalls polierten Granit. Vielleicht, aber nur vielleicht, handelt es sich um eine Spur aus seinem Unterschlupf. Irgendwas Bemerkenswertes daran?«

»Meißelspuren«, sagte Cooper, über das Mikroskop gebeugt.

»Ah, gut. Glatt?«

»Nicht besonders. Eher ausgezackt.«

»Eine alte Steinschneidemaschine also?«

»Ja, ich glaube schon.«

»Schreib das auf, Thom«, befahl Rhyme und deutete mit dem Kopf auf das Plakat. »In seinem Unterschlupf muß irgendwo Marmor sein. Und das Haus ist alt.«

»Aber wieso kümmern wir uns um sein Haus?« fragte Banks und schaute auf seine Uhr. »Das FBI müßte ihn mittlerweile haben.«

»Man kann gar nicht genug Erkenntnisse gewinnen, Banks. Merken Sie sich das. Nun, was haben wir sonst noch?«

»Ein weiteres Stück von seinem Handschuh. Von dem roten Leder. Und was ist das?« fragte er Sachs und hielt eine Plastiktüte hoch, die einen Holzspan enthielt.

»Eine Probe von dem Aftershave. Von der Stelle, wo er den Pfosten berührt hat.«

»Soll ich eine Duftstoffanalyse vornehmen?« fragte Cooper.

»Laß mich erst mal dran riechen«, sagte Rhyme.

Sachs brachte die Tüte zu ihm. Darin befand sich ein kleines, flaches Stück Holz. Sie öffnete sie, und er atmete tief ein.

»Brut. Wieso haben Sie das nicht erkannt? Thom, füge hinzu, daß unser Mann gewöhnliches Drogerieparfüm benutzt.«

»Hier ist das andere Haar«, meldete sich Cooper. »Ganz ähnlich wie das, was wir zuvor gefunden haben, möglicherweise gleichen Ursprungs. Ach verdammt, Lincoln, deinetwegen sag' ich einfach mal, es ist das gleiche. Braun.«

»Wie sehen die Spitzen aus? Abgeschnitten oder abgebrochen?«

»Abgeschnitten.«

»Gut, damit wären wir mit der Haarfarbe ein Stück weiter«, sagte Rhyme.

Thom wollte auf der Tabelle gerade *braun* eintragen, als Sellitto sagte: »Schreiben Sie das nicht hin!«

»Was?«

»Braune Haare hat er offensichtlich nicht«, fuhr Rhyme fort.

»Ich dachte -«

»Sie sind alles andere als braun. Blond vielleicht oder sandfarben, schwarz, rot...«

»Ist ein alter Trick«, erklärte der Detective. »Man schleicht sich durch die Seitengasse hinter einen Friseursalon, klaut ein paar Haare aus der Mülltonne und hinterläßt sie am Tatort.«

»Oh.« Banks, begeistert wie eh und je, speicherte das irgendwo in seinem Hirn.

»Na schön«, sagte Rhyme. »Zur Faser.«

Cooper schob sie unter das Polarisationsmikroskop. »Doppelbrechung bei 053«, sagte er, während er die Einstellung regelte.

»Nylon Nummer sechs«, versetzte Rhyme. »Wie sieht das aus, Mel?«

»Ziemlich rauh. Genoppt, dem Querschnitt nach zu urteilen. Hellgrau.«

»Teppichboden.«

»Richtig. Ich guck' mal in der Datei nach.« Einen Moment später blickte er vom Computer auf. »Die Faser stammt von Hampstead Textile Nummer 118B.«

Rhyme schniefte verächtlich.

»Was ist?« fragte Sachs.

»Die am weitesten verbreitete Kofferraum-Auslegeware, wird seit fünfzehn Jahren von allen amerikanischen Automobilherstellern verwendet. Befindet sich in über zweihundert Modellen. Aussichtslos ... Mel, ist irgend etwas an der Faser *dran* ? Untersuch sie mit dem REM.«

Der Techniker stellte das Rasterelektronenmikroskop an. Der Bildschirm flackerte auf - ein unheimliches blaugrünes Leuchten. Die Faser sah aus wie ein dickes Tau.

»Ich hab' hier was. Kristalle. Ziemlich viele sogar. Die rüsten ihre Teppichböden mit Titaniumoxyd aus, damit sie matter wirken. Das könnte es sein.«

»Untersuch's im Gaschromatographen. Es ist wichtig.«

»Das gibt nicht genug her, Lincoln. Ich müßte die ganze Faser verbrennen.«

»Dann verbrenne sie.«

»Sich beim FBI ein paar Beweismittel auszuborgen mag ja noch angehen«, wandte Sellitto vorsichtig ein. »Aber sie vernichten? Ich weiß nicht recht, Lincoln. Wenn es zu einer Gerichtsverhandlung kommt...«

»Wir müssen es tun.«

»O Mann«, sagte Banks.

Sellitto nickte widerwillig, als Cooper die Probe vorbereitete. Das Gerät zischte auf. Kurz darauf tauchten Säulen am Bildschirm auf. »Das sind die langen Kettenmoleküle, typisch für Polyamide. Das Nylon. Aber diese kleine Wellenlinie - das ist irgendwas anderes. Chlor, das ist... es ist ein Reinigungsmittel.«

»Denk dran«, sagte Rhyme, »daß die Deutsche gesagt hat, der Wagen habe sauber gerochen. Stell fest, um welche Marke es sich handelt.«

Cooper verglich das Untersuchungsergebnis mit den entsprechenden Markenproben in der Vergleichsmusterdatei. »Hergestellt

von Pfizer Chemicals. Wird unter dem Namen Tidi-Kleen von Baer Automotive Products in Teterboro vertrieben.«

»Bestens!« rief Lincoln Rhyme. »Die Firma kenne ich. Sie beliefern vor allem Großkunden. Hauptsächlich Mietwagenfirmen. Unser Unbekannter fährt also einen Mietwagen.«

»Aber er wird doch nicht so verrückt sein und mit einem Mietwagen zum Tatort fahren, oder?« warf Banks ein.

»Er hat ihn gestohlen«, grummelte Rhyme, so als hätte der junge Mann gerade gefragt, was zwei plus zwei sei. »Und die Nummernschilder sind vermutlich auch gestohlen. Steht uns Emma noch zur Verfügung?«

»Die ist wahrscheinlich schon im Bett.«

»Weck sie auf und sag ihr, sie solle sich bei Hertz, Avis, National und Budget nach gestohlenen Wagen erkundigen.«

»Wird gemacht«, sagte Sellitto, wenn auch etwas unbehaglich, als röchte er den leicht brenzlichen Geruch, der in der Luft hing, seit sie das Beweismittel des FBI verbrannt hatten.

»Die Fußspuren?« fragte Sachs.

Rhyme betrachtete die Abdrücke, die sie nach der elektrostatischen Methode gesichert hatte.

»Ungewöhnliche Sohlenabnutzung. Hier, seht ihr diese abgetretenen Stellen an der Außenkante beider Schuhe, in Höhe des Fußballens?«

»Zehenverkrümmung?« fragte Thom sich laut.

»Möglich, aber die Absätze sind nicht dementsprechend abgetreten.« Rhyme musterte die Abdrücke. »Meiner Meinung nach ist er eine Leseratte.«

»Eine Leseratte?«

»Setzen Sie sich in den Sessel da drüber«, sagte Rhyme zu Sachs. »Beugen Sie sich über den Tisch und tun Sie so, als ob Sie ein Buch lesen.«

Sie setzte sich hin, blickte dann auf. »Und?«

»Tun Sie so, als würden Sie umblättern.«

Sie tat so, mehrmals. Blickte wieder auf.

»Weiter so. Sie lesen gerade *Krieg und Frieden*.«

Sie hatte den Kopf gesenkt, blätterte eine Seite nach der anderen um. Nach kurzer Zeit legte sie unwillkürlich die Knöchel über Kreuz. So daß nur mehr die Außenkanten ihrer Schuhe den Boden berührten.

Rhyme wies darauf hin. »Halt *das* in unserem Täterprofil fest, Thom. Aber mit einem Fragezeichen. Nun werfen wir mal einen Blick auf die Papillarleisten.«

Sachs erklärte, daß sie den deutlichen Fingerabdruck, anhand dessen der Unbekannte identifiziert worden sei, nicht dabeihabe. »Der ist noch beim FBI.«

Doch dieser Abdruck interessierte Rhyme gar nicht. Er wollte den Abdruck sehen, den Sachs mit der Kromekot-Folie am Hals der jungen Deutschen gesichert hatte.

»Scanner nimmt ihn nicht an«, meldete Cooper. »Der ist nicht mal C-klassig. Der gibt meiner Meinung nach überhaupt nichts her.«

»Mir geht es nicht um eine Identifizierung«, sagte Rhyme. »Aber dieser Streifen da interessiert mich.« Es war eine halbmondförmige Linie, die sich genau im Kerbereich des Abdrucks befand.

»Was ist das?« fragte Sachs.

»Eine Narbe, glaube ich«, sagte Cooper. »Von einer alten Schnittverletzung. Sieht ziemlich schlimm aus. Muß bis auf den Knochen gegangen sein.«

Rhyme dachte an die zahllosen Narben, Abschürfungen und anderen Hautverletzungen, die er im Lauf der Jahre zu Gesicht bekommen hatte. Früher, als noch nicht alle Menschen am Computer saßen und Arbeitsabläufe nur mehr verwalteten, hatte man durch eine Untersuchung der Hände feststellen können, welchen Beruf jemand ausübte. Sekretärinnen erkannte man an den verkrümmten Fingerspitzen vom vielen Tippen, Näherinnen an den Einstichen, desgleichen Schuster, deren Nadeln etwas größere Löcher hinterließen; dazu die Stifteindrücke und Tintenflecke bei Stenographen

und Buchhaltern, die typischen Schnittverletzungen, die sich beispielsweise Drucker am Papier zufügten, die unverwechselbaren Schwielen, die bei jeder körperlichen Arbeit entstanden ...

Aber mit dieser Narbe konnten sie überhaupt nichts anfangen.

Noch nicht jedenfalls. Nicht, solange sie keinen Verdächtigen hatten, dessen Hände sie untersuchen konnten.

»Was noch? Der Knieabdruck. Der ist gut. Läßt zumindest erahnen, was er trägt. Halten Sie ihn hoch, Sachs. Höher! Weite Hose. Den Knitterfalten nach zu schließen, handelt es sich um eine Naturfaser. Bei diesem Wetter würde ich auf Baumwolle tippen. Keine Wolle. Und Seidenhosen sieht man heutzutage nicht mehr allzuoft.«

»Ein leichtes Gewebe«, sagte Cooper. »Kein Denim.«

»Eine Sporthose«, schloß Rhyme. »Trag das in unser Profil ein, Thom.«

Cooper wandte sich wieder dem Computer zu und gab ein paar Befehle ein. »Mit dem Blatt haben wir kein Glück. Nicht mal im Smithsonian liegt was Entsprechendes vor.«

Rhyme ließ den Kopf auf das Kissen sinken. Wieviel Zeit mochten sie noch haben? Eine Stunde? Zwei?

Der Mond. Schmutz. Brackiges Wasser ...

Rhyme warf einen Blick auf Sachs, die allein in der Ecke stand. Sie hatte den Kopf gesenkt, so daß ihre roten Haare lang herunterhingen. Sie schaute in eine Beweismitteltasche, hatte die Stirn gerunzelt, so als denke sie scharf nach. Wie oft hatte er früher in genau dieser Haltung dagestanden, wenn er -

»Eine Zeitung!« rief sie und blickte auf. »Wo finde ich eine Zeitung?« Aufgeregt blickte sie von Tisch zu Tisch. »Eine Zeitung von heute?«

»Was ist los, Sachs?« fragte Rhyme.

Sie riß Jerry Banks die *New York Times* aus der Hand und blätterte sie rasch durch.

»Diese Flüssigkeit... an der Unterwäsche«, sagte sie zu Rhyme. »Könnte das Seewasser sein?«

| Aussehen | Aufenthaltsort | Fahrzeug | Sonstiges |
|--|--|---|---|
| <ul style="list-style-type: none"> • Weiß, männlich, schmächtig • Dunkle Kleidung • Skimaske? Marineblau? • Alte Handschuhe, rötlch. Ziegenleder • Aftershave: um anderen Geruch zu überdecken? • Aftershave = Brut • Haarfarbe nicht braun • Tiefe Narbe am Zeigefinger • Sporthose | <ul style="list-style-type: none"> • Wahrsch. sicherer Unterschlupf • Wohnhaft nahe: Broadway/82 St.: ShopRite Broadway/96. St.: Anderson Foods Greenwich/BankSt.: ShopRite 2ndAve./72.-73. St.: Grocery World Battery Park City: J&G's Emporium 2nd Ave. Nr. 1709: Anderson Foods 34. St/Lex. Ave.: Food Warehouse 8th Ave./24St.:Shop Rite Houston/ Lafayette St.: ShopRite 6th Ave ./Houston St.: J&G's Emporium Greenw./Franklin St.: Grocery World • Altes Haus. rosa Marmor | <ul style="list-style-type: none"> • Gelbes Taxi • Limousine, neuester Typ • Hellgrau, Silber, beige • Mietwagen, evtl. gestohlen | <ul style="list-style-type: none"> • Kenntn. TO-Arbeit • evtl. vorbestraft • Kenntn. Fingerabdr. • Waffe = .32er Colt • Fesselt Opfer mit ungew. Knoten • Vorliebe für »Altes« • Nannete ein Opfer »Hanna« • Grundkenntnisse Deutsch • Vorliebe für Unterirdisches • Persönlichkeits-spaltung • Evtl. Priester, Sozialarbeiter, Anwalt • Ungewöhnlich abgetragene Schuhe; liest viel? |

»Seewasser?« Cooper studierte das Ergebnis der gaschromatografischen Untersuchung. »Natürlich! Wasser, Natrium und andere Mineralien. Dazu das Öl und die Phosphate. Es ist verunreinigtes Seewasser.«

Sie schaute zu Rhyme. »Die Flut!« riefen beide wie aus einem Mund.

Sie hielt die Zeitung hoch. Hatte die Seite mit dem Wetterbericht aufgeschlagen, auf der sich auch eine graphische Darstellung der Mondphasen befand - genau wie die, die sie am Tatort gefunden hatte. Darunter war eine Gezeitentabelle. »In vierzig Minuten hat die Flut den höchsten Stand erreicht.«

Rhyme verzog angewidert das Gesicht. Er war wütend, wütend auf sich selbst, und das war am all erschlimmsten. »Er will das Opfer ertränken. Es befindet sich unter einem Pier in Downtown.« Er blickte auf die Karte von Manhattan, betrachtete den kilometerlangen Küstenstreifen. »Sachs, Sie dürfen sich wieder als Rennfahrerin betätigen. Sie und Banks begeben sich nach Westen. Lon, würdest du die East Side übernehmen ? Die Gegend um den South Street Seaport. Und du, Mel, findest gefälligst heraus, was das für ein Blatt ist.«

Eine aufschwappende Welle klatschte an seinen Kopf.

William Everett schlug die Augen auf und blies das Salzwasser aus seiner Nase. Es war eiskalt, und er spürte, wie sein schwaches Herz kämpfte, aussetzte, dann wieder mühsam das warme Blut in seinen Körper pumpte.

Beinahe wäre er wieder ohnmächtig geworden. Wie vor ein paar Stunden, als ihm der Mistkerl den Finger gebrochen hatte. Langsam kam er zu sich, erinnerte sich nach und nach, was mit ihm geschehen war. Dann mußte er an seine verstorbene Frau denken - und aus irgendeinem Grund fielen ihm die Reisen ein, die sie gemeinsam unternommen hatten. Sie waren in Gizeh gewesen. Und in Guatemala. In Nepal und in Teheran (eine Woche vor der Geiselnahme in der amerikanischen Botschaft).

Einmal waren sie mit der Southeast China Airlines unterwegs gewesen, und ihre Maschine hatte eine Stunde nach dem Start in Peking eins von zwei Triebwerken verloren. Evelyn hatte sich vornübergebeugt, die bei einer Notlandung vorgeschriebene Haltung eingenommen, sich auf den Tod vorbereitet, und dabei direkt auf einen Artikel in der Bordzeitschrift gestarrt, in dem vor dem Genuß von heißem Tee nach dem Essen gewarnt wurde. Hinterher, an der Bar des Raffles Hotel in Singapur, hatte sie ihm davon erzählt, und sie waren in hysterisches Gelächter ausgebrochen, bis ihnen die Tränen in die Augen traten.

Dann dachte er an die eiskalten Augen des Kidnappers. An seine Zähne, die dicken Handschuhe.

Plötzlich tat sein Arm weh - ein unerträglicher Schmerz, der bis in seinen Kopf ausstrahlte.

Der gebrochene Finger oder ein Herzinfarkt? fragte er sich.

Vielleicht beides zugleich.

Everett schloß die Augen, bis der Schmerz nachließ. Dann blickte er sich um. Offenbar war er unter einem verfallenden Pier angekettet. In einem Gelaß, denn die Längsseite war mit Planken verschalt, einer Art Wellenbrecher, deren Unterkante sich mittlerweile kaum mehr fünfzehn Zentimeter über dem Wasser befand. Die Lichter der Boote, die sich auf dem Fluß spiegelten, und der helle Schein der Industrieanlagen drüben in New Jersey glitzerten durch den schmalen Spalt. Nach oben, zum Pier hin, waren noch gut anderthalb Meter Platz, doch inzwischen stand ihm das Wasser bis zum Hals, und er konnte den Kopf nicht höher halten, so sehr er auch an den Handschellen zerrte.

Wieder dieser gräßliche Schmerz, der vom Finger über den Arm bis in den Kopf ausstrahlte. Everett verlor die Besinnung. Er sackte vornüber, bekam Wasser in die Nase, prustete und kam wieder zu sich.

Dann stieg der Mond ein Stück höher und mit ihm die Flut, und auf einmal war das hölzerne Gelaß von der Außenwelt abgeschnit-

ten. Dunkelheit rundum. Er hörte jetzt nur mehr die schwappenden Wellen und sein eigenes Stöhnen.

Er wußte, daß er so gut wie tot war, daß er sich allenfalls noch ein paar Minuten über der stinkenden Brühe halten konnte. Er schloß die Augen und drückte das Gesicht an den glitschigen schwarzen Pfahl, an den er gekettet war.

EINUNDZWANZIG

»Runter nach Downtown, Sachs«, krächzte Rhymes Stimme aus dem Funkgerät.

Sie trat das Gaspedal des Kombis durch und raste mit rotem Blinklicht über den West Side Highway in Richtung Downtown. Rücksichtslos jagte sie den Wagen bis auf hundertdreißig Sachen hoch.

»Okay, wow«, rief Jerry Banks.

Straßen abzählen. Die Dreiundzwanzigste Straße, die Zwanzigste, die Verladerutsche an der Vierzehnten Straße, wo die Frachtkähne der Müllabfuhr anlegten. Als sie durchs Village rasten, durch den Schlachthofbezirk, stieß ein Sattelzug unmittelbar vor ihnen aus einer Seitenstraße. Statt abzubremsen, zog sie den Wagen wie ein Hindernisreiter über den Bordstein am Mittelstreifen, was Banks eine Reihe atemlos hervorgestößener Flüche entlockte, während der Fahrer des großen weißen Trucks ein spektakuläres Ausweichmanöver hinlegte und lauthals die Preßluftfanfare aufheulen ließ.

»Ups«, sagte Amelia Sachs und fädelte sich wieder auf der Spur in Richtung Süden ein. »Sagen Sie das noch mal«, meldete sie sich bei Rhyme. »Ich hab's nicht mitbekommen.«

Rhymes blecherne Stimme schallte aus dem Kopfhörer. »Runter nach Downtown, mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Bis wir herausfinden, was das Blatt bedeutet.«

»Wir kommen nach Battery Park City.«

»Noch fünfundzwanzig Minuten bis zum höchsten Wasserstand«, rief Banks.

Vielleicht konnten ihm Dellray und seine Männer eine genaue

Ortsangabe entlocken. Sie könnten den Unbekannten irgendwo in eine Seitengasse schleppen und eine Tüte mit Äpfeln mitnehmen. Nick hatte ihr erzählt, daß man Straftäter auf diese Weise dazu brachte, einem zu »helfen«. Knall ihnen eine Obsttüte in den Unterleib. Sehr schmerhaft. Keinerlei Spuren. In ihrer Jugend hätte sie nicht geglaubt, daß Polizisten so etwas machten. Jetzt wußte sie es besser.

Banks tippte ihr an die Schulter. »Da drüber. Ein Haufen alter Piers.«

Morsches Holz, faulig und verfallen. Ein unheimlicher Anblick.

Mit quietschenden Reifen blieben sie stehen, stiegen aus und rannten zum Wasser.

»Sind Sie dran, Rhyme?«

»Reden Sie mit mir, Sachs. Wo sind Sie?«

»An einem Pier etwas nördlich von Battery Park City«

»Lon hat sich gerade von der East Side gemeldet. Er hat nichts gefunden.«

»Es ist aussichtslos«, sagte sie. »Hier gibt's gut ein Dutzend Piers. Dazu die ganze Promenade ... Und die Feuerlöschboot-Station, die Anleger für die Fähren und der Pier am Battery Park ... Wir brauchen das Einsatzkommando.«

»Wir *haben* kein Einsatzkommando, Sachs. Die stehen uns nicht mehr zur Verfügung.«

Noch zwanzig Minuten bis Hochwasser.

Suchend blickte sie die Küste auf und ab. Ließ hilflos die Schultern sinken. Dann legte sie die Hand an die Waffe und rannte zum Fluß. Jerry Banks folgte ihr auf dem Fuß.

»Sag mir etwas zu diesem Blatt, Mel. Rate von mir aus, aber mach irgendwas. Laß dir etwas einfallen.«

Unruhig blickte Cooper vom Mikroskop zum Computermonitor.

Achttausend Blattpflanzenarten gab es in Manhattan.

»Von der Zellstruktur her läßt es sich nirgendwo zuordnen.«

»Es ist alt«, sagte Rhyme. »Wie alt?«

Cooper betrachtete wieder das Blatt. »Verdorrt. Etwa hundert Jahre, würde ich meinen, vielleicht etwas weniger.«

»Was ist in den letzten hundert Jahren ausgestorben?«

»In einem Ökosystem wie Manhattan sterben Pflanzen nicht aus. Irgendwo tauchen sie immer wieder auf.«

Das brachte Rhyme auf eine Idee. Erinnerte ihn an etwas, doch er wußte noch nicht genau, woran. Ein Gefühl, das er einerseits mochte, zugleich aber auch haßte. Manchmal bekam man den Gedanken zu fassen wie einen leichten, langsamem Ball. Oder er entglitt einem völlig und hinterließ nur einen bitteren Nachgeschmack ob der eigenen Einfallslosigkeit;

Sechzehn Minuten bis zum höchsten Wasserstand.

Was war das für ein Gedanke? Er ging in sich, schloß die Augen...

Ein Pier, dachte er. Das Opfer ist unter einem Pier.

Was hat es damit auf sich? *Denk nach!*

Ein Pier ... Schiffe, die dort entladen werden ... Fracht.

Fracht löschen!

Er riß die Augen auf. »Mel, könnte es eine Kulturpflanze sein?«

»O verdammt. Ich habe nur auf den allgemeinen Gartenbauseiten nachgeguckt, nicht unter Kulturpflanzen.« Er machte sich wieder am Computer zu schaffen - stundenlang, so kam es Rhyme vor.

»Nun?«

»Moment, einen Moment noch ... Hier ist eine Reihe von Binär-codes.« Er überflog sie. »Gerste, Hafer, Luzerne, Mais, Rüben, Tabak ...«

»Tabak! Versuch's damit.«

Cooper zog den Cursor auf den entsprechenden Eintrag, dann ein Doppelklick mit der Maus, und langsam tauchte das Bild am Monitor auf.

»Das ist es!«

»Das World Trade Center«, rief Rhyme. »Auf den Ländereien nördlich davon befanden sich früher Tabakplantagen. Thom, das Re-

cherchematerial für mein Buch - ich brauche die Karte aus den vierziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts. Und die moderne Karte, anhand derer Bo Haumann festgestellt hat, wo asbestosverseuchte Häuser saniert wurden. Hefte sie wieder an die Wand, nebeneinander.«

Der Adlatus fand die alte Karte bei Rhymes Unterlagen. Er klebte beide neben dem Bett an die Wand. Die ältere Karte, von grober Hand gezeichnet, zeigte den nördlichen Teil der städtischen Ansiedlung - eine Ansammlung von Häusern im unteren Bereich der Halbinsel, umgeben von Plantagen. Drei Schiffswerften befanden sich am Fluß, der seinerzeit nicht Hudson hieß, sondern West River. Rhyme blickte auf den aktuellen Stadtplan. Das Ackerland war selbstverständlich verschwunden, desgleichen die Kais. Doch er entdeckte einen verlassenen Kai, der genau an der Stelle lag, wo früher einer der von den Tabakexporteuren genutzten alten Piers gewesen war.

Rhyme strengte sich an, neigte den Kopf soweit wie möglich nach vorn und versuchte den Namen der nächstgelegenen Straße zu erkennen. Er wollte Thom gerade rufen, daß er herkommen und ihm die Karte hinhalten sollte, als unten ein lauter Schlag ertönte und die Tür nach innen aufflog. Glas splitterte.

Thom lief die Treppe hinunter.

»Ich will ihn sehn.« Die barsche Stimme hallte durchs Treppenhaus.

»Einen -«, setzte der Adlatus an.

»Nein. Keinen Moment, auch keine Minute. Sondern sofort. Jetzt, verflucht noch mal. Auf der Stelle.«

»Mel«, flüsterte Rhyme, »laß die Spuren verschwinden, stell die Geräte ab.«

»Aber -«

»Mach schon!«

Rhyme schüttelte Kopfhörer und Mikrofon ab. Sie fielen auf die Kante des Clinitron. Schwere Schritte auf der Treppe.

Thom versuchte sie nach besten Kräften aufzuhalten, doch die Besucher waren drei FBI-Agenten, und zwei davon hatten schwere Schußwaffen in der Hand. Langsam wich er über die Treppe zurück.

Mel Cooper, gelobt sei er, hatte das Stereomikroskop innerhalb von fünf Sekunden zerlegt und verstaute gerade sorgfältig die Einzelteile, als die Bundesagenten oben an der Treppe auftauchten und in Rhymes Schlafzimmer stürmten. Die Tüten mit den Beweismitteln waren unter einem Tisch versteckt und mit etlichen *National Geographics* abgedeckt.

»Ah, Dellray«, sagte Rhyme. »Haben Sie unseren Unbekannten gefunden?«

»Wieso haben Sie uns nix gesagt?«

»Was hätte ich denn sagen sollen?«

»Daß der Fingerabdruck getürkt war.«

»Mich hat ja keiner gefragt.«

»Getürkt?« fragte Cooper verblüfft.

»Nun ja, der Abdruck war echt«, sagte Rhyme, als wäre das offensichtlich. »Aber er stammte nicht von dem Unbekannten. Unser Junge brauchte für seine Fischzüge ein Taxi. Und so stieß er auf - wie war doch gleich der Name?«

»Victor Pietrs«, knurrte Dellray und berichtete von dem Taxifahrer.

»Guter Trick«, sagte Rhyme nicht ohne eine gewisse Bewunderung. »Sucht sich einen Serben aus, der psychisch gestört ist. Frage mich, wie lange er Ausschau gehalten hat, bis er einen geeigneten Kandidaten gefunden hatte. Jedenfalls hat Nummer 238 den armen Mr. Pietrs umgebracht und sein Taxi gestohlen. Ihm den Finger abgeschnitten. Er hat ihn aufbewahrt, weil er sich dächte, falls wir ihm zu nahe kämen, könnte er damit einen hübschen, deutlich sichtbaren Abdruck am Tatort hinterlassen, um uns in die Irre zu führen. Ich glaube, es hat funktioniert.«

Rhyme warf einen Blick zur Wanduhr. Noch vierzehn Minuten.

»Woher hast du das gewußt?« Dellray betrachtete die Karten an Rhymes Wand, interessierte sich aber, Gott sei Dank, nicht näher dafür.

»Der Abdruck wies gewisse Runzeln auf, die auf Flüssigkeitsver-

lust hindeuteten. Ich wette, die Leiche war in einem scheußlichen Zustand. Und ihr habt sie im Keller gefunden. Habe ich recht? Dort, wo unser Knabe seine Opfer mit Vorliebe versteckt.«

Dellray ging nicht darauf ein und suchte statt dessen wie ein Spürhund das Zimmer ab.

»Wo habt ihr die Beweismittel versteckt?«

»Beweismittel? Ich weiß nicht, wovon Sie reden. Sagen Sie mal, haben Sie meine Tür kaputtgemacht? Letztesmal sind Sie hier eingedrungen, ohne vorher anzuklopfen. Und jetzt treten Sie mir einfach die Tür ein.«

»Weißt du, Lincoln, ich habe mir vorhin überlegt, ob ich mich bei dir entschuldigen soll -«

»Toll von Ihnen, Fred.«

»Aber jetzt ist mir mehr danach, dich am Arsch zu kriegen.«

Rhyme schielte auf die Kopfhörer und das Mikrofon, das herunterbaumelnde Kabel. Er meinte förmlich zu hören, wie Sachs' Stimme herausschallte.

»Rück die Beweismittel raus, Rhyme. Du weißt überhaupt nicht, in was für einem schweinsdreckigen Schlamassel du drinsteckst.«

»Thom«, sagte Rhyme bedächtig. »Agent Dellray hat mich so erschreckt, daß mir der Kopfhörer meines Walkman heruntergerutscht ist. Würdest du ihn bitte an den Bettpfosten hängen?«

Der Adlatus kapierte sofort. Er hängte ihn so neben Rhymes Kopf, daß Dellray das Mikrofon nicht sehen konnte.

»Besten Dank«, sagte Rhyme zu Thom. Und fügte dann hinzu: »Weißt du, ich habe heute noch nicht gebadet. Ich glaube, es wird Zeit, meinst du nicht auch?«

»Ich habe mich schon die ganze Zeit gefragt, wann du mich darum bitten würdest«, sagte Thom, der ein geborener Schauspieler war.

»Kommen Sie, Rhyme. Um Himmels willen. Wo sind Sie?«

Dann hörte sie eine Stimme über Kopfhörer. Thom. Er klang gestelzt, verstiegen. Irgend etwas stimmte nicht.

»Ich habe den neuen Schwamm«, sagte er.

»Sieht recht gut aus«, antwortete Rhyme.

»Rhyme?« rief Sachs. »Was, zum Teufel, ist los?«

»Hat siebzehn Dollar gekostet. Sollte also etwas taugen. Ich drehe dich jetzt um.«

Sie hörte andere Stimmen, konnte sie aber nicht erkennen.

Sachs und Banks trabten am Wasser entlang und spähten über die Kais in die graubraunen Fluten des Hudson. Sie winkte Banks zu, daß er stehenbleiben solle, beugte sich zurück, damit das Seitenstechen nachließ, und spuckte in den Fluß. Rang mühsam um Atem.

»... wird nicht lange dauern«, tönte es aus dem Kopfhörer. »Wenn Sie uns bitte entschuldigen würden, meine Herren.«

»... warten wir lieber, wenn's euch nichts ausmacht.«

»Es macht mir etwas aus«, sagte Rhyme. »Dürfte ich vielleicht um etwas Intimsphäre bitten?«

»Rhyme, können Sie mich hören?« rief Sachs verzweifelt. Was, 'zum Teufel, trieb der da?

»Nix da. Für jemand, der Beweismittel klaut, gibt's keine Intimsphäre.«

Dellray. Er war in Rhymes Zimmer. Tja, damit war die Sache gelaufen. Das Opfer war so gut wie tot.

»Ich will die Beweismittel«, brüllte der Agent.

»Nun denn, Dellray, ich kann Ihnen aber lediglich den Anblick eines Mannes bieten, der gerade gesalbt und geölt wird.«

Banks wollte etwas sagen, doch sie brachte ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen.

Dumpfes Gemurmel, das sie nicht verstehen konnte.

Dann ein lauter, wütender Ausruf von Dellray.

Und wieder Rhymes Stimme, seelenruhig. »Wissen Sie, Dellray, ich war mal ein guter Schwimmer. Bin jeden Tag schwimmen gegangen.«

»Wir haben keine zehn Minuten mehr«, flüsterte Sachs. Ruhig schwappte das Wasser. Zwei Ausflugsboote fuhren vorbei.

Dellray grummelte irgend etwas.

»Ich bin immer drunten am Hudson schwimmen gegangen. Da-mals war es noch viel sauberer. Das Wasser, meine ich.«

Eine Funkstörung. Seine Stimme brach ab.

»... alten Pier. Mein Lieblingsplatz. Dort waren einst die Hudson Dusters daheim. Die berüchtigte Bande. Nie von ihnen gehört? In den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Nördlich der heutigen Battery Park City. Sie wirken gelangweilt. Keine Lust mehr, sich den schlaffen Arsch eines Krüppels anzugucken? Nein. Wie belieben. Der Pier befand sich zwischen der North Moore und der Chambers Street. Ich bin da reingesprungen, um die Anlegesteg geschwommen...«

»North Moore und Chambers«, schrie Sachs und kehrte um. Die Stelle war ihnen entgangen, weil sie zu weit nach Süden gefahren waren. Sie lag etwa vierhundert Meter nördlich von ihnen. Sie sah eine morsche braune Holzkonstruktion, ein großes Abflußrohr, in das bei Flut das Seewasser eindrang. Wieviel Zeit hatten sie noch? So gut wie gar keine mehr. Nie und nimmer konnten sie das Opfer retten.

Sie riß den Kopfhörer herunter und rannte zum Auto. Banks war dicht hinter ihr.

»Können Sie schwimmen?« fragte sie.

»Ich? Ab und an ein paar Züge im Fitneß-Club.«

Niemals war das zu schaffen.

Sachs blieb plötzlich stehen, drehte sich einmal rasch um die eigene Achse und blickte auf die menschenleeren Straßen.

Das Wasser stand ihm fast bis zur Nase. William Everett wollte gerade einatmen, als ihm eine flache Welle über das Gesicht spülte und das Salzwasser in seinen Hals drang. Gurgelnd würgte er es heraus - ein tiefer, grausiger Ton. Rasselnd. Er glitt von dem Stützpfeiler ab, geriet unter Wasser, reckte sich, tauchte wieder auf und ging erneut unter. Nein, lieber Gott, nein ...

bitte, laß nicht zu, daß -Er rüttelte an den Handschellen, trat um sich, versuchte, sie ir-

gendwie zu lockern. So als könnte er wie durch ein Wunder die mächtige Eisenschraube, an die er gekettet war, mit seinen schwächeren Muskeln verbiegen.

Prustend stieß er das Wasser aus der Nase und schüttelte hektisch den Kopf. Einen Moment lang konnte er wieder frei atmen. Seine Nackenmuskeln schmerzten - fast so schlimm wie der gebrochene Finger -, weil er ständig den Kopf nach hinten reckte, der Luft entgegen, die verlockend über ihm lag.

Eine kurze Gnadenfrist war ihm vergönnt.

Dann kam die nächste Welle, wieder etwas höher.

Das war das Ende.

Er konnte nicht mehr. Gib's auf, sagte er sich. Geh zu Evelyn, laß es gut sein ...

Und William Everett ließ es gut sein. Er versank in der dreckigen Brühe, inmitten von Abfall und angeschwemmtem Seetang.

Erschrocken riß er den Kopf wieder hoch. Nein, nein ...

Er war da. Der Kidnapper! Er war zurückgekommen.

Everett trat mit den Füßen, schluckte erneut Wasser, versuchte sich verzweifelt loszureißen. Der Mann strahlte ihn mit einer grellen Lampe an und stieß mit einem Messer nach ihm.

Nein, nein ...

Er begnügte sich nicht damit, ihn zu ertränken - er wollte ihn auch noch verstümmeln. Everett trat blindlings nach ihm. Doch der Kidnapper verschwand im Wasser ... und dann, auf einmal, waren seine Hände frei.

Der alte Mann vergaß seine Abschiedsworte, stieß sich wie von tausend Teufeln gejagt nach oben, sog gierig die faulige Luft durch die Nase ein und riß das Klebeband von seinem Mund. Er japste, spie brackiges Wasser aus. Er stieß mit dem Kopf an die Unterkante des Piers und lachte laut auf. »Oh, mein Gott, o Gott, o Gott...«

Dann tauchte ein anderes Gesicht auf... Ebenfalls unter einer Art Kapuze, an der eine grelle Lampe angebracht war, und dann erkannte Everett, daß der Mann einen Taucheranzug trug, auf dem das Ab-

zeichen der New Yorker Feuerwehr prangte. Und die Männer hatten auch keine Messer in der Hand, sondern Bolzenschneider. Einer von ihnen schob ihm ein bitter schmeckendes Mundstück zwischen die Zähne, und Everett sog den frischen Sauerstoff ein, bis ihm schwindlig wurde.

Der Taucher legte den Arm um ihn und schwamm mit ihm zur Außenkante des Piers.

»Tief Luft holen. Wir sind gleich draußen.«

Er atmete ein, bis ihm schier die Lunge barst, schloß die Augen und sank mit dem Taucher hinab in das Wasser, das im Schein seiner Taschenlampe grausig gelb aufleuchtete. Es war ein kurzer, aber beschwerlicher Tauchgang - steil nach unten, dann durch das trübe, dreckige Wasser wieder nach oben. Einmal entglitt er dem Taucher und war einen Moment lang auf sich allein gestellt. Doch William Everett hielt sich wacker. Nach diesem Abend konnte ihn auch ein einsames Bad im kabbeligen Hudson nicht mehr erschüttern.

Sie hatte eigentlich gar kein Taxi nehmen wollen. Der Airport-Bus war nicht schlecht.

Doch Pammy war völlig überdreht, weil sie zuwenig geschlafen hatte - sie waren beide seit fünf Uhr morgens auf den Beinen -, und wurde immer unledriger. Die Kleine mußte schleunigst ins Bett. Eine Flasche Fruchtsaft und dann ab unter die Decke. Außerdem konnte Carole es kaum erwarten, nach Manhattan zu kommen - sie war ein schmales Mädel aus dem Mittelwesten, einundvierzig Jahre alt; sie war nie über Ohio hinausgekommen und war nun total gespannt auf die berühmte Skyline.

Carole holte ihr Gepäck ab und steuerte dann mit ihrer Tochter den Ausgang an. Sie überprüfte kurz, ob sie alles dabei hatte, was sie heute nachmittag mitgenommen hatte, als sie bei Kate und Eddie aufgebrochen waren.

Pammy, Pu-der-Bär, die Handtasche, die Decke, der Koffer, der gelbe Rucksack.

Alles da.

Ihre Freunde hatten sie vor der Stadt gewarnt. »Die nehmen dich aus«, hatte Eddie gesagt. »Da wimmelt's von Handtaschenräubern und Taschendieben.«

»Und laß dich nicht auf so ein Kartenspiel auf der Straße ein«, hatte Kate mütterlich hinzugefügt.

»Ich spiele nicht mal daheim Karten«, hatte Carole lachend erwidert.
»Wieso sollte ich also in Manhattan auf offener Straße spielen?«

Doch sie fand es gut, daß sie sich Sorgen um sie machten. Immerhin war sie, eine Witwe mit einem dreijährigen Kind, unterwegs in der härtesten Stadt der Welt, zur UN-Konferenz - und das hieß, mehr Ausländer, ach was, mehr *Menschen*, als sie je auf einem Haufen gesehen hatte.

Carole entdeckte ein Münztelefon und rief im Hotel an, um ihre Reservierung bestätigen zu lassen. Der Nachtpoertier sagte, das Zimmer stehe jederzeit zu ihrer Verfügung. Er erwarte sie in etwa einer Dreiviertelstunde.

Sie gingen durch die automatische Tür hinaus in die schwüle Nachtluft, die ihnen den Atem nahm. Carole blieb stehen und schaute sich um. Nahm Pammy fest an der Hand und ergriff mit der anderen den abgewetzten Koffer. Der schwere gelbe Rucksack hing über ihrer Schulter.

Sie stellten sich zu den anderen Passagieren in die Warteschlange vor dem Taxistand.

Carole bemerkte eine riesige Reklametafel auf der anderen Seite der Schnellstraße, die die UNO-Delegierten willkommen hieß. Die graphische Gestaltung war grauenhaft, doch sie betrachtete sie trotzdem eine ganze Weile - einer der Männer auf dem Plakat sah aus wie Ronnie.

Nach seinem Tod vor zwei Jahren hatte sie eine Zeitlang so gut wie alles an ihren hübschen, gepflegten Mann erinnert. Sie fuhr an einem McDonald's vorbei und mußte plötzlich daran denken, daß er gern Big Macs gegessen hatte. Filmschauspieler, die ihm ansonsten über-

haupt nicht ähnlich sahen, reckten mit einemmal den Kopf auf die gleiche Weise wie er. Einmal hatte sie eine Werbebrochure für Rasenmäher gesehen, und ihr war wieder eingefallen, mit welcher Hingabe er das kleine Rasenstück vor ihrem Haus in Arlington Heights gepflegt hatte.

Danach war sie jedesmal in Tränen ausgebrochen. Und sie hatte wieder Prozac oder ein anderes Antidepressivum genommen und eine Woche lang im Bett gelegen. War widerwillig auf Kates Angebot eingegangen, eine Nacht bei ihr und Eddie zu bleiben. Oder eine Woche. Einen Monat.

Aber jetzt war Schluß mit den Tränen. Sie war hier, weil sie ein neues Leben anfangen wollte. Die Zeit der Trauer war jetzt vorbei.

Carole schüttelte ihr dichtes dunkelblondes Haar aus, das ihr an der schweißnassen Schulter klebte, schob ihr Gepäck mit dem Fuß nach vorn und zog Pammy mit sich, als die Warteschlange am Taxistand ein Stück vorrückte. Sie blickte sich um, hielt Ausschau nach der Skyline von Manhattan. Doch sie sah nichts als die hoch aufragenden Leitwerke der Flugzeuge und den Verkehrsstrom, Massen von Menschen, Taxis und anderen Fahrzeugen. Dampfwolken stiegen wie aufgescheuchte Gespenster aus den Kanaldeckeln, und der Nachthimmel war schwarzgelb und dunstig.

Nun ja, sie nahm an, daß sie die Stadt noch früh genug sehen würde. Sie hoffte nur, daß Pammy schon so verständig war, daß sie sich später einmal an den ersten Eindruck erinnern würde.

»Na, mein Schatz, wie gefällt dir unser Abenteuer bislang?«

»Abenteuer. Ich mag Abenteuer. Ich will meinen Fruchtsaft. Krieg' ich bitte einen Saft?«

Bitte ... Das war neu. Die Dreijährige lernte in Windeseile alle Tricks und Kniffe. Carole lachte. »Wir besorgen dir gleich welchen.«

Endlich bekamen sie ein Taxi. Der Kofferraum wurde entriegelt, und Carole warf ihr Gepäck hinein, schlug den Deckel zu. Sie stieg in den Fond und schloß die Tür.

Pammy, Pu-der-Bär, die Handtasche...

»Wohin?« fragte der Fahrer. Und Carole rief ihm durch die Ple-xiglastrennscheibe die Adresse des Midtown Residence Hotel zu.

Der Fahrer fädelte sich in den Verkehr ein. Carole lehnte sich zurück und setzte Pammy auf ihren Schoß.

»Kommen wir an der UNO vorbei?« rief sie.

Doch der Mann wechselte gerade die Spur und war so auf die Straße konzentriert, daß er sie nicht hörte.

»Ich bin wegen der Konferenz hier«, erklärte sie. »Der UN-Konferenz.«

Immer noch keine Antwort.

Sie fragte sich, ob er sich mit der Sprache schwertat. Kate hatte sie vorgewarnt, daß sämtliche Taxifahrer in New York Ausländer seien. (»Nehmen den Amerikanern die Jobs weg«, hatte Eddie geknurrt. »Aber lassen wir das lieber, sonst reg' ich mich bloß auf.«) Sie konnte ihn durch die zerschrammte Trennscheibe kaum erkennen.

Vielleicht wollte er sich bloß nicht unterhalten.

Sie wechselten auf eine andere Schnellstraße - und da, plötzlich war sie vor ihr, die Skyline der Stadt. Funkelnd. Wie die Kristalle, die Kate und Eddie sammelten. Eine dichtgedrängte Masse von blau, golden und silbern leuchtenden Gebäuden, die jenseits des Wassers aufragten, und etwas weiter links noch eine Ansammlung von Wolkenkratzern. Ein großartiger Anblick, atemberaubender als alles, was Carole bislang gesehen hatte, und einen Moment lang kam ihr Manhattan vor wie ein riesiges Schiff.

»Schau, Pammy, da fahren wir hin. Ist das nicht herrlich?«

Im nächsten Moment jedoch wurde ihnen die Aussicht genommen, als der Fahrer die Schnellstraße verließ und am Ende der steilen Ausfahrt abrupt abbog. Dann rollten sie durch heiße, menschenleere Straßen, gesäumt von düsteren Ziegelbauten.

Carole beugte sich nach vorn. »Ist das die richtige Strecke? Antworten Sie mir. *Antworten Sie!*«

»Mami, stimmt was nicht?« fragte Pammy und fing an zu weinen.

»Wo fahren Sie hin?« rief Carole.

Doch der Mann fuhr einfach weiter- ruhig und gemächlich, blieb an jeder roten Ampel stehen und hielt sich genau an die Geschwindigkeitsbeschränkung. Und er betätigte auch vorschriftsmäßig den Blinker, als er auf einen verlassenen Parkplatz hinter einer düsteren, stillgelegten Fabrik abbog.

O nein... nein!

Er zog eine Skimaske über und stieg aus dem Taxi. Ging nach hinten und griff nach der Tür. Doch dann zögerte er und ließ die Hand wieder sinken. Er beugte sich vor, drückte das Gesicht ans Fenster und klopfte an die Scheibe. Einmal, zweimal, dreimal. Als stünde er vor einem Terrarium im Zoo und wolle die Reptilien auf sich aufmerksam machen. Er betrachtete Mutter und Tochter eine ganze Zeitlang, ehe er die Tür öffnete.

ZWEIUNDZWANZIG

»Wie haben Sie das gemacht, Sachs?«

Sie stand am stinkenden Hudson River und sprach in das Mikrofon an ihrem Kopfhörer. »Mir ist eingefallen, daß ich die Feuerlöschboot-Station am Battery Park gesehen hatte. Die haben zwei Taucher alarmiert und waren in etwa drei Minuten am Pier. Mann, Sie hätten sehen sollen, wie das Boot abgerauscht ist! So eins will ich eines Tages auch mal ausprobieren.«

Rhyme berichtete ihr von dem Taxifahrer und dem abgeschnittenen Finger.

»Misthund!« sagte sie und schnalzte verächtlich mit der Zunge.

»Der Fuchs hat uns alle ausgetrickst.«

»Nicht alle«, erinnerte Rhyme sie kokett.

»Dann weiß Dellray also, daß ich die Beweismittel gemopst habe. Sucht er mich schon?«

»Er sagte, er wolle zum FBI-Gebäude zurück. Vermutlich, um zu entscheiden, wen von uns er zuerst festnehmen soll. Wie sieht's am Tatort aus, Sachs?«

»Ziemlich schlecht«, berichtete sie. »Er hat auf Kies geparkt -«

»Also keine Fußspuren.«

»Es kommt noch schlimmer. Die Flut ist durch das große Abflußrohr gestiegen, und die Stelle, wo er geparkt hat, steht unter Wasser.«

»Verdammmt«, murmelte Rhyme. »Keine Spuren, keine Abdrücke, kein gar nichts. Wie geht's dem Opfer?«

»Nicht besonders. Unterkühlung, Finger gebrochen. Er hat's am Herz. Sie wollen ihn ein, zwei Tage im Krankenhaus behalten.«

»Kann er uns irgend etwas sagen?«

Sachs ging zu Banks, der gerade William Everett befragte.

»Er war nicht groß«, sagte der Mann ruhig und nüchtern, während er eingehend die Schiene betrachtete, die der Notarzt an seiner Hand anbrachte. »Und besonders kräftig war er eigentlich auch nicht, kein Muskelprotz. Aber er war stärker als ich. Ich hab' ihn gepackt, und er hat einfach meine Hand gezogen.«

»Beschreibung?« fragte Banks.

Everett berichtete von der dunklen Kleidung und der Skimaske. An mehr konnte er sich nicht erinnern.

»Eins sollte ich Ihnen vielleicht erzählen.« Everett hielt seine bandagierte Hand hoch. »Er hat eine hundsgemeine Art an sich. Ich hab' ihn gepackt, wie schon gesagt. Ich habe nicht lang nachgedacht - bin einfach durchgedreht. Aber er ist richtig sauer geworden und hat mir den Finger gebrochen.«

»Als Vergeltung, hm?« fragte Banks.

»Ich nehm's an. Aber das war nicht das Seltsame dabei.«

»Nein?«

»Das Seltsame war, daß er dabei zugehört hat.«

Der junge Detective hatte aufgehört zu schreiben. Schaute zu Sachs.

»Hat sich meine Hand ganz nah ans Ohr gehalten und den Finger umgebogen, bis er gebrochen war. Als würde er zuhören. Und als gefiele es ihm.«

»Haben Sie das gehört, Rhyme?«

»Ja. Thom hat es bereits in unser Profil eingetragen. Ich weiß allerdings nicht, was es bedeutet. Wir müssen darüber nachdenken.«

»Irgendein Zeichen von fingierten Spuren?«

»Noch nicht.«

»Suchen Sie den Tatort ab. Oh, und lassen Sie sich vom Opfer -«

»Die Kleidung? Ich hab' ihn schon darum gebeten. Ich - Rhyme, fehlt Ihnen was?« Sie hörte ihn laut husten.

Die Verbindung war vorübergehend unterbrochen. Kurz darauf war er wieder dran. »Sind Sie da, Rhyme? Ist alles in Ordnung?«

| Aussehen | Aufenthaltsort | Fahrzeug | Sonstiges |
|--|--|---|--|
| <ul style="list-style-type: none"> • Weiß, männlich, schmächtig • Dunkle Kleidung • Skimaske? Marineblau? • Alte Handschuhe, rötlch. Ziegenleder • Aftershave: um anderen Geruch zu überdecken? • Aftershave = Brut • Haarfarbe nicht braun • Tiefe Narbe am Zeigefinger • Sporthose | <ul style="list-style-type: none"> • Wahrsch. sicherer Unterschlupf • Wohnhaft nahe: Broadway/82St.: ShopRite Broadway/96. St.: Anderson Foods Greenwich/BankSt.: ShopRite 2nd Ave./ 72.-73. St.: Grocery World Battery Park City: J&G's Emporium 2nd Ave. Nr. 1709: Anderson Foods 34. St./Lex. Ave.: Food Warehouse 8th Ave./24St.: Shop Rite Houston/ Lafayette St.: ShopRite 6thAve./HoustonSt.: J&G's Emporium Greenw./Franklin St.: Grocery World • Altes Haus. rosa Marmor | <ul style="list-style-type: none"> • Gelbes Taxi • Limousine, neuester Typ • Hellgrau, Silber, beige • Mietwagen, evtl. gestohlen | <ul style="list-style-type: none"> • Kenntn. TO-Arbeit • evtl. vorbestraft • Kenntn. Fingerabdr. • Waffe = .32er Colt • Fesselt Opfer mit ungew. Knoten • Vorliebe für »Altes« • Nannte ein Opfer »Hanna« • Grundkenntnisse Deutsch • Vorliebe für Unterirdisches • Persönlichkeits-spaltung • Evtl. Priester, Sozialarbeiter. Anwalt • Ungewöhnlich abgetragene Schuhe; liest viel? • Hörte zu, als er O. den Finger brach |

»Bestens«, sagte er rasch. »Legen Sie los. Suchen Sie das Umfeld ab.«

Sie musterte den Tatort, der von den Halogenlampen des Einsatzkommandos gleißend hell erleuchtet wurde. Es war zum Verzweifeln. Er *war* hier gewesen. War nur ein paar Schritte entfernt über den Kies gegangen. Aber sämtliche Spuren, die er unabsichtlich hinterlassen hatte, lagen nun mehrere Zentimeter tief im trüben Wasser. Langsam suchte sie den Boden ab. Ging vor und zurück.

»Ich seh' gar nichts. Vielleicht sind die Hinweise weggeschwemmt worden.«

»Nein, der ist zu schlau, als daß er die Flut nicht in Betracht gezogen hätte. Sie sind irgendwo auf trockenem Boden.«

»Ich hab' eine Idee«, sagte sie plötzlich. »Kommen Sie doch hierher.«

»Was?«

»Suchen Sie mit mir den Tatort ab, Rhyme.«

Schweigen.

»Rhyme, haben Sie mich gehört?«

»Reden Sie mit mir?« fragte er.

»Sie mögen wie De Niro aussehen, aber so gut schauspielern können Sie nicht. Wissen Sie noch? Diese Szene aus *Taxi Driver*?«

Rhyme lachte nicht. »Der Dialog lautet: >Schauen Sie mich an? Nicht >Reden Sie mit mir<.«

»Kommen Sie runter«, fuhr Sachs unbeirrt fort. »Suchen Sie mit mir den Tatort ab.«

»Ich werde meine Schwingen ausbreiten. Nein, noch besser. Ich werde mich dorthin versetzen. Per Telepathie, Sie wissen schon.«

»Lassen Sie die Witze. Ich mein's ernst.«

»Ich -«

»Wir brauchen Sie. Ich kann die fingierten Spuren nicht finden.«

»Aber sie sind bestimmt da. Sie müssen sich nur ein bißchen mehr Mühe geben.«

»Ich bin das ganze Gebiet schon zweimal abgegangen.«

»Dann haben Sie die Grenzen zu eng gesteckt. Rechnen Sie noch ein, zwei Meter hinzu und versuchen Sie es noch mal. Nummer 238 ist noch nicht erledigt, noch lange nicht.«

»Sie wechseln das Thema. Kommen Sie runter und helfen Sie mir.«

»Wie denn?« fragte Rhyme. »Wie soll ich das denn tun?«

»Ich hatte einen Freund, der behindert war«, fing sie an. »Und der-«

»Sie meinen, er war ein *Krüppel*«, berichtigte Rhyme. Sanft, aber bestimmt.

»Sein Pfleger hat ihn jeden Morgen in seinen schicken Rollstuhl gesetzt«, fuhr sie fort, »und er ist überall hingefahren. Ins Kino, zum -«

»Diese Rollstühle«, sagte Rhyme mit dumpfer Stimme, »sind für mich nicht geeignet.«

Sie sagte nichts mehr.

»Es liegt an der Art meiner Verletzung«, fuhr er fort. »Für mich wäre es gefährlich, wenn ich mich in einen Rollstuhl setzen würde. Es könnte« - er zögerte - »alles noch verschlimmern.«

»Tut mir leid. Das hab' ich nicht gewußt.«

»Selbstverständlich nicht«, sagte er nach einer kurzen Pause.

Mitten ins Fettnäpfchen. O Mann ...

Doch Rhyme nahm ihr den Fauxpas offenbar nicht übel. Er klang ruhig, ungerührt. »Hören Sie, Sie müssen die Suche fortsetzen. Unser Unbekannter macht es uns diesmal schwerer. Aber hoffnungslos dürfte es nicht sein ... Ich habe eine Idee. Er hat doch eine Vorliebe für alles Unterirdische, stimmt's? Vielleicht hat er sie vergraben.«

Sie ließ den Blick über den Tatort schweifen.

Dort vielleicht... Auf einer mit hohem Gras überwucherten Stelle neben dem Kiesweg sah sie einen Erdhaufen und Laub. Er wirkte irgendwie unnatürlich, so als wäre er aufgeschüttet worden.

Sachs kauerte sich daneben, senkte den Kopf, nahm die Stifte zur Hand und fing an, das Laub zu entfernen.

Sie wandte das Gesicht etwas nach links und sah plötzlich einen weit aufgerissenen Rachen vor sich, lange Giftzähne ...

»Herr im Himmel«, schrie sie, zuckte zurück, fiel auf den Hintern und tastete nach ihrer Waffe.

Nein ...

»Ist alles in Ordnung?« rief Rhyme.

Sachs legte an und versuchte mit zitternden Händen die Pistole abzustützen. Jerry Banks, der ebenfalls seine Glock gezogen hatte, kam angerannt. Er blieb stehen. Sachs rappelte sich wieder auf und betrachtete den Fund.

»Mann«, flüsterte Banks.

»Es ist eine Schlange - na ja, ein Schlangenskelett genaugenommen«, berichtete sie Rhyme. »Eine Klapperschlange. Verdammt.« Sie steckte die Glock wieder ins Halfter. »Sie ist auf einem Brett montiert.«

»Eine Schlange? Interessant.« Rhyme klang fasziniert.

»Ja, sehr interessant«, murmelte sie. Sie zog Latexhandschuhe an und hob das gewundene Knochengerüst hoch. Sie drehte es um. »Metamorphose.«

»Was?«

»Ein Aufkleber an der Unterseite. Der Name von dem Geschäft, aus dem es stammt, nehme ich an. Broadway Nummer 604.«

»Ich lasse es von den Hardy Boys überprüfen«, sagte Rhyme. »Was haben wir sonst noch? Berichten Sie von den Hinweisen.«

Sie befanden sich unter der Schlange. In einer Plastiktüte. Ihr Herz schlug einen Takt schneller, als sie sich über die Tüte beugte.

»Ein Streichholzheftchen«, sagte sie.

»Schön, vielleicht hat er eine Brandstiftung vor. Irgendein Aufdruck?«

»Nee. Aber irgendwas ist drauf verschmiert. Sieht aus wie Vaseline. Stinkt aber.«

»Gut, Sachs - stets an der Spur riechen, wenn man sich seiner Sache nicht sicher ist. Aber etwas präziser, bitte.«

Sie beugte sich unmittelbar darüber. »Igitt.«

»Das ist nicht präzis.«

»Schwefel möglicherweise.«

»Könnte ein Nitrat sein. Sprengstoff. Tovex. Ist es blau?«

»Nein, es ist milchigweiß.«

»Selbst wenn er explosiv sein sollte, würde ich meinen, daß es sich um einen nicht brisanten Sprengstoff handelt. Das sind die relativ harmlosen. Sonst noch was?«

»Ein weiterer Papierfetzen. Da ist irgendwas drauf.«

»Was denn, Sachs? Sein Name, seine Anschrift, seine E-Mail-Adresse?«

»Sieht aus, als ob's aus einer Illustrierten stammt. Ich kann ein kleines Schwarzweißfoto ausmachen. Sieht aus wie ein Gebäudeteil, aber man kann nicht erkennen, von welchem. Und darunter kann man lediglich ein Datum entziffern. 20. Mai 1906.«

»20-5-0-6. Könnte vielleicht ein Code sein. Oder eine Adresse. Ich muß darüber nachdenken. Sonst noch was?«

»Nee.«

Sie hörte ihn aufseufzen. »Na schön, kommen Sie zurück, Sachs. Wie spät ist es? Mein Gott, schon nach ein Uhr morgens. So lange bin ich seit Jahren nicht mehr aufgewesen. Kommen Sie zurück, dann sehen wir uns an, was wir vorliegen haben.«

Die Lower East Side von Manhattan hat sich im Laufe der jüngeren Geschichte weniger verändert als alle anderen Viertel von New York. Vieles aus früherer Zeit ist natürlich verschwunden: die Felder und Weideflächen. Die Herrenhäuser von John Hancock und hohen Würdenträgern aus den Gründerjahren der Stadt. »Der Kolek«, der große Süßwassersee (der holländische Name wurde im Lauf der Zeit zu »The Collect« verbalhornt, ein viel treffenderer Ausdruck für das stark verschmutzte Gewässer). Das berüchtigte Viertel von Five Points - Anfang des 19. Jahrhunderts die gefährlichste Meile der Welt -, wo in einem einzigen Wohnblock, den heruntergekommenen Gates of Hell zum Beispiel, jedes Jahr zwei-, dreihundert Morde geschehen konnten.

Aber Tausende von alten Gebäuden waren erhalten geblieben - Mietskasernen aus dem 19. Jahrhundert, Fachwerkhäuser aus der Kolonialzeit, Backsteinhäuser aus den ersten Jahrzehnten nach der Unabhängigkeit, verschnörkelte alte Versammlungshallen, etliche öffentliche Gebäude, die im Auftrag des ebenso hochherrschaftlichen wie korrupten Kongreßabgeordneten Fernande Wood im »ägyptischen Stil« errichtet worden waren. Manche waren mittlerweile verfallen, die Fassaden von Unkraut überwuchert, die Böden von Baumschößlingen gesprengt. Doch viele waren nach wie vor bewohnt; dies war die Gegend, in der sich die politischen Skandale der Tammany Society zugetragen hatten, das Viertel der Arbeiter und Ausbeuterbetriebe, der Handkarren und Hinterhofklitschen, hier hatte das Henry-Street-Settlement-Haus gestanden und Minskys Variete, dies war die Heimat der berüchtigten Yiddish Gomorrah gewesen - der jüdischen Mafia. Ein Viertel, das so etwas hervorbringt, ist ziemlich unverwüstlich.

In diese Gegend steuerte der Knochensammler jetzt das Taxi, in dem die Frau und ihre kleine Tochter saßen.

Nachdem er bemerkt hatte, daß ihm die Polizei auf den Fersen war, verzog sich James Schneider einmal mehr wie eine Schlange - die er ja war - unter die Erde und nistete sich, wie man annimmt, in den Kellerräumen der seinerzeit so zahlreichen (und auch heute noch vorhandenen) Mietshäuser der Stadt ein. Danach verhielt er sich eine Zeitlang ruhig.

Der Knochensammler hatte, während er nach Hause fuhr, nicht das Manhattan der neunziger Jahre dieses Jahrhunderts vor Augen -die koreanischen Schnellimbisse, die muffigen Frühstückslokale, die miesen Videoshops, die leerstehenden Boutiquen -, er sah vielmehr eine Traumwelt, belebt von Männern in Bowlerhüten und Frauen in raschelnder Krinoline, deren Rocksäume und Gamaschen vom Straßenschmutz besudelt waren. Haufenweise Kutschen und Kaleschen. Es roch nach Pferdemist und anderen, widerwärtigeren Ausscheidungen.,

Doch so übermächtig war sein übles Streben, so unersättlich der Drang, neuerlich eine makabre Sammlung zusammenzutragen, daß es ihn aus seinem Schlupfloch heraustrieb und er einem weiteren unbescholtenden Bürger auflauerte - diesmal handelte es sich um einen jungen Mann, der sich zum Studium in dieser Stadt niedergelassen hatte.

Sie fuhren jetzt durch den berüchtigten Eighteenth Ward, einst die Heimat von nahezu fünfzigtausend Menschen, die in Tausenden von heruntergekommenen Mietshäusern zusammengepfercht waren. Die meisten Menschen stellten sich das neunzehnte Jahrhundert in Sepiatönen vor- wegen der alten Fotos. Doch das war falsch. Das alte Manhattan sah aus wie die Steine, aus denen es erbaut war. Farbe war seinerzeit sündhaft teuer, die Straßenbeleuchtung eher düster, und die qualmenden Fabrikschornsteine trugen ein übriges dazu bei, daß sich die Stadt in allerlei Grau- und Gelbtönen präsentierte.

Schneider schlich sich von hinten an den armen Burschen heran und wollte soeben zuschlagen, als sich diesmal das Schicksal gegen ihn verschwore. Zwei Konstabler weilten in der Nähe, als der Überfall stattfand. Sie erkannten Schneider und nahmen die Verfolgung auf. Der Mörder floh gen Osten, über die Manhattan Bridge, jenes Wunderwerk moderner Technik, welches 1909, zwei Jahre vor diesen Ereignissen, vollendet worden war. Doch er blieb auf halbem Wege stehen, als er sah, daß von Brooklyn aus drei weitere Konstabler nahten, welche die Trillerpfeifensignale und Schüsse ihrer Kollegen aus Manhattan vernommen hatten.

Von den Ordnungshütern umzingelt, stieg Schneider, der, wie es das Schicksal wollte, unbewaffnet war, auf das Brückengeländer. Er rief den Konstablern aberwitzige Schmährufe zu und verdampte sie dafür, daß sie sein Leben zerstört hätten. Als die Ordnungshüter näher rückten, sprang er vom Geländer in den Fluß. Eine Woche später entdeckte ein Flieger seine angeschwemmte Leiche am Gestade von Welfare Island nahe Hell Gate. Viel war nicht von ihm übrig, denn die Krabben und Schildkröten hatten sich an ihm gütlich getan

und Schneider bis auf die Knochen abgenagt, welche er in seinem Wahnwitz so verehrte.

Er bog mit dem Taxi in die menschenleere gepflasterte Straße ein, die East Van Brevoort, und hielt vor dem Haus. Er überprüfte die beiden schmutzigen Schnüre, die er knapp über dem Boden vor der Tür gespannt hatte, und überzeugte sich davon, daß niemand eingedrungen war. Eine jähе Bewegung erschreckte ihn, und er hörte wieder das tiefe Knurren der Hunde, sah ihre gelben Augen, die braunen Zähne, die mit Narben und Schwären übersäten Leiber. Er tastete nach der Pistole, doch plötzlich machten sie kehrt und jagten kläffend hinter einer Katze oder einer Ratte in der Seitengasse her.

Er blickte sich auf dem Gehsteig um, und als er weit und breit niemanden sah, öffnete er das Remisentor, stieg dann wieder ins Taxi, fuhr in die Garage und parkte neben dem Taurus.

Nach des Schurken Tod wurde seine Habe von Detektiven sichergestellt und gesichtet. Sein Tagebuch enthüllte, daß er acht ehrenwerte Bürger der Stadt ermordet hatte. Doch auch zu Grabräubereien war er sich nicht zu schade, denn aus seinen Schriften erfuhr man (so er die Wahrheit schrieb), daß er mehrere letzte Ruhestätten auf den Friedhöfen der Stadt geschändet hatte. Keines seiner Opfer hatte ihm das Geringste zuleide getan - im Gegenteil, handelte es sich doch zumeist um aufrechte Bürger, arbeitsam und über jeden Arg erhaben. Und doch tötete er sie, ohne die geringste Schuld zu empfinden. Vielmehr hat es den Anschein, als habe er in seinem Wahn geglaubt, er erweise seinen Opfern einen Gefallen.

Er hielt inne, wischte sich den Schweiß von der Oberlippe. Die Skimaske juckte. Er zerzte die Frau und ihre Tochter aus dem Kofferraum und durch die Garage. Sie setzte sich heftig zur Wehr, doch zu guter Letzt gelang es ihm, den beiden Handschellen anzulegen.

»Du Schwein!« brüllte sie. »Untersteh dich, meine Tochter anzurühren. Wenn du sie auch nur anrührst, bring' ich dich um.«

Er schläng ihr mit aller Kraft den Arm um die Brust und klebte ihr den Mund zu. Dann tat er das gleiche bei der Kleinen.

»Das Fleisch ist schwach und vergänglich.« So hatte der Schurke ruchlos, doch mit steter Hand geschrieben. »Die Gebeine sind es, die dem Leib Kraft und Stärke verleihen. Sosehr das Fleisch auch altern mag, unsere Gebeine werden stets jung bleiben. Ich habe ein edles Ziel verfolgt, und es entzieht sich meinem Verständnis, wie jemand dies bestreiten will. Ich habe ihnen einen Freundesdienst erwiesen. Sie sind nun unsterblich. Ich habe sie befreit. Ich habe sie entbeint, bis auf die Knochen.«

Er zerrte sie in den Keller, wo er die Frau zu Boden stieß und die Tochter zu ihr schubste. Befestigte die Handschellen mit einer Wä-scheleine an der Wand. Dann ging er wieder nach oben.

Er holte den gelben Rucksack und den Koffer aus dem Kofferraum und begab sich durch eine mit einem Riegel versehene Holztür in den großen Wohnraum des Hauses. Er wollte das Gepäck in eine Ecke werfen, doch aus irgendeinem Grund erregten die beiden Gefangenen seine Neugier. Er setzte sich vor einem der Wandgemälde hin -ein Schlachter, der in der einen Hand ein schweres Messer hielt, in der anderen ein Stück Rindfleisch.

Er las den Gepäckaufkleber. Carole Ganz. Carole mit e. Wieso ein Buchstabe zusätzlich? fragte er sich. Der Koffer enthielt lediglich Kleidungsstücke. Er nahm sich den Rucksack vor. Das Geld fand er zuerst. Es mußten gut vier bis fünftausend Dollar sein. Er steckte es wieder in das Außenfach und zog den Reißverschluß zu.

Im Innern fand er ein rundes Dutzend Spielsachen: eine Puppe, einen Malkasten, eine Packung Knetmasse, einen Mr.-Potatoe-Head-Kasten. Darunter waren ein Discman und ein Sony-Reisewecker.

Er betrachtete sich einige Bilder. Fotos von Carole und ihrer Kleinen. Auf den meisten Fotos wirkte die Frau ausgesprochen bedrückt. Auf ein paar anderen etwas heiterer. Carole trug zwar einen Ehering, aber er fand kein einziges Foto von ihr und ihrem Mann. Auf einer Reihe von Bildern waren Mutter und Tochter mit einem Paar abgelichtet-eine stämmige Frau, die eine Art Großmutterkleid trug, und ein Mann, bärtig, mit beginnender Glatze, in einem Flanellhemd.

Lange Zeit betrachtete der Knochensammler eine Porträtaufnahme der Kleinen.

Besonders beklagenswert war das Schicksal der armen Maggie O'Connor, eines schmächtigen jungen Mädchens von nur acht Lebensjahren. Durch schieres Mißgeschick, so vermutet die Polizei, kreuzte sie James Schneiders Weg, als dieser sich gerade eines seiner Opfer entledigen wollte.

Die Kleine, die in der berüchtigten »Hell's Kitchen« wohnte, war auf die Straße geeilt, um Röfhaar zu klauen. In diesem bettelarmen Stadtteil pflegten die Kinder die Schweijaare der zahlreichen auf offener Straße verendeten Tiere auszuzupfen und daraus Armreifen und Ringe zu flechten - der einzige Schmuck, mit dem sich diese armen Bälger zu zieren vermochten.

Haut und Knochen, Haut und Knochen.

Er stellte das Foto auf den Kaminsims, neben den kleinen Haufen Knochen, an dem er heute morgen gearbeitet hatte, und die Beute aus dem Laden, in dem er auch die Schlange gestohlen hatte.

Man vermutet, daß Schneider die kleine Maggie in der Nähe seines Unterschlupfes aufgriff, weil sie Augenzeugin seines ruchlosen Treibens geworden war und mit angesehen hatte, wie er eines seiner Opfer ermordete. Wie und auf welche Weise sie zu Tode kam, weiß man nicht. Denn im Gegensatz zu Schneiders anderen Opfern, deren sterbliche Überreste schließlich allesamt entdeckt wurden, blieb die zarte, lockenköpfige Maggie für immer verschwunden.

Der Knochensammler ging nach unten.

Er riß das Klebeband vom Mund der Mutter, worauf sie keuchend Luft holte. »Was wollen Sie von uns?« krächzte sie. »Was?«

Sie war nicht so schmal wie Esther, aber Gott sei Dank hatte sie auch nichts mit der fetten Hanna Goldschmidt gemein. Er konnte ihr Innerstes sehen. Den schmalen Unterkiefer, das Schlüsselbein. Und durch den dünnen blauen Rock die Andeutung der Beckenknochen-Darmbein, Sitzbein und Schambein, das Os ilium, das Os ischii und das Os pubis. Namen wie römische Götter.

Die Kleine wand sich. Er beugte sich vor und legte die Hand auf ihren Kopf. Der Schädel besteht nicht etwa aus einem einzigen Knochen, sondern ist aus acht Einzelstücken zusammengesetzt. Er berührte das Hinterhauptbein der Kleinen, das Scheitelbein darüber. Und die zarten Knochen um die Augenhöhle - das Keilbein und das Siebbein -, die zu seinen Lieblingsknochen gehörten.

»Hör auf damit!« Carole schüttelte wütend den Kopf. »Nimm die Pratzen von ihr.«

»Schhhh«, sagte er und hielt den behandschuhten Finger an die Lippen.

Er betrachtete die Kleine, die sich weinend an ihre Mutter drückte.

»Maggie O'Connor«, gurrte er und musterte die Umrisse des Mädchengesichts. »Meine kleine Maggie.«

Die Frau funkelte ihn an.

»Du warst zur falschen Zeit am falschen Ort, mein Kind. Was hast du gesehen?«

Die Gebeine bleiben jung.

»Was redest du da?« flüsterte Carole.

Er wandte sich ihr zu.

Der Knochensammler hatte sich stets Gedanken über Maggie O'Connors Mutter gemacht.

»Wo ist Ihr Mann?«

»Er ist tot«, versetzte sie. Dann blickte sie zu dem kleinen Mädchen und sagte etwas leiser: »Er ist vor zwei Jahren umgekommen. Hören Sie, lassen Sie meine Tochter einfach laufen. Sie kann doch niemandem was von Ihnen erzählen. Wollen Sie ... hören Sie mir zu? Was machen Sie da?«

Er nahm Carolies Hände und hob sie hoch.

Er betastete die Mittelhandknochen. Die Fingerglieder. Drückte die Gelenke.

»Nein, lassen Sie das. Ich mag das nicht. Bitte!« Ihre Stimme war rauh und krächzend, angsterfüllt.

Er spürte, wie er die Beherrschung verlor, und das paßte ihm ganz

und gar nicht. Wenn er sein Werk und die Pläne, die er mit seinen Opfern hatte, erfolgreich fortführen wollte, mußte er diese leidigen Gelüste unterdrücken - der Wahnsinn trieb ihn immer weiter in die Vergangenheit, so daß Heute und Damals mehr und mehr durcheinandergerieten.

Früher und Später ...

Er mußte all seine Intelligenz und Schläue aufbieten, wenn er das Werk, das er begonnen hatte, zu Ende bringen wollte.

Und doch ... und doch ...

Sie war so schmal, die Haut war so straff. Er schloß die Augen und stellte sich vor, wie es klingen mochte, wenn er mit einem Messer über das Schienbein strich - als führte man den Bogen über eine alte Violine.

Sein Atem ging rasch, und der Schweiß lief ihm in Strömen herab.

Als er schließlich die Augen wieder aufschlug, stellte er fest, daß er ihre Sandalen musterte. Er hatte nicht viele Fußknochen, die in gutem Zustand waren. Die Obdachlosen, auf die er in den letzten Monaten Jagd gemacht hatte - nun ja, die hatten an Rachitis und Osteoporose gelitten, und ihre Zehen waren durch schlechtes Schuhwerk verunstaltet.

»Ich mache Ihnen ein Angebot«, hörte er sich sagen.

Sie blickte auf ihre Tochter. Drückte sie enger an sich.

»Ich mache Ihnen ein Angebot. Ich lasse Sie laufen, wenn Sie etwas mit sich machen lassen.«

»Was?« flüsterte Carole.

»Lassen Sie mich Ihre Haut entfernen.«

Sie blinzelte.

»Lassen Sie mich. Bitte«, flüsterte er. »Am Fuß. Nur an einem Ihrer Füße. Wenn Sie das tun, lasse ich Sie laufen.«

»Was ... ?«

»Bis auf den Knochen.«

Sie starre ihn entsetzt an. Schluckte.

Was war schon dabei ? dachte er. Sie war da ohnehin schon so dünn,

so knochig. Ja, sie hatte irgend etwas an sich, etwas, was sie von den anderen Opfern unterschied.

Er legte die Pistole weg und zog das Messer aus der Hosentasche.
Klappte es mit einem furchterregenden Klicken auf.

Sie rührte sich nicht, warf einen kurzen Blick zu der Kleinen.
Dann wieder auf ihn.

»Sie lassen uns laufen?«

Er nickte. »Sie haben mein Gesicht nicht gesehen. Sie wissen nicht, an welchem Ort Sie sind.«

Langes Schweigen. Sie sah sich in dem Kellerraum um. Murmeltete etwas. Er meinte einen Namen zu hören. Ron oder Rob.

Dann blickte sie ihn entschlossen an, streckte die Beine aus und hielt ihm die Füße hin. Er zog ihr den rechten Schuh aus.

Er ergriff ihre Zehen. Knetete die zarten Knochen.

Sie lehnte sich zurück, so daß sich die herrlichen Sehnen an ihrem Hals abzeichneten. Kniff die Augen fest zusammen. Er strich mit der Klinge über ihre Haut.

Packte den Griff fester.

Sie schloß die Augen, atmete tief ein und wimmerte leise. »Mach schon«, flüsterte sie. Und drehte das Gesicht der Kleinen zur Seite. Umarmte sie und zog sie eng an sich.

Der Knochensammler stellte sie sich in viktorianischer Kleidung vor - Krinoline und schwarze Spitze. Er sah sie alle drei bei Delmonico sitzen oder gemeinsam die Fifth Avenue entlangspazieren. Er sah, wie die kleine Maggie, in schäumende Spitze gekleidet, mit einem Stock einen Reifen vor sich hertrieb, während sie über die Canal Bridge gingen.

Damals und heute...

Er setzte die fleckige Klinge an ihren Spann.

»Mami!« schrie die Kleine.

Es war, als berste irgend etwas in ihm. Einen Moment lang erfaßte ihn eine abgrundtiefen Abscheu vor dem, was er gerade tun wollte. Vor sich.

Nein! Er konnte es nicht tun. Nicht mit ihr. Mit Esther oder Hanna, ja. Oder mit der nächsten. Aber nicht mit ihr.

Der Knochensammler schüttelte bekümmert den Kopf und strich ihr mit dem Handrücken über das Jochbein. Er klebte das Band wieder über Caroles Mund und durchtrennte die Schnur, mit der ihre Füße gefesselt waren.

»Komm mit«, murmelte er.

Sie wehrte sich heftig, doch er packte ihren Kopf und drückte ihr die Nase zu, bis sie die Besinnung verlor. Dann legte er sie sich über die Schulter, ging zur Treppe und hob vorsichtig den Rucksack auf. Ganz vorsichtig. So etwas sollte man lieber nicht fallen lassen. Die Treppe hinauf. Nur einmal hielt er kurz inne und schaute zu der kleinen Maggie O'Connor mit dem lockigen Haar, die auf der Erde saß und ihn mit hoffnungslosem Blick anstarrte.

DREIUNDZWANZIG

Er schnappte die beiden vor Rhymes Stadthaus. Blitzschnell, so wie die Schlange, die Jerry Banks im Arm hielt, als wäre sie ein Souvenir aus Santa Fe.

Dellray und zwei weitere Agenten traten aus einer Seitengasse. »Hab 'ne Neuigkeit für euch, Schätzchen«, erklärte er lässig. »Ihr seid wegen Diebstahls von Beweismitteln aus den Asservaten der Bundesregierung verhaftet.«

Lincoln Rhyme hatte sich geirrt. Dellray hatte sich gar nicht zum FBI-Gebäude begeben. Er hatte Rhymes Quartier überwacht.

Banks verdrehte die Augen. »Immer mit der Ruhe, Dellray. Wir haben das Opfer gerettet.«

»Euer Glück, mein Junge. Andernfalls hätten wir euch nämlich wegen Mord drangekriegt.«

»Aber wir haben ihn gerettet«, sagte Sachs. »Nicht Sie.«

»Danke für den Hinweis, Officer. Strecken Sie die Hände aus.«

»Das ist doch Blödsinn.«

»Legen Sie der jungen Dame Handschellen an«, sagte das Chamäleon in filmreifem Tonfall zu dem Agenten neben ihm.

»Wir haben weitere Hinweise gefunden, Agent Dellray«, fing sie an. »Er hat wieder ein Opfer. Und ich weiß nicht, wieviel Zeit wir haben.«

»Ach, und ladet das Jüngelchen hier ebenfalls zu unsrer Party ein.« Dellray nickte zu Banks hin. Der drehte sich zu der FBI-Agentin um, die ihn festnehmen wollte, und einen Moment lang sah es aus, als überlegte er, ob er sie niederschlagen sollte.

»Nein, nein, nein«, sagte Dellray fröhlich. »Das wollen wir doch lieber lassen.«

Widerwillig streckte Banks die Hände aus.

Sachs, die vor Wut kochte, lächelte den Agenten kalt an. »Wie war die Fahrt nach Morningside Heights?«

»Den Taxifahrer hat er immerhin umgebracht. Die Jungs von unserer Spurensicherung wühlen grade im Haus rum wie Käfer im Mist.«

»Und das ist auch alles, was sie dort finden werden«, sagte Sachs. »Unser Unbekannter kennt sich mit Tatorten besser aus als Sie und ich.«

»Zur Zentrale«, befahl Dellray und nickte zu Sachs hin, die zusammenzuckte, als die Handschellen sich eng um ihr Gelenk schlössen.

»Wir können auch das nächste Opfer retten. Wenn Sie -«

»Wissen Sie, was Sie haben, Officer Sachs? Raten Sie mal. Sie haben das Recht zu schweigen. Sie haben -«

»Schon gut«, ertönte hinter ihnen eine laute Stimme. Sachs blickte sich um und sah Jim Polling, der mit langen Schritten den Bürgersteig entlangeilte. Seine Hose und das dunkle Sportsakko waren zerknittert, so als hätte er darin geschlafen. Doch dem verquollenen Gesicht nach zu schließen, hatte er seit Tagen kein Auge mehr zugetan. Er hatte sich seit längerem nicht mehr rasiert, und die Haare waren heillos zerzaust.

Dellray blinzelte unbehaglich, doch ihn beunruhigte weniger der Cop als vielmehr der hochaufgeschossene Bundesanwalt für den Süddistrikt, der hinter Polling aufragte. Und die Nachhut bildete SAC Perkins, der Leiter des FBI-Büros in Manhattan.

»Okay, Fred. Lassen Sie sie frei.« Das war der Bundesanwalt.

Mit der schmeichelnden Baritonstimme eines Diskjockeys im Radio sagte das Chamäleon: »Sie hat Beweismittel entwendet, Sir. Sie -«

»Ich wollte sie nur einer raschen Untersuchung zuführen«, sagte Sachs.

»Hört mal -« setzte Dellray an.

»Nein«, sagte Polling, der sich völlig in der Hand hatte. Diesmal würde er sich zu keinerlei Wutanfall hinreißen lassen. »Nein, wir hören nicht zu.« Er wandte sich an Sachs und blaffte: »Und Sie versuchen keine Zicken.«

»Nein, Sir. Tut mir leid, Sir.«

»Fred«, sagte der Bundesanwalt zu Dellray, »Sie haben sich von subjektiven Gesichtspunkten leiten lassen, und die Sache ging den Bach runter. So ist das Leben.«

»Es war eine gute Spur«, sagte Dellray

»Nun, unsere Ermittlungen gehen jetzt in eine andere Richtung«, fuhr der Bundesanwalt fort.

»Wir haben uns mit dem Direktor und der kriminalpsychologischen Abteilung besprochen«, sagte SAC Perkins. »Wir sind zu dem Entschluß gelangt, daß wir uns Rhymes und Sellittos Standpunkt zu eigen machen und dementsprechend verfahren wollen.«

»Aber mein Spitzel hat klar gesagt, daß am Flughafen etwas laufen soll. So was sagt der nicht einfach so daher.«

»Im Endeffekt zählt nur eins, Fred«, sagte der Bundesanwalt unverblümmt, »egal, was dieser Scheißkerl vorhat: Es waren nun mal Rhymes Leute, die die Opfer gerettet haben.«

Dellrays lange Finger ballten sich unsicher zur Faust, dann öffnete er die Hand wieder. »Dessen bin ich mir bewußt, Sir. Aber -«

»Agent Dellray, wir haben unsere Entscheidung getroffen.«

Das dunkle Gesicht - das förmlich vor Energie gesprührt hatte, als er im FBI-Gebäude seine Leute um sich geschart hatte - wirkte nun bedrückt, teilnahmslos. Einen Moment lang war ihm die Flippigkeit vergangen. »Ja, Sir.«

»Das jüngste Opfer wäre gestorben, wenn Detective Sachs nicht eingegriffen hätte«, sagte der Bundesanwalt.

»*Officer* Sachss«, berichtigte sie. »Und den Hauptanteil hat außerdem Lincoln Rhyme. Ich war bloß sein Laufmädchen. Sozusagen.«

»Der Fall geht zurück an die Stadtpolizei«, verkündete der Bun-

desanwalt. »Unsere A-T-Einheit wird weiterhin die Informanten- und Terroristen-Schiene verfolgen, aber mit weniger Personalaufwand. Alles, was sie erfahren, wird an die Detectives Sellitto und Rhyme weitergeleitet. Sie, Dellray, sorgen dafür, daß ihnen die entsprechenden Kräfte zur Sicherung und Observierung sowie für eine Geiselbefreiungsaktion zur Verfügung stehen. Wie auch alles andere, was sie benötigen. Haben Sie verstanden?«

»Ja, Sir.«

»Gut. Würden Sie den Kollegen jetzt vielleicht die Handschellen abnehmen?«

Dellray schloß die Handschellen auf und steckte sie in die Hosentasche. Er ging zu einem Kleinbus, der in der Nähe geparkt war. Als Sachs den Spurenicherungskoffer aufhob, sah sie ihn allein am Rand des Lichtkreises unter einer Straßenlampe stehen und mit dem Zeigefinger über die Zigarette hinter seinem Ohr streichen. Einen Moment lang hatte sie Mitleid mit dem FBI-Agenten, dann drehte sie sich um und rannte, zwei Stufen auf einmal nehmend, hinter Banks, der immer noch die Klapperschlange in der Hand hatte, die Treppe hinauf.

»Ich habe es herausbekommen. Nun ja, fast.«

Sachs kam gerade ins Zimmer, als Rhyme dies bekanntgab. Er wirkte ausgesprochen selbstzufrieden.

»Mit Ausnahme der Klapperschlange und dieses Glibbers.«

Sie übergab Cooper die neuen Spuren. Das Zimmer hatte sich wieder verändert - jetzt standen die Tische voller Fläschchen und Bechergläser, Tiegel, Kästen und Laborgeräte. Einem Vergleich mit der FBI-Zentrale hielt es bei weitem nicht stand, aber Sachs stellte fest, daß sie sich hier seltsam heimisch fühlte.

»Erzählen Sie«, sagte sie.

»Morgen ist Sonntag ... bitte um Vergebung - heute ist Sonntag. Er hat vor, eine Kirche in Brand zu stecken.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Durch das Datum.«

»Auf dem Papierfetzen? Was soll das bedeuten?«

»Haben Sie schon mal etwas von Anarchisten gehört?«

»Kleine Russen in langen Mänteln, die so komische Bomben rum-schleppen, die wie Kegelkugeln aussehen?« meinte Banks.

»Soviel von unserem Comicexperten«, bemerkte Rhyme trocken.
»Da zeigt sich Ihre profunde Kenntnis der Comicstrips in der Sonn-abendzeitung, Banks. Der Anarchismus war eine politisch-gesell-schaftliche Bewegung, die jegliche Obrigkeit und Regierung ab-lehnte. Ein bekannter Anarchist war Enrico Malatesta - ein Anhänger der von dem russischen Anarchisten Netschajew proklamierten Propaganda der Tat<. Was soviel heißt wie Mord und Totschlag. Einer seiner Gefolgsleute, ein Amerikaner namens Eugene Lockworth, lebte in New York. Eines Sonntagmorgens verriegelte er kurz nach Beginn des Gottesdienstes die Türen einer Kirche an der Upper East Side und setzte das Gebäude in Brand. Tötete achtzehn Gemeindemitglieder.«

»Und das ist am zwanzigsten Mai 1906 passiert?« fragte Sachs.

»Genau.«

»Ich frag' lieber nicht nach, wie Sie darauf gekommen sind.«

Rhyme zuckte die Achseln. »Es war offensichtlich. Unser Unbe-kannter hat etwas für Geschichte übrig, stimmt's? Er hat uns Streich-hölzer hinterlassen, will uns also mitteilen, daß er eine Brandstiftung plant. Ich habe einfach die berühmten Brände in der Stadt Revue pas-sieren lassen - die Feuersbrunst in der Triangle-Hemdenfabrik, im Crystal Palace, das Brandunglück auf der *General Slocum*, einem Vergnügungsdampfer ... ich habe die Daten verglichen - am zwan-zigsten Mai brannte die First Methodist Church ab.«

»Aber wo?« fragte Sachs. »An der gleichen Stelle wie damals?«

»Das bezweifle ich«, sagte Sellitto. »Dort steht jetzt ein Büro-hochhaus. Nummer 238 mag keine neuen Gebäude. Ich habe vor-sichtshalber zwei Männer dort postiert, aber wir gehen davon aus, daß er es auf eine Kirche abgesehen hat.«

»Und wir glauben«, fügte Rhyme hinzu, »daß er warten wird, bis der Gottesdienst angefangen hat.«

»Wieso?«

»Erstens, weil Lockworth das auch gemacht hat«, fuhr Sellitto fort. »Und weil wir außerdem darüber nachgedacht haben, was Terry Dobyns gesagt hat - daß er die Schraube anzieht. Es auf mehrere Opfer zugleich abgesehen hat.«

»Dann haben wir diesmal also etwas mehr Zeit. Bis der Gottesdienst anfängt.«

Rhyme blickte zur Decke. »Nun, wie viele Kirchen gibt es in Manhattan?«

»Hunderte.«

»Das war eine rhetorische Frage, Banks. Ich meine - sehen wir uns weiter die Hinweise an. Irgendwie wird er die Sache doch wohl noch eingrenzen.«

Schritte auf der Treppe.

Es waren die Hardy Boys.

»Wir sind draußen Fred Dellray begegnet.«

»Der war überhaupt nicht freundlich.«

»Oder fröhlich.«

»Holla, schau dir das an.« Saul - Rhyme glaubte, daß es Saul war, er hatte vergessen, wer von den beiden Sommersprossen hatte - deutete mit dem Kopf auf die Schlange. »Davon hab' ich heut' nacht so viel gesehen, daß es mir für alle Zeiten reicht.«

»Schlangen?« fragte Rhyme.

»Wir waren in dem Geschäft, diesem Metamorphose. Das ist ein -«

»- ziemlich grusliger Laden. Haben den Besitzer gesprochen. Schräger Typ. Wie nicht anders anzunehmen.«

»Ewig langer Bart. Hab' mich da bei Nacht gar nicht wohl gefühlt«, fuhr Bedding fort.

»Die verkaufen präparierte Fledermäuse und Insekten. Sie werden's nicht glauben, aber da sind Insekten dabei, die sind -«

»- gut zehn Zentimeter lang.«

»Und solche Viecher da.« Saul nickte zu der Schlange hin.

»Skorpione, massenhaft Skorpione.«

»Jedenfalls hatten sie vor einem Monat einen Einbruch, und raten Sie mal, was dabei verlustig gegangen ist. Ein Klapperschlangenskelett.«

»Wurde Anzeige erstattet?« fragte Rhyme.

»Ja.«

»Aber der Wert der Beute wurde auf höchstens hundert Dollar geschätzt. Folglich hat sich unser Diebstahlsdezernat nicht so furchtbar dahintergeklemmt, wissen Sie?«

»Nun erzähl's ihnen schon.«

Saul nickte. »Die Schlange war nicht das einzige, was gefehlt hat. Der Einbrecher hat darüber hinaus etliche Knochen mitgehen lassen.«

»Menschliche Gebeine?« fragte Rhyme.

»Genau. Deswegen ist es dem Besitzer ja so komisch vorgekommen. Ein paar von den Insekten -«

»- von wegen zehn Zentimeter, da waren ein paar dabei, die waren doppelt so lang. Locker.«

»- sind drei-, vierhundert Dollar wert. Aber der Täter hat lediglich die Schlange und ein paar Knochen mitgehen lassen.«

»Bestimmte Knochen?« fragte Rhyme.

»Alles mögliche. Quer durchs Gemüsebeet.«

»Seine Worte, nicht unsre.«

»Hauptsächlich kleinere. Hand- und Fußknochen. Und ein, zwei Rippen.«

»Der Typ war sich nicht ganz sicher.«

»Gibt's einen Tatortbefundbericht?«

»Wegen ein paar geklauten Knochen? Nee.«

Die Hardy Boys verabschiedeten sich wieder. Sie begaben sich nach Downtown, zum letzten Tatort, um sich dort in der Gegend umzuhören.

Rhyme fragte sich, was die Schlange darstellen sollte. War sie ein Hinweis auf den Ort? Bezog sie sich auf den Brand in der First Methodist? In oder um New York hatte es nie Klapperschlangen gege-

ben, und wenn, dann wären sie im Zuge der Stadtentwicklung ausgestorben. Handelte es sich vielleicht um ein Wortspiel - *Klapper* und *Schiangel*«

Und plötzlich glaubte Rhyme des Rätsels Lösung zu wissen. »Die Schlange ist für uns bestimmt.«

»Für uns?« Banks lachte.

»Sie stellt eine Art Ohrfeige dar.«

»Für wen?«

»Für jeden, der nach ihm fahndet. Meiner Meinung nach handelt es sich um eine Art Streich.«

»Ich fand das gar nicht zum Lachen«, sagte Sachs.

»Ihr Gesicht hat aber ziemlich komisch ausgesehen.« Banks grinste.

»Ich glaube, wir sind besser, als er erwartet hat, und das paßt ihm ganz und gar nicht. Er ist sauer, und er läßt uns das spüren. Thom, trag das auf der Tabelle ein. Daß er uns veräppeln will.«

Sellittos Telefon piepte. Er klappte es auf und meldete sich.
»Emma-Schätzchen. Was liegt vor?« Er nickte und machte sich Notizen. Dann blickte er auf und verkündete: »Mietwagendiebstähle. Avis meldet in der letzten Woche zwei Verluste aus Filialen in der Bronx, einen in Midtown. Bei National nichts. Vier geklaute Wagen bei Hertz. Drei in Manhattan - je einer drunten an der East Side, in Midtown und an der Upper West Side. Zwei davon waren grün, einer - der käme in Frage - war dunkelbraun. Aber in White Plains wurde ein silberner Ford geklaut. Ich würde auf den tippen.«

»Einverstanden«, rief Rhyme. »White Plains.«

»Woher wollen Sie das wissen?« fragte Sachs. »Monelle hat gesagt, er könnte sowohl silbern als auch beige gewesen sein.«

»Weil sich unser Knabe in der Innenstadt herumtreibt«, erklärte Rhyme. »Wenn der einen Wagen stehlen will - ein Delikt, das für gewöhnlich sofort gemeldet wird -, dann entfernt er sich dazu so weit von seinem Unterschlupf wie nur möglich. Ein Ford, hast du gesagt?«

Sellitto fragte bei Emma nach und blickte dann auf. »Ein Taurus.

Neuestes Baujahr. Dunkelgraue Innenausstattung. Kennzeichen spielt eh keine Rolle.«

Rhyme nickte. »Die Nummernschilder hat er vermutlich zuallererst ausgetauscht. Bedanke dich und sag ihr, daß sie schlafen gehen soll. Aber sie soll sich nicht zu weit vom Telefon entfernen.«

»Ich habe hier was, Lincoln«, rief Cooper.

»Und zwar?«

»Das Glibberzeug. Ich vergleiche es gerade mit den in unserer Datei erfaßten Markenartikeln.« Er blickte auf den Bildschirm. »Hier wird verwiesen auf ... Schaun wir mal. Höchstwahrscheinlich handelt es sich um Kinky-Away Ein weitverbreitetes Mittel zum Entkrausen von Haaren.«

»Eine fragwürdige Formulierung, aber dennoch nützlich. Damit wären wir in Harlem, meint ihr nicht auch? Was die Anzahl der in Frage kommenden Kirchen doch beträchtlich einschränken dürfte.«

Banks las die kirchlichen Bekanntmachungen in allen drei großen Tageszeitungen der Stadt durch. »Ich komme auf zweieundzwanzig.«

»Wann beginnt der früheste Gottesdienst?«

»Drei fangen um acht an. Sechs um neun. Einer um halb zehn. Alle anderen um zehn oder elf.«

»Er wird sich einen der Frühgottesdienste aussuchen. Er läßt uns, was den Ort anbetrifft, diesmal ohnehin schon viel Zeit.«

»Ich habe Haumann Bescheid gesagt«, meldete sich Sellitto, »daß er die Leute vom Einsatzkommando wieder zusammentrommeln soll.«

»Was ist mit Dellray?« fragte Sachs. Sie sah den Agenten förmlich vor sich, wie er sich einsam und verlassen draußen herumdrückte.

»Was soll mit ihm sein?« grummelte Sellitto.

»Ach kommt, ziehen wir ihn doch einfach hinzu. Er ist gar so scharf auf den Kerl.«

»Wollen Sie den wirklich dabeihaben?« fragte Sellitto stirnrunzelnd.

Sachs nickte. »Na klar.«

Rhyme war einverstanden. »Na schön, er kann die Sicherungsund Observierungstrupps des FBI übernehmen. Ich möchte, daß jede Kirche ab sofort überwacht wird. Sämtliche Zugänge. Aber die sollen sich bedeckt halten. Ich will nicht, daß sie ihn vergraulen. Vielleicht können wir ihn auf frischer Tat ertappen.«

Sellitto nahm den nächsten Anruf entgegen. Er schloß die Augen, blickte auf. »Herrgott.«

»O nein«, murmelte Rhyme.

Der Detective wischte sich den Schweiß von der Stirn und nickte. »Bei der Zentrale ist ein Notruf von einem Nachportier eingegangen. Vom Midtown Residence Hotel. Eine Frau, die mit ihrer kleinen Tochter ein Zimmer reserviert hatte, hat vom La Guardia aus angeufen und gesagt, daß sie sich ein Taxi nehmen will und gleich vorbeikommt. Das ist 'ne ganze Weile her, und bislang sind sie nicht aufgetaucht. Und weil in den Nachrichten ständig von irgendwelchen Entführungen die Rede ist, hat er gemeint, daß er vorsichtshalber anrufen sollte. Carole Ganz heißt die Frau. Kommt aus Chicago.«

»Verdammkt«, murmelte Banks. »Ein kleines Mädchen ebenfalls? Wir sollten sämtliche Taxis von der Straße holen, bis wir ihn am Wickel haben.«

Rhyme war todmüde. Rasende Kopfschmerzen plagten ihn. Er mußte daran denken, wie er einmal einen Tatort in einer Sprengstofffabrik bearbeitet hatte. Nitroglycerin war aus einigen Dynamit-Stangen ausgelaufen und hatte einen Armsessel durchtränkt, den Rhyme auf Spuren untersuchen mußte. Von Nitroglycerindämpfen bekam man die gleichen quälenden Kopfschmerzen.

Der Bildschirm von Coopers Computer flackerte. »E-Mail«, erklärte er und rief die Nachricht ab. Er las den feinsäuberlich getippten Text.

»Sie haben sämtliche Cellophanproben, die das Einsatzkommando gesammelt hat, unter dem Polarisationsmikroskop untersucht. Sie glauben, daß der Fetzen, den wir an dem Knochen vom Tatort an der Pearl Street gefunden haben, von einer Lebensmittelfiliale

von ShopRite stammt. Er kommt dem von dieser Kette benutzten Cellophan am nächsten.«

»Gut«, rief Rhyme. Er nickte zu dem Poster hin. »Streich alle anderen Geschäfte aus. Wo liegen die ShopRite-Läden?«

Er sah zu, wie Thom alle Namen bis auf vier durchstrich.

Broadway/82. St.

Greenwich/Bank St.

8th Ave./24. St.

Houston/Lafayette St.

»Damit bleiben die Upper West Side, das West Village, Chelsea und die Lower East Side übrig.«

»Aber er könnte doch irgendwo hingefahren sein und dort eingekauft haben.«

»Oh, natürlich könnte er das, Sachs. Er könnte in White Plains eingekauft haben, als er den Wagen gestohlen hat. Oder in Cleveland, als er seine Mutter besucht hat. Aber sehen Sie, ab einem gewissen Punkt haben Straftäter das Gefühl, sie hätten nun genügend falsche Fährten gelegt und müßten ihre Spuren nicht weiter verwischen. Die Dummen - oder die Faulen - werfen den rauchenden Revolver in die Mülltonne hinter ihrem Haus und gehen einfach ihrer Wege. Die Schlauerer stecken ihn in einen Gipseimer und versenken ihn im Hell Gate. Die ganz Gewitzten schleichen sich in eine Müllverbrennungsanlage und lassen ihn bei fünftausend Grad Celsius verglühen. Unser Unbekannter ist schlau, ganz klar. Aber auch bei ihm verhält es sich wie bei allen Straftätern auf der Welt. Er hat Grenzen. Ich wette, er glaubt, daß wir weder Zeit noch Lust haben, nach ihm oder seinem Unterschlupf Ausschau zu halten, weil wir uns ganz und gar auf die fingierten Spuren konzentrieren. Und selbstverständlich irrt er sich gewaltig. Und genau deshalb werden wir ihn finden. Nun wollen wir doch mal sehen, ob wir uns etwas näher an seinen Unterschlupf heranpirschen können. Mel, hast du in der Kleidung des letzten Opfers irgend etwas gefunden?«

Doch die Flut hatte buchstäblich sämtliche Spuren aus William Everett's Kleidung gewaschen.

»Sie haben gesagt, sie hätten miteinander gekämpft, Sachs? Der Unbekannte und dieser Everett?«

»War kein großer Kampf. Everett hat ihn lediglich am Hemd gepackt.«

Rhyme schnalzte mit der Zunge. »Offenbar werde ich allmählich müde. Wenn ich daran gedacht hätte, hätte ich Sie aufgefordert, seine Nägel auszukratzen. Selbst wenn das Opfer unter Wasser war, halten sich dort -«

»Bitte sehr«, sagte sie und hielt zwei Plastiktüten hoch.

»Sie haben seine Fingernägel ausgekratzt?«

Sie nickte.

»Aber warum haben Sie zwei Tüten genommen?«

Sie hielt erst eine, dann die andere Tüte hoch und sagte: »Linke Hand, rechte Hand.«

Mel Cooper lachte laut auf. »Nicht mal du bist draufgekommen, die Auskratzspuren in getrennten Tüten sicherzustellen, Lincoln. Eine großartige Idee.«

Rhyme schniefte. »Zwischen linker und rechter Hand zu differenzieren könnte kriminalistisch von gewisser Bedeutung sein.«

»Hoho«, sagte Cooper immer noch lachend. »Das heißt, daß er's für eine glänzende Idee hält und nur bedauert, daß er nicht selber draufgekommen ist.«

Der Kriminaltechniker untersuchte den Fingernagelschmutz. »Ich habe hier Ziegelstaub.«

»Da waren aber nirgendwo Ziegel, weder beim Abflußrohr noch in der Umgebung«, sagte Sachs.

»Es sind nur Partikel. Aber irgend etwas haftet daran. Kann aber nicht feststellen, was es ist.«

»Könnten sie eventuell aus dem Tunnel bei den alten Viehhöfen stammen?« fragte Banks. »Dort waren doch jede Menge Ziegel, nicht?«

»Der Staub, den wir dort gefunden haben, wurde von unserer Kunstschaetzin hier aufgewirbelt«, sagte Rhyme und deutete vorwurfsvoll mit dem Kopf auf Sachs. »Nein. Erinnert euch, der Unbekannte hatte den Tatort verlassen, bevor sie die Waffe gezogen hat.« Dann runzelte er die Stirn und blickte angestrengt nach vorn. »Mel, ich möchte mir den Ziegelstaub ansehen. Unter dem Mikroskop. Ist das machbar?«

Cooper warf einen Blick auf Rhymes Computer. »Ich glaube, wir können irgendwas zurechtbasteln.« Er zog ein Kabel von der Video-Ausgangsbuchse an seinem Stereomikroskop zu seinem Computer und wühlte dann in einem großen Koffer herum. Er holte ein langes, dickes graues Kabel heraus. »Das ist ein serielles Kabel.« Er verband die beiden Computer und kopierte die nötige Software auf Rhymes Compaq. Fünf Minuten später tauchte am Monitor das gleiche Bild auf, das Cooper durch das Okular des Mikroskops sah.

Der Kriminalist betrachtete den stark vergrößerten Ziegelsplitter. Er lachte laut auf. »Er hat sich selbst ausgetrickst. Seht ihr die weißen Klümmpchen, die an dem Ziegel haften?«

»Was ist das?« fragte Sellitto.

»Sieht aus wie Leim«, meinte Cooper.

»Genau. Von einer Fusselrolle. Ganz vorsichtige Täter benutzen sie, um sämtliche Spuren von ihrer Kleidung zu entfernen. Aber diesmal ging es nach hinten los. Ein paar Klebstoffpartikel müssen sich von der Rolle gelöst haben und an seiner Kleidung hängengeblieben sein. Dadurch blieb auch der Ziegelstaub haften, bis er unter Ever-ets Fingernägel geriet. Wir wissen also, daß er aus seinem Unterschlupf stammt.«

»Verrät uns der Ziegelsplitter irgend etwas?« fragte Sachs.

»Er stammt von einem alten Ziegel. Und von einem teuren - billige Ziegel sind viel poröser, weil mehr Magerungsmasse beigemengt wird. Ich nehme an, es handelt sich entweder um ein öffentliches Gebäude oder um ein Haus, das von jemandem errichtet wurde, der reich war. Mindestens hundert Jahre alt. Vielleicht älter.«

»Ah, da ist noch was«, sagte Cooper. »Ein weiteres Stück vom Handschuh, wie's aussieht. Wenn sich die verdammten Dinger weiter so auflösen, stoßen wir über kurz oder lang auf die ersten Papillarleisten.«

Rhymes Monitor leuchtete auf, und im nächsten Moment konnte er den winzigen Lederpartikel am Bildschirm erkennen. »Irgendwas ist daran komisch«, sagte Cooper.

»Er ist nicht rot«, stellte Rhyme fest. »So wie die anderen Partikel. Dieses Stückchen hier ist schwarz. Untersuch ihn im Mikrospektrofotometer.«

Cooper führte die Analyse durch und tippte dann an den Bildschirm seines Computers. »Es ist Leder. Aber eine andere Farbe. Möglicherweise verunreinigt.«

Rhyme beugte sich so weit wie möglich vor und wollte sich gerade den Partikel auf dem Monitor anschauen, als ihm plötzlich klar wurde, daß ihm nicht gut war. Ganz und gar nicht gut.

»He, ist alles in Ordnung?« sprach Sachs ihn an.

Rhyme antwortete nicht. Sein Hals und sein Unterkiefer begannen heftig zu zittern. Ein seltsames Gefühl, eine Art Panik, befiehl ihn oberhalb der zerschmetterten Wirbelsäule und breitete sich in seinem Kopf aus. Dann, als hätte sich ein Thermostat eingeschaltet, verschwanden die eisige Kälte und die Gänsehaut, und er fing an zu schwitzen. Dicke Tropfen, die wahnsinnig kitzelten, liefen ihm über das Gesicht.

»Thom«, flüsterte er. »Thom, es ist wieder soweit.«

Dann keuchte er, als die mörderischen Kopfschmerzen einsetzten und ihm den Schädel zu sprengen drohten. Er preßte die Zähne aufeinander, bewegte den Kopf, versuchte alles mögliche, um die unerträglichen Qualen zu lindern. Doch nichts wirkte. Das Licht im Zimmer flackerte. Der Schmerz war so schlimm, daß er am liebsten aus der Haut gefahren oder davongelaufen wäre, wenn seine Beine ihn getragen hätten.

»Lincoln!« schrie Sellitto.

| Aussehen | Aufenthaltsort | Fahrzeug | Sonstiges |
|--|--|--|---|
| <ul style="list-style-type: none"> • Weiß, männlich, schmächtig • Dunkle Kleidung • Skimaske? Marineblau? • Alte Handschuhe, rötlch. Ziegenleder • Aftershave: um anderen Geruch zu überdecken? • Aftershave = Brut • Haarfarbe nicht braun • Tiefe Narbe am Zeigefinger • Sporthose • Handschuh fleckig? | <ul style="list-style-type: none"> • Wahrsch. sicherer Unterschlupf • Wohnhaft nahe: Broadway/82 St.: ShopRite Greenwich/BankSt.: ShopRite Houston/Lafayette St.: ShopRite 6th Ave./Houston St.: J&G's Emporium Greenw./Franklin St.: Grocery World • Altes Haus, rosa Marmor • Mind. 100 Jahre alt; evtl. Herrenhaus od. öffentl. Gebäude | <ul style="list-style-type: none"> • Gelbes Taxi • Limousine, neuester Typ • Hellgrau, Silber, beige • Mietwagen, evtl. gestohlen • Hertz, silb. Taurus, neuestes Baujahr | <ul style="list-style-type: none"> • Kenntn. TO-Arbeit • evtl. vorbestraft • Kenntn. Fingerabdr. • Waffe = .32er Colt • Fesselt Opfer mit ungew. Knoten • Vorliebe für »Altes« • Nenne ein Opfer »Hanna« • Grundkenntnisse Deutsch • Vorliebe für Unterirdisches • Persönlichkeits-spaltung • Evtl. Priester, Sozialarbeiter, Anwalt • Ungewöhnlich abgetragene Schuhe: liest viel? • Hörte zu, als er O. den Finger brach • Hinterließ Schlange als Denkzettel für Ermittler |

»Sein Gesicht«, rief Sachs. «Es ist knallrot angelaufen.« Und seine Hände waren kreidebleich. Unterhalb des ominösen vierten Halswirbels wurde sein ganzer Körper kalkweiß. Aufgrund einer lärmungsbedingten Funktionsstörung pumpte Rhymes Herz immer mehr Blut in den Kopf, wo es in die Kapillaren des Hirns strömte, die feinen Haargefäße dehnte und zu zerreißen drohte. Als der Anfall immer schlimmer wurde, nahm Rhyme wahr, wie Thom sich über ihn beugte und die Decken vom Clintron riß. Er bemerkte, daß Sachs zu ihm trat und ihn mit ihren strahlendblauen Augen besorgt musterte. Und zuallerletzt, kurz bevor ihn tiefe Dunkelheit umfing, sah er, wie der Falke, aufgeschreckt durch die plötzliche Hektik im Zimmer, die Flügel ausbreitete, sich vom Mauersims aufschwang und Zuflucht im freien Luftraum über den menschenleeren Straßen der Stadt suchte.

VIERUNDZWANZIG

Sellitto war als erster am Telefon, als Rhyme das Bewußtsein verlor.
»Rufen Sie die 911 und holen Sie den Notarzt«, wies Thom ihn an.
»Dann drücken Sie auf diese Nummer. Eine Kurzwahltafel. Damit erreichen Sie Pete Taylor, unseren Rückenmarkspezialisten.«

Sellitto erledigte die Anrufe.

»Ich brauchte hier ein bißchen Hilfe«, rief Thom. »Irgend jemand!«

Sachs stand am nächsten. Sie nickte und begab sich zu Rhyme. Der Adlatus hatte den Bewußtlosen unter den Achseln gepackt und zog ihn höher. Er riß das Hemd auf, betastete die bleiche Brust und sagte: »Alle anderen darf ich bitten, uns allein zu lassen.«

Sellitto, Banks und Cooper zögerten einen Moment und gingen dann hinaus. Sellitto schloß die Tür hinter ihnen.

Der Adlatus nahm einen beigefarbenen Kasten zur Hand. Oben befanden sich diverse Schalter und Regler, und auf einer Seite führte ein Kabel heraus, an dem sich eine flache Scheibe befand. Die setzte er jetzt auf Rhymes Brust und befestigte sie mit Klebeband.

»Zur Stimulierung der Zwerchfellnerven. Damit er weiter atmet.« Er schaltete das Gerät an.

Als Thom die Manschette zum Blutdruckmessen über Rhymes alabasterweißen Arm schob, stellte Sachs verdutzt fest, daß er buchstäblich keine Falten am Körper hatte. Er war über vierzig, doch körperlich wirkte er wie ein Fünfundzwanzigjähriger.

»Warum ist sein Gesicht so rot? Sieht aus, als würde ihm jeden Moment der Schädel platzen.«

»Das tut er auch«, sagte Thom ruhig und nüchtern, während er einen Arztkoffer unter dem Nachttisch hervorholte. Er öffnete ihn, maß dann weiter den Blutdruck. »Dysregulation ... Der ganze Streß, den er heute hatte. Geistig *und* körperlich. Er ist das nicht gewohnt.«

»Er hat ständig gesagt, daß er müde ist.«

»Ich weiß. Und ich habe nicht genügend auf ihn aufgepaßt. Leise jetzt, sonst kann ich nichts hören.« Er steckte sich das Stethoskop in die Ohren, blies die Manschette auf und ließ langsam die Luft ab. »Mist. Diastolischer Blutdruck steht bei hundertfünfundzwanzig. Mist.«

Herr im Himmel, dachte Sachs. Er nippelt uns ab.

Thom deutete mit dem Kopf auf die schwarze Tasche. »Suchen Sie das Fläschchen mit dem Nifedipin. Und packen Sie eine Spritze aus.« Während sie suchte, zog Thom Rhymes Jeans herunter, nahm einen der neben dem Bett liegenden Katheter und riß die Plastikverpackung auf. Er bestrich das eine Ende mit Vaseline, hob Rhymes blassen Penis etwas an und führte den Katheter sacht, aber mit flinker Hand ein.

»Das ist eine der Ursachen. Ein voller Darm und zuviel Druck auf der Blase können einen Anfall auslösen. Er hat heute viel mehr getrunken, als ihm guttut.«

Sie packte eine Spritze aus, sagte aber: »Ich weiß nicht, wie man damit umgeht.«

»Ich mach' das schon.« Er blickte zu ihr auf. »Dürfte ich Sie bitten ... würde es Ihnen etwas ausmachen, das hier zu übernehmen? Ich möchte nicht, daß das Röhrchen abknickt.«

»Na klar. Sicher.«

»Möchten Sie Handschuhe?«

Sie zog ein Paar über und ergriff Rhymes Penis vorsichtig mit der linken Hand. Mit der rechten nahm sie das Röhrchen. Es war sehr, sehr lange her, daß sie einen Mann so gehalten hatte. Die Haut war weich, und ihr fiel einmal mehr auf, wie merkwürdig es war, daß dieses Organ, dieser Inbegriff des Männlichen, die meiste Zeit über zart wie Seide war,

Thom setzte mit geübter Hand die Spritze.

»Komm schon, Lincoln ...«

In der Ferne ertönte eine Sirene.

»Sie sind gleich da«, sagte sie und blickte zum Fenster.

»Wenn wir ihn jetzt nicht hinkriegen, können die auch nichts mehr machen.«

»Wie lange dauert es, bis das Medikament wirkt?«

Thom starnte auf Rhymes reglosen Körper und sagte: »Eigentlich sollte es schon wirken. Aber wenn ich es zu hoch dosiere, verfällt er in einen Schock.« Der Adlatus bückte sich und zog ein Lid hoch. Die blaue Pupille war glasig, blicklos.

»Gefällt mir gar nicht.« Er maß erneut den Blutdruck. »Hundert-fünfzig. Herrgott.«

»Das bringt ihn um«, sagte sie.

»Oh. Das wäre nicht das Schlimmste.«

»Was?« flüsterte Amelia Sachs erschrocken.

»Der Tod macht ihm nichts aus.« Er blickte kurz auf, so als wäre er überrascht, daß sie noch nicht darauf gekommen war. »Er will nur nicht, daß die Lähmung noch schlimmer wird, als sie schon ist.« Er bereitete eine weitere Injektion vor. »Möglicherweise hatte er schon einen. Einen Schlaganfall, meine ich. Davor hat er eine Heidenangst.«

Thom beugte sich vor und setzte eine weitere Spritze.

Die Sirene war jetzt ganz in der Nähe. Wildes Gehupe war zu hören, vermutlich weil wieder andere Fahrzeuge dem Rettungswagen den Weg verspererten und sich beim Ausweichen viel Zeit ließen - eine der Großstadtmacken, die Sachs jedesmal zur Weißglut brachten.

»Sie können den Katheter jetzt herausnehmen.«

Vorsichtig zog sie das Röhrchen heraus. »Soll ich...« Sie nickte zu dem Urinbeutel hin.

Thom rang sich ein mattes Lächeln ab. »Das ist meine Aufgabe.«

Mehrere Minuten vergingen. Offenbar kam der Notarztwagen nicht voran. Dann ertönte eine blecherne Lautsprecherstimme, und allmählich rückte die Sirene näher.

Plötzlich rührte sich Rhyme. Er schüttelte leicht den Kopf. Drehte ihn dann hin und her, drückte ihn ans Kissen. Seine Haut wirkte nicht mehr ganz so glühend rot.

»Lincoln, kannst du mich hören?«

»Thom ...«, stöhnte er.

Rhyme zitterte heftig. Thom deckte ihn wieder zu.

Sachs ertappte sich dabei, wie sie über Rhymes zerzauste Haare strich. Sie nahm ein Papiertuch und wischte ihm die Stirn ab.

Dann ertönten laute Schritte auf der Treppe, und zwei stämmige Notärzte mit knackenden Funkgeräten tauchten auf. Sie stürmten in das Zimmer, maßen Rhymes Blutdruck und überprüften den Nervenstimulator. Kurz darauf traf Dr. Peter Taylor ein.

»Peter«, sagte Thom. »Die übliche Dysregulation.«

»Blutdruck?«

»Jetzt ist er wieder runter. Aber es stand schlecht. Hoch bis auf hundertfünfzig.«

Der Arzt verzog das Gesicht.

Thom stellte Taylor den beiden Medizinern vor. Sie waren sichtlich erleichtert, daß ein Fachmann vor Ort war, und traten einen Schritt zurück, als Taylor sich zum Bett begab.

»Doktor«, sagte Rhyme benommen.

»Sehen wir uns doch mal die Augen an.« Taylor leuchtete Rhymes Pupillen mit einer kleinen Lampe an. Sachs beobachtete den Arzt gespannt und war sehr beunruhigt, als sie sein Stirnrunzeln sah.

»Brauch' den Nervenstimulator nicht mehr«, flüsterte Rhyme.

»Sie und Ihre Lunge, stimmt's?« sagte der Arzt trocken. »Nun ja, lassen wir ihn lieber noch eine Weile laufen. Bis wir wissen, was hier genau vorliegt.« Er blickte zu Sachs. »Wenn Sie vielleicht unten warten würden.«

Taylor beugte sich dicht über ihn, so daß Rhyme durch die schütteten Haare die Schweißtropfen sehen konnte, die auf der Kopfhaut des Arztes standen.

Mit kundiger Hand hob der Mediziner ein Lid an und betrachtete erneut die Pupille, dann die andere. Er schloß Rhyme an ein Sphygmomanometer an und maß seinen Blutdruck - konzentriert, die Augen in weite Ferne gerichtet, ganz der besorgte, in seine Aufgabe vertiefte Arzt.

»Annähernd normal«, verkündete er. »Wie steht's mit dem Urin?«

»Elfhundert Kubikzentimeter«, sagte Thom.

Taylor zog eine finstere Miene. »Wohl nachlässig gewesen, was? Oder haben wir übermäßig getrunken?«

Rhyme funkelte nicht minder finster zurück. »Wir waren abgelenkt, Doktor. Es war eine ereignisreiche Nacht.«

Rhyme deutete mit dem Kopf zu den Tischen, und Taylor, der seinen Blick verfolgte, tat überrascht, so als hätte jemand in einem unbeobachteten Moment die Apparaturen hereingeschafft. »Was ist das alles?«

»Man hat mich aus dem Ruhestand geholt.«

Taylors verdutzte Miene hellte sich auf. Er lächelte. »Seit Monaten bedränge ich Sie, daß Sie etwas Sinnvolles mit Ihrem Leben anfangen sollen. Nun, wie steht's mit dem Stuhlgang?«

»Das letztemal vor etwa zwölf, vierzehn Stunden«, sagte Thom.

»Sehr leichtsinnig von Ihnen«, erwiderte Taylor tadelnd.

»Es war nicht seine Schuld«, versetzte Rhyme. »Ich hatte den ganzen Tag lang das Zimmer voller Leute.«

»Ich will keine Ausflüchte hören«, entgegnete der Arzt. Krüppel hin oder her, Pete Taylor nahm kein Blatt vor den Mund, wenn er mit Rhyme sprach, und ließ sich von seinem ungebärdigen Patienten nichts bieten.

»Wir sollten uns der Sache besser annehmen.« Er zog Gummihandschuhe an und beugte sich über Rhymes Bauch. Massierte mit den Fingern den Unterleib, um die Darmtätigkeit anzuregen. Thom zog die Decke weg und holte die Papierwindeln.

Kurz darauf war die Sache erledigt, und Thom säuberte seinen Chef.

»Dann lassen Sie diesen Unsinn also sein?« fragte Taylor plötzlich.
»Oder trügt meine Hoffnung?« Er musterte Rhyme eingehend.

Diesen Unsinn ...

Er meinte den Selbstmord. Rhyme warf Thom einen kurzen Blick zu und sagte: »Daran habe ich schon seit einer ganzen Weile nicht mehr gedacht.«

»Gut.« Taylor betrachtete die auf dem Tisch aufgereihten Geräte.
»Genau damit sollten Sie sich beschäftigen. Vielleicht stellt man Sie bei der Polizei wieder ein.«

»Glaube kaum, daß ich die Tauglichkeitssprüfung bestehe.«

»Was macht der Kopf?«

»Ein Dutzend schwere Vorschlaghämmer trifft es in etwa. Der Hals ebenfalls. Hatte heute schon zwei schwere Krämpfe.«

Taylor ging zur Kopfseite des Clintron und setzte die Finger zu beiden Seiten von Rhymes Wirbelsäule an, dort, wo sich-wie Rhyme vermutete, denn er konnte die Stelle natürlich nicht sehen - die Narbenwülste von den zahlreichen Operationen befanden, die er im Lauf der Jahre über sich hatte ergehen lassen müssen. Taylor massierte Rhyme mit geschickter Hand, drang tief in die Muskulatur ein und löste die verspannten Stränge an Schulter und Nacken. Allmählich ließ der Schmerz nach.

Er spürte, wie die Daumen des Arztes an seinem Nacken verharren - vermutlich unmittelbar neben dem gebrochenen Wirbel.

Dem Raumschiff, dem Stachelrochen...

»Eines Tages wird man das heilen können«, sagte Taylor. »Eines Tages wird so etwas nicht schlimmer sein als ein gebrochenes Bein. Hören Sie auf mich. Ich bin davon überzeugt.«

Eine Viertelstunde später kam Taylor die Treppe herunter und ging zu den auf dem Bürgersteig wartenden Polizisten.

»Ist er über den Berg?« fragte Amelia Sachs besorgt.

»Der Blutdruck ist wieder normal. Er braucht vor allem Ruhe.«

Der Arzt, ein eher unscheinbarer Mann, bemerkte mit einemmal, daß er mit einer wunderschönen Frau sprach. Er strich sich über das

schüttete Haar und betrachtete unauffällig ihre gertenschlanke Gestalt. Sein Blick schweifte zu den Dienstwagen vor dem Haus. »Bei welchem Fall hilft er Ihnen?« fragte er.

Sellitto mauerte zunächst, wie jeder Polizist, wenn ihm ein Außenstehender so eine Frage stellt. Doch Sachs, die mittlerweile erraten hatte, daß Taylor und Rhyme sich nahestanden, sagte: »Es geht um diese Entführungen. Haben Sie davon gehört?«

»Diese Taxifahrer-Geschichte? Kommt ständig in den Nachrichten. Tut ihm gut. Arbeit ist das Beste, was ihm passieren kann. Er braucht Freunde, und er braucht einen Lebensinhalt.«

Thom tauchte oben an der Treppe auf. »Er läßt ein herzliches Dankeschön bestellen, Pete. Nun ja, er hat sich nicht ganz so ausgedrückt. Aber er hat es so gemeint. Sie wissen ja, wie er ist.«

»Verraten Sie mir eins«, sagte Taylor, der jetzt leiser sprach, bei nahe verschwörerisch klang. »Hat er immer noch vor, sich an diese Leute zu wenden?«

Und als Thom erwiderte: »Nein, keineswegs«, erkannte Sachs an seinem Tonfall, daß er log. Sie wußte nicht, worum es ging, oder ob es wichtig war. Aber es wurmte sie.

Sich an diese Leute zu wenden?

Taylor jedenfalls schien den Schwindel zu schlucken. »Ich komme morgen wieder vorbei«, sagte er. »Mal sehen, wie es ihm geht.«

Thom bedankte sich im voraus, worauf Taylor sich die Tasche über die Schulter hängte und auf dem Gehsteig davonging. Der Adlatus winkte Sellitto zu. »Er möchte Sie einen Moment sprechen.« Der Detective stieg flugs die Treppe hoch und verschwand im Schlafzimmer. Ein paar Minuten darauf kamen er und Thom wieder heraus. Sellitto, der jetzt seinerseits sehr ernst wirkte, schaute sie an. »Sie sind dran.« Und er deutete mit dem Kopf nach oben.

Rhyme lag in dem wuchtigen Bett - die Haare zerzaust, das Gesicht nicht mehr so rot, die Hände nicht mehr so kreidebleich. In dem Zimmer roch es streng, nach menschlichen Ausscheidungen. Das Bett

war frisch bezogen, und er hatte einmal mehr die Kleidung gewechselt. Diesmal trug er einen Pyjama, der genauso grün war wie Dell-rays Anzug.

»Das ist einer der scheußlichsten Schlafanzüge, die ich je gesehen habe«, sagte sie. »Den haben Sie von Ihrer Ehemaligen, stimmt's?«

»Wie haben Sie das erraten? Ein Geschenk zum Hochzeitstag ... Bitte vielmals um Entschuldigung für den Schreck, den ich Ihnen eingejagt habe.« Er wirkte zaghaft, und das brachte sie aus der Fassung. Sie mußte daran denken, wie ihr Vater im Vorbereitungsraum im Sloan-Kettering gelegen hatte, bevor man ihn nach unten in den OP brachte. Er war nach dem Eingriff nicht mehr aufgewacht. Schwäche kann erschreckender sein als jede Drohung.

»Entschuldigung?« wiederholte sie unheilverkündend. »Kommen Sie mir bloß nicht mit dem Quatsch, Rhyme.«

Er musterte sie einen Moment lang und sagte dann: »Sie beide werden das bestens hinbekommen.«

»Wir beide?«

»Sie und Lon. Mel natürlich auch. Und Jim Polling.«

»Was meinen Sie damit?«

»Ich ziehe mich zurück.«

»Sie machen was?«

»Diese Sache ist zu anstrengend für meinen alten Körper, fürchte ich.«

»Aber Sie dürfen nicht aussteigen.« Sie deutete auf den umgedrehten Monet-Druck. »Schauen Sie doch, was wir alles über den Unbekannten Nummer 238 rausgefunden haben. Wir sind schon so weit.«

»Folglich braucht ihr mich nicht mehr. Ihr braucht lediglich ein bißchen Glück.«

»Glück? Es hat Jahre gedauert, bis man Bundy gefaßt hat. Und was war mit dem Zodiac-Killer? Und dem Werwolf?«

»Wir haben allerlei brauchbare Erkenntnisse. Sichere Erkenntnisse. Sie werden auch noch den einen oder anderen guten Anhalts-

punkt finden. Sie werden ihn schnappen. Ihr Schwanengesang, bevor man Sie zur Presseabteilung komplimentiert. Ich habe das Gefühl, daß unser Unbekannter Nummer 238 allmählich etwas keck wird. Möglicherweise faßt man ihn sogar in der Kirche.«

»Sie sehen prima aus«, sagte sie nach kurzem Zögern. Obwohl es nicht stimmte.

Rhyme lachte. Dann wurde er wieder ernst. »Ich bin sehr müde. Und ich habe Schmerzen. Verdammt, ich glaube, mir tun Körperteile weh, die mir nach Aussage der Ärzte gar nicht weh tun *dürften*.«

»Machen Sie's wie ich. Schlafen Sie ein bißchen.«

Er versuchte höhnisch aufzulachen, doch es klang eher kläglich. Sie hätte es, ihn in diesem Zustand zu sehen. Er hustete kurz, blickte auf den Nervenstimulator hinab und verzog das Gesicht, als wäre es ihm peinlich, daß er von dem Gerät abhängig war. »Sachs ... ich nehme nicht an, daß wir noch einmal miteinander arbeiten werden. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß Sie es beruflich weit bringen werden, wenn Sie es richtig anstellen.«

»Na, ich komm' Sie einfach mal besuchen, wenn wir den Dreck-sack geschnappt haben.«

»Das wäre schön. Ich bin froh, daß Sie gestern morgen als erste am Tatort waren. Ich wüßte niemand anderen, mit dem ich diese Spuren-suche lieber gemacht hätte.«

»Ich -«

»Lincoln«, ertönte eine Stimme. Sie drehte sich um und sah einen Mann in der Tür stehen. Neugierig blickte er sich im Zimmer um und betrachtete die Apparaturen.

»Sieht aus, als wäre hier einiges los gewesen.«

»Doktor«, sagte Rhyme. Er lächelte über das ganze Gesicht.
»Bitte, kommen Sie herein.«

Er trat in das Zimmer. »Ich habe Thoms Nachricht erhalten. Ein Notfall, sagte er?«

»Dr. William Berger, Amelia Sachs.«

Aber Sachs sah, daß sie für Lincoln Rhyme nicht mehr vorhanden

war. Alles, was es noch zu sagen gab - und sie hatte das Gefühl, daß es noch einiges war, vieles möglicherweise -, mußte vorerst warten. Sie ging hinaus. Thom, der draußen auf dem Flur stand, schloß die Tür, hielt inne und bedeutete ihr, höflich wie eh und je, mit einem Kopfnicken, daß sie vorausgehen solle.

Als Sachs in die schwüle Nacht hinaustrat, hörte sie in unmittelbarer Nähe eine Stimme. »Entschuldigen Sie bitte.«

Sie drehte sich um und sah Dr. Peter Taylor allein unter einem Gingkobaum stehen. »Kann ich Sie einen Moment sprechen?«

Sachs ging auf dem Gehsteig hinter ihm her, bis er ein paar Häuser weiter stehenblieb.

»Ja?« fragte sie. Er lehnte sich an eine Steinmauer und strich sich ein weiteres Mal verlegen über die Haare. Sachs mußte daran denken, wie oft sie Männer schon mit einem einzigen Wort oder Blick eingeschüchtert hatte. Und wie so oft dachte sie: Wie nutzlos ist doch die Macht der Schönheit.

»Sie sind doch mit ihm befreundet, oder?« fragte der Arzt. »Ich meine, Sie arbeiten mit ihm zusammen, aber Sie sind auch mit ihm befreundet.«

»Klar. Ich nehm's doch an.«

»Dieser Mann, der gerade hineingegangen ist, wissen Sie, wer das ist?«

»Berger heißt er, glaube ich. Er ist Arzt.«

»Hat er gesagt, woher er kommt?«

»Nein.«

Taylor blickte einen Moment lang zu Rhymes Schlafzimmerfenster hinauf. »Kennen Sie die Lethe Society?« fragte er.

»Nein, oder Moment... Das ist doch eine Sterbehilfe-Organisation, stimmt's?«

Taylor nickte. »Ich kenne alle Ärzte, die Lincoln behandeln. Aber von einem Dr. Berger habe ich noch nie gehört. Ich dachte mir nur, er könnte möglicherweise zu diesen Leuten gehören.«

»Was?«

Hat er immer noch vor, sich an diese Leute zu wenden ...

Darum also war es bei dem Gespräch gegangen.

Sie war so erschrocken, daß sie sich einen Moment wie schwerelos vorkam. »Hat er ... hat er das schon früher ernsthaft in Erwägung gezogen?«

»O ja.« Taylor seufzte und schaute zum dunstigen Nachthimmel auf. »O ja.« Dann warf er einen Blick auf ihr Namensschild. »Officer Sachs, ich habe stundenlang versucht, es ihm auszureden. Tagelang. Aber ich arbeite schon seit Jahren mit Querschnittsgelähmten, und ich weiß, wie starrköpfig sie sind. Vielleicht hört er auf Sie. Nur ein paar Worte. Ich habe mir gedacht... könnten Sie -«

»Ach, verdammt noch mal, Rhyme«, brummte sie, ließ den Arzt stehen, ehe er ausgeredet hatte, und rannte davon.

Thom wollte gerade die Tür schließen, als sie zu dem Stadthaus kam. Sie drängte sich an ihm vorbei. »Hab' mein Dienstbuch vergessen.«

»Ihr-?«

»Bin gleich wieder da.«

»Sie können jetzt nicht nach oben. Sein Arzt ist bei ihm.«

»Dauert nur einen Moment.«

Sie war bereits beim ersten Absatz, ehe Thom die Verfolgung aufnahm.

Er mußte ahnen, daß sie ihn angeschwindelt hatte, denn er nahm zwei Stufen auf einmal. Doch sie hatte einen ordentlichen Vorsprung und stieß bereits die Tür zu Rhymes Schlafzimmer auf, ehe der Adlatus oben war.

Sie stürmte hinein, erschreckte sowohl Rhyme als auch den Doktor, der mit verschränkten Armen an einem Tisch lehnte. Sie schlug die Tür zu und schloß ab. Thom hämmerte dagegen. Berger drehte sich zu ihr um, runzelte die Stirn und musterte sie fragend.

»Sachs«, stieß Rhyme aus.

»Ich muß mit Ihnen reden.«

»Worüber?«

»Über Sie.«

»Später.«

»Wann denn, Rhyme?« fragte sie spöttisch. »Morgen? Nächste Woche?«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Wollen Sie sich vielleicht, sagen wir mal, Mittwoch in einer Woche mit mir verabreden? Werden Sie dazu in der Lage sein? Sind Sie dann überhaupt noch *da*?«

»Sachs -«

»Ich möchte mit Ihnen reden. Allein.«

»Nein.«

»Dann müssen wir's auf die harte Tour machen.« Sie baute sich vor Berger auf. »Sie sind festgenommen. Die Anschuldigung lautet auf versuchte Beihilfe zum Selbstmord.« Und mit diesen Worten zückte sie die Handschellen und ließ sie blitzschnell um seine Gelenke schnappen.

Sie nahm an, daß sie sich in einer Kirche befand.

Carole Ganz lag im Keller, auf dem Boden. Ein kalter Lichtstrahl fiel schräg auf die Wand, und in seinem Schein konnte sie ein armeliges Jesus-Bild und einen Stapel schimmliger Bücher mit biblischen Geschichten erkennen. Ein halbes Dutzend kleiner Stühle - für die Sonntagsschule, nahm sie an - stand mitten im Raum.

Sie hatte immer noch die Handschellen an und war nach wie vor geknebelt. Außerdem hatte er sie mit einem knapp anderthalb Meter langen Stück Wäscheleine an ein Rohr an der Wand gefesselt.

Auf einem Tisch in der Nähe sah sie den oberen Rand eines großen Glaskruges.

Wenn es ihr gelänge, ihn umzustoßen, könnte sie vielleicht mit einer Glasscherbe die Wäscheleine durchtrennen. Der Tisch schien außer Reichweite zu sein, doch sie wälzte sich auf die Seite und kroch wie eine Raupe darauf zu.

Das erinnerte sie an Pammy, die sich als kleines Baby so gern zwischen ihr und Ron im Bett herumgewälzt hatte. Sie dachte an ihre Kleine, die allein in diesem fürchterlichen Keller war, und mußte wieder weinen.

Pammy, Pu-der-Bär, die Handtasche.

Einen Moment lang, einen kurzen Moment nur, wurde sie schwach. Wünschte, sie hätte Chicago nie verlassen.

Dann schalt sie sich für diese Gedanken, für ihr Selbstmitleid. Es war richtig gewesen. Sie hatte es für Ron getan. Und auch für sich selbst. Er wäre stolz auf sie gewesen. Kate hatte ihr das zigmals gesagt, und sie glaubte es.

Sie kämpfte sich ein Stück weiter. Schob sich ein paar Zentimeter näher zu dem Tisch hin.

Sie war benommen, konnte keinen klaren Gedanken fassen.

Ihr Hals brannte vor Durst. Und wegen der schimmligen, modrigen Luft.

Sie kroch ein bißchen weiter, blieb dann auf der Seite liegen, schnappte nach Luft und starrte zu dem Tisch. Es kam ihr aussichtslos vor. Was nützt das schon? dachte sie.

Und fragte sich, wie Pammy zumute sein mochte.

Du Drecksack! dachte Carole. Dafür bring' ich dich um.

Sie wollte weiterkriechen, sich über den Boden voranschieben. Aber durch eine unbedachte Bewegung rollte sie auf den Rücken. Sie keuchte, wußte, was ihr drohte. Nein! Mit einem lauten Knacken brach ihr Handgelenk. Sie schrie trotz des Knebels auf. Verlor die Besinnung. Als sie einen Moment später wieder zu sich kam, war ihr furchtbar übel.

Nein, nein, nein ... wenn sie sich übergab, würde sie sterben. Mit dem Klebeband über dem Mund hatte sie keine Chance.

Unterdrück es! Unterdrück es. Komm schon. Du schaffst es. Jetzt ist es soweit... Sie mußte würgen. Dann noch einmal.

Nein! Nimm dich zusammen.

Sie spürte, wie es ihr hochkam.

Beherrsch dich ...

Nimm dich zusammen ...

Und sie schaffte es. Atmete durch die Nase, dachte an Kate und Eddie, an Pammy, an den gelben Rucksack, der ihre kostbare Habe enthielt. Sie sah ihn vor sich, stellte ihn sich von allen Seiten vor. Ihr ganzes Leben war darin. Ihr *neues* Leben.

Ron, ich will es nicht vermasseln. Ich bin wegen dir hergekommen, Liebster...

Sie schloß die Augen. Dachte: tief durchatmen. Ein und aus.

Schließlich ließ die Übelkeit nach. Und kurz darauf ging es ihr wieder besser. Zwar weinte sie wegen des gebrochenen Handgelenks immer noch vor Schmerz, doch sie schaffte es weiterzukriechen, auf den Tisch zu. Dreißig Zentimeter, einen halben Meter.

Sie spürte nur den dumpfen Schlag, als sie mit dem Kopf an das Tischbein stieß. Bis hierher hatte sie es mit knapper Not geschafft, aber jetzt ging es keinen Zentimeter mehr weiter. Sie warf den Kopf herum, versuchte den Tisch anzustoßen. Sie hörte einen leisen Ton, eine Art Schwappen, als der Krug auf der Tischplatte verrutschte. Sie blickte auf.

Über der Tischkante zeigte sich ein Teil des Kruges. Carole zog den Kopf zurück und stieß ein letztes Mal an das Tischbein.

Nein! Sie hatte das Bein außer Reichweite geschubst. Der Krug kippelte kurz, blieb aber stehen. Carole zerrte an der Wäscheleine, um sich mehr Spielraum zu verschaffen, doch es ging nicht.

Verdammtd. Verdammtd noch mal! Als sie verzweifelt auf das schmutzige Glasgefäß starrte, bemerkte sie mit einemmal, daß es mit einer Art Flüssigkeit gefüllt war, in der irgend etwas schwamm. Was war das?

Sie schleppte sich ein Stück zur Wand zurück, einen halben Meter etwa, und blickte wieder auf.

Es sah so aus, als läge eine Glühbirne drin. Nein, keine ganze Birne, nur die Glühdrähte und der Sockel mit dem Gewinde, der in eine Lampenfassung geschraubt war. Durch einen Draht, der aus dem

Krug herausführte, war die Fassung mit einem dieser Zeitschalter verbunden, mit denen man das Ein- und Ausschalten des Lichtes einstellen konnte, wenn man in Urlaub fuhr. Es sah aus wie -

Eine Bombe! Jetzt bemerkte sie auch den schwachen Benzingeruch.

Nein, nein ...

Carole schluchzte verzweifelt und kroch so weit wie möglich vom Tisch weg. Dort, an der Wand, war ein Aktenschrank. Der könnte ihr zumindest ein bißchen Deckung bieten. Sie zog die Beine an, bekam es plötzlich mit der Angst zu tun und streckte sie sofort wieder aus. Durch die jähre Bewegung verlor sie das Gleichgewicht. Und zu ihrem Entsetzen wurde ihr klar, daß sie wieder auf den Rücken rollte. O nein. Nicht... Einen Moment lang gewann sie die Balance zurück, rührte sich kurzzeitig nicht von der Stelle. Zitternd vor Anstrengung versuchte sie, sich etwas vornüber zu beugen. Doch dann rollte sie weiter und fiel auf ihre gefesselten Hände, so daß das gebrochene Gelenk ihr ganzes Körpergewicht auffing. Einen Moment lang wurde sie von einem unerträglichen Schmerz übermannt, dann verlor sie wieder die Besinnung.

FÜNFUNDZWANZIG

»Nie und nimmer, Rhyme. Das dürfen Sie nicht tun.«

Berger war sichtlich unwohl zumute. Rhyme vermutete, daß er im Rahmen seiner Tätigkeit schon alle möglichen Situationen erlebt hatte, in denen sich ähnlich hysterische Szenen abspielten. Die größten Schwierigkeiten bereiteten Berger vermutlich nicht die Sterbewilligen, sondern diejenigen, die alle anderen am Leben erhalten wollten.

Thom hämmerte an die Tür.

»Thom«, rief Rhyme. »Ist schon gut. Du kannst uns allein lassen.« Dann zu Sachs. »Wir haben uns voneinander verabschiedet. Sie und ich. Einen sauberen Abgang zu ruinieren, das gehört sich nicht.«

»Sie dürfen das nicht tun.«

Wer hatte sie verpfiffen? Pete Taylor möglicherweise. Der Arzt mußte erraten haben, daß er und Thom gelogen hatten.

Rhyme sah, wie ihr Blick auf die drei Gegenstände auf dem Tisch fiel. Die Gaben der Weisen. Der Cognac, die Tabletten und die Plastiktüte. Dazu ein Gummiring, der jenen glich, die Sachs noch immer über ihre Schuhe gezogen hatte. (Wie oft war er von einem Tatort nach Hause gekommen und hatte festgestellt, daß Blaine entsetzt auf die Gummis an seinen Schuhen starrte ? »Die Leute müssen doch denken, mein Mann kann sich keine neuen Schuhe leisten. Deshalb befestigt er die Sohlen mit Gummiringen. Also *ehrlich*, Lincoln!«)

»Sachs, nehmen Sie dem guten Doktor die Handschellen ab. Ich muß Sie ein letztesmal darum bitten zu gehen.«

Sie lachte kurz und rauh auf. »Entschuldigen Sie. In New York ist so was ein Verbrechen. Wenn die Staatsanwaltschaft will, kann sie es sogar als Mord hinstellen.«

»Ich habe lediglich ein Gespräch mit einem Patienten geführt«, sagte Berger.

»Deswegen lautet die Anschuldigung ja auch nur auf einen Versuch. Bislang. Vielleicht sollten wir Ihre Personalien und Ihre Fingerabdrücke mal über unseren Fahndungscomputer laufen lassen. Mal sehen, was dabei rauskommt.«

»Lincoln«, sagte Berger rasch, gehetzt. »Ich kann nicht -«

»Wir werden uns schon etwas einfallen lassen«, sagte Rhyme.
»Sachs, bitte.«

Breitbeinig stand sie da, die Hände in die schmale Taille gestützt, das hinreißende Gesicht streng und unerbittlich. »Gehen wir«, herrschte sie den Arzt an.

»Sachs, Sie haben keine Ahnung, wie wichtig das ist.«

»Ich lasse nicht zu, daß Sie sich umbringen.«

»Zulassen?« versetzte Rhyme. »Zulassen? Und warum, bitte schön, brauch' ich dazu Ihre Erlaubnis?«

»Miss ... Officer Sachs«, sagte Berger. »Es ist seine Entscheidung, und er hat sie aus freien Stücken getroffen. Lincoln weiß besser Bescheid als die meisten Patienten, mit denen ich zu tun habe.«

»Patienten? Opfer, meinen Sie wohl.«

»Sachs!« rief Rhyme, und er bemühte sich darum, nicht verzweifelt zu klingen. »Es hat ein Jahr gedauert, bis ich jemanden gefunden habe, der mir hilft.«

»Vielleicht weil es nicht recht ist. Haben Sie sich das schon mal überlegt? Warum jetzt, Rhyme, mitten in diesem Fall?«

»Wenn ich einen weiteren derartigen Anfall erleide und vielleicht einen Schlaganfall dazu, wäre ich womöglich überhaupt nicht mehr in der Lage, mich noch mitzuteilen. Unter Umständen müßte ich vierzig Jahre lang bei vollem Bewußtsein ausharren, wäre aber völlig bewegungsunfähig. Und solange mein Gehirn nicht tot ist, wird

kein Mensch auf dieser Welt den Stecker ziehen. Jetzt bin ich wenigstens noch dazu in der Lage, meine Entscheidungen kundzutun.«

»Aber warum?« rief sie aus.

»Warum nicht?« erwiderte Rhyme. »Sagen Sie's mir. Warum nicht?«

»Na ja ...« Ihrer Meinung nach waren die Argumente, die gegen einen Selbstmord sprachen, so eindeutig, daß es ihr schwerfiel, sie zu formulieren. »Weil...«

»*Warum*, Sachs?«

»Erstens ist es feige.«

Rhyme lachte. »Wollen wir darüber diskutieren, Sachs? Wirklich? Von mir aus. >Feige<, sagen Sie. Damit wären wir bei Sir Thomas Browne: >Wenn das Leben schrecklicher ist denn der Tod, ist es wahrhaft wagemutig zu leben.< Mut auch im Angesicht unüberwindlicher Härten - ein klassisches Argument für das Leben. Aber wenn es zutrifft, warum betäubt man dann Patienten vor der Operation? Warum gibt es Aspirin? Warum richtet man einen gebrochenen Arm? Warum ist Prozac das meistverschriebene Medikament in Amerika? So leid es mir tut, aber der Schmerz an sich besitzt keinerlei Reiz.«

»Aber Sie haben doch keine Schmerzen.«

»Und wie wollen Sie Schmerz definieren, Sachs? Vielleicht ist auch die Unfähigkeit, irgend etwas zu spüren, überaus schmerhaft.«

»Sie könnten noch so viel beitragen. Nehmen wir doch bloß mal Ihr ganzes Wissen. Wie Sie sich mit Kriminalistik auskennen, mit Geschichte.«

»Das Argument zum Nutzen der Gesellschaft. Ein beliebter Einwand.« Er warf einen Blick zu Berger, doch der Doktor blieb stumm. Rhyme sah, daß ihn offenbar der Knochen interessierte, der auf dem Tisch lag - dieses bleiche Stück Wirbelsäule. Er hob ihn hoch, strich mit den gefesselten Händen darüber. Immerhin war er einst Orthopäde gewesen, entsann sich Rhyme.

Er wandte sich wieder an Sachs. »Aber wer sagt denn, daß wir noch etwas beitragen müssen? Außerdem könnte das, was ich beitrage,

auch schädlich sein. Könnte Leid verursachen. Mir und anderen Menschen.«

»So ist das Leben nun mal.«

Rhyme lächelte. »Aber ich wähle den Tod, nicht das Leben.«

Sachs wirkte einen Moment lang unsicher, dachte scharf nach.

»Bloß daß ... der Tod nichts Natürliches ist. Das Leben schon.«

»Nein? Freud würde Ihnen da widersprechen. Er stellte der Libido später eine andere, entgegengesetzte Antriebskraft zur Seite - den Todestrieb, wie er ihn bezeichnete, der die Bindungen löst, die wir im Leben eingehen. Unser Ende unterliegt durchaus natürlichen Kräften. Jeder und alles stirbt - was sollte also natürlicher sein?«

Wieder kratzte sie sich die Kopfhaut wund.

»Na schön«, sagte sie. »Das Leben fordert Sie also mehr als die meisten anderen Menschen. Aber ich dachte ... alles, was ich bisher mit Ihnen erlebt habe, sagt mir, daß Sie jemand sind, der die Herausforderung liebt?«

»Die Herausforderung? Ich will Ihnen mal was von Herausforderungen erzählen. Ich wurde ein Jahr lang künstlich beatmet. Sehen Sie die Narbe an meinem Hals? Die ist vom Luftröhrenschnitt. Nun ja, mittels Atemtechnikübungen-und äußerster Willenskraft-habe ich es geschafft, mich, wie man das nennt, von der Maschine zu >entwöhnen<. Genaugenommen habe ich eine wahre Pferdelunge. Sie ist genauso kräftig wie Ihre. Bei einem Querschnittsgelähmten ist das außergewöhnlich. Es hat mich acht Monate meines Lebens gekostet. Verstehen Sie, worauf ich hinauswill? Acht Monate, um eine normalerweise selbstverständliche Körperfunktion zu beherrschen. Es geht nicht darum, die Sixtinische Kapelle auszumalen oder Geige zu spielen. Ich spreche vom reinen, nackten *Atmen*.«

»Aber Ihr Zustand könnte sich bessern. Vielleicht entdeckt man in einem Jahr eine Heilmethode.«

»Nein. Weder in einem noch in zehn Jahren.«

»Das können Sie doch gar nicht wissen. Es wird bestimmt geforscht ...«

»Natürlich. Und wissen Sie was? Ich bin ein Fachmann auf diesem Gebiet. Man hat versucht, das Nervengewebe von Embryonen auf die geschädigten Rückenmarkstränge zu verpflanzen, um so die Regeneration anzuregen.« Leicht gingen ihm die Worte von den Lippen. »Ohne jede Wirkung. Manche Ärzte behandeln den betroffenen Bereich chemotherapeutisch, um einen Zustand herzustellen, in dem sich Nervenzellen regenerieren können. Bislang ohne Ergebnis - jedenfalls nicht bei höheren Lebewesen. Bei niederen Lebensformen kann man durchaus Erfolge vorweisen. Wenn ich ein Frosch wäre, könnte ich längst wieder gehen. Nun ja, hüpfen.«

»Es gibt also Leute, die sich damit beschäftigen?« fragte Sachs.

»Sicher. Aber in den nächsten zwanzig, fünfundzwanzig Jahren ist mit keinerlei Durchbruch zu rechnen.«

»Wenn man damit rechnen könnte«, konterte sie, »wäre es doch kein Durchbruch, oder?«

Rhyme lachte. Sie hielt sich wacker.

Sachs schüttelte sich die roten Haare aus den Augen und sagte: »Sie waren mal bei der Polizei - bedenken Sie, daß Selbstmord ein Verbrechen ist.«

»Und eine Sünde zudem«, entgegnete er. »Die Dakotas glaubten, daß die Geister all jener, die Selbstmord verübt hatten, auf ewig den Baum mit sich herumschleppen müßten, an dem sie sich erhängt hatten. Ließen sich die Selbstmorde dadurch etwa verhindern? Keineswegs. Man suchte sich nur kleinere Bäume aus.«

»Ich will Ihnen mal was sagen, Rhyme. Jetzt kommt mein letztes Argument.« Sie deutete mit dem Kopf auf Berger, packte die Handschellenkette. »Ich nehme ihn fest und buchte ihn ein. Nun widerlegen Sie *das* mal.«

»Lincoln«, sagte Berger beunruhigt, mit panikerfülltem Blick.

Sachs legte dem Arzt die Hand auf die Schulter und führte ihn zur Tür. »Nein«, sagte er. »Bitte. Tun Sie das nicht.«

Als Sachs die Tür öffnen wollte, rief Rhyme: »Sachs, beantworten Sie mir vorher noch eine Frage.«

Sie hielt inne. Eine Hand am Knauf.

»Eine Frage?«

Sie blickte zurück.

»Hatten Sie es jemals vor? Sich umzubringen?«

Mit einem lauten Klicken schloß sie die Tür auf.

»Antworten Sie mir!« sagte er.

Sachs öffnete die Tür nicht. Sie stand da, kehrte ihm den Rücken zu. »Nein. Noch nie.«

»Sind Sie mit Ihrem Leben zufrieden?«

»So wie alle ändern.«

»Sind Sie niemals niedergeschlagen?«

»Das hab' ich nicht gesagt. Ich habe gesagt, daß ich mich noch nie umbringen wollte.«

»Sie fahren gern Auto, haben Sie mir erzählt. Menschen, die gern Auto fahren, fahren auch gern schnell. Sie auch, nicht wahr?«

»Ja. Manchmal.«

»Was war Ihre Höchstgeschwindigkeit?«

»Weiß ich nicht.«

»Schneller als hundertdreißig?«

Ein geringschätziges Lächeln. »Ja.«

»Über hundertsechzig?«

Sie deutete mit dem Daumen nach oben.

»Hundertachtzig? Zweihundert?« fragte er und lächelte verwundert.

»Gestoppt bei zweihundertsiebzig.«

»Herrje, Sachs, Sie sind wirklich umwerfend. Nun, wenn Sie so schnell gefahren sind, haben Sie da nicht gedacht, daß Ihnen vielleicht, nur vielleicht, etwas passieren könnte? Eine gebrochene Radaufhängung oder Spurstange, ein geplatzter Reifen, eine Ölspur auf der Straße?«

»Es war ziemlich ungefährlich. Ich bin doch nicht verrückt.«

»Ziemlich ungefährlich. Aber wenn man so schnell fährt wie ein Kleinflugzeug, nun ja, das ist doch nicht völlig ungefährlich, oder?«

»Sie beeinflussen die Zeugin.«

»Nein, tu' ich nicht. Lenken Sie nicht ab. Wenn Sie so schnell fahren, müssen Sie doch in Kauf nehmen, daß Sie verunglücken und ums Leben kommen könnten, stimmt's?«

»Vielleicht«, räumte sie ein.

Berger, der noch immer den bleichen Halswirbelknochen in den Händen hielt und damit herumspielte, schaute sich nervös um.

»Sie sind also bis an die Grenze gegangen, stimmt's? Ah, Sie wissen, wovon ich rede - die Grenze zwischen Lebensgefahr und sicherem Tod. Sehen Sie, Sachs, wenn man seine Toten mit sich herumträgt, ist es nur ein ganz kleiner Schritt, und man ist über dieser Grenze. Ein kleiner Schritt, und man weilt unter ihnen.«

Sie senkte den Kopf, so daß die roten Haare ihre Augen verdeckten, und ihre Miene wurde völlig ausdruckslos.

»Die Toten ruhen lassen«, flüsterte er, insgeheim betend, daß sie Berger nicht mitnehmen möge, wohl wissend, daß er unmittelbar vor dem Durchbruch stand. »Ich habe da einen Nerv getroffen. Wie sehr wünschen Sie sich, den Toten nachzufolgen? Mehr als nur ein bißchen, Sachs. Oh, weitaus mehr.«

Sie zögerte. Er wußte, daß er getroffen hatte.

Unwirsch wandte sie sich zu Berger um, ergriff die Handschellen. »Kommen Sie.« Sie stieß ihn durch die Tür.

»Sie wissen, worauf ich hinauswill, oder?« rief Rhyme.

Wieder blieb sie stehen.

»Manchmal... geschehen gewisse Dinge, Sachs. Manchmal kann man einfach nicht so sein, wie man sein sollte, kann man nicht haben, was man haben sollte. Und das Leben ändert sich. Vielleicht nur ein bißchen, vielleicht auch beträchtlich. Und ab einem gewissen Punkt lohnt es einfach nicht den Aufwand, das, was schiefgelaufen ist, wieder zurechtbiegen zu wollen.«

Er betrachtete sie, während sie reglos in der Tür standen. Totenstille herrschte im Zimmer. Sie drehte sich um und blickte zu ihm.

»Der Tod ist ein Mittel gegen die Einsamkeit«, fuhr Rhyme fort.

»Ein Mittel gegen Verspannungen. Ein Mittel gegen den Juckreiz.« Er warf einen kurzen Blick auf ihre wunden Finger, genauso, wie sie tags zuvor auf seine Beine geschaut hatte.

Sie ließ Bergers Handschellen los und ging zum Fenster. Tränen glitzerten im gelben Schein der Straßenlaternen auf ihren Wangen.

»Sachs, ich bin müde«, sagte er ernsthaft. »Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie müde ich bin. Sie wissen doch, wie schwer das Leben ohnehin ist. Nehmen Sie dazu noch eine ganze Menge ... Anstrengungen. Waschen, essen, kacken, Anrufe erledigen, Hemden zuknöpfen, sich an der Nase kratzen ... Dann nehmen Sie noch tausenderlei Dinge mehr dazu. Und danach noch mehr.«

Er schwieg. Es dauerte eine ganze Weile, bis sie antwortete. »Ich mache Ihnen ein Angebot.«

»Und zwar?«

Sie nickte zu dem Poster hin. »Nummer 238 hat die Frau mit dem kleinen Mädchen ... helfen Sie uns, sie zu retten. Bloß diese beiden. Wenn Sie das machen, laß ich Sie eine Stunde mit ihm allein.« Sie blickte zu Berger. »Vorausgesetzt, er verschwindet hinterher schleunigst aus der Stadt.«

Rhyme schüttelte den Kopf. »Sachs, wenn ich einen Schlaganfall erleide, wenn ich mich nicht mehr mitteilen kann ...«

»Wenn das passiert«, sagte sie ruhig, »gilt die Abmachung trotzdem, auch wenn Sie kein Wort mehr sagen können. Ich sorge dafür, daß Sie eine Stunde unter sich sein können.« Sie verschränkte die Arme, stellte sich wieder breitbeinig hin - so hatte Rhyme Amelia Sachs mittlerweile am liebsten. Er wünschte, er hätte sie gestern morgen gesehen, als sie auf den Bahngleisen gestanden und den Zug angehalten hatte. »Das ist das Äußerste, was ich tun kann.«

Einige Sekunden verstrichen. Rhyme nickte. »Na schön. Abgemacht.« Er wandte sich an Berger. »Montag?«

»Gut, Lincoln. Von mir aus.« Berger, der immer noch sichtlich mitgenommen war, verfolgte mit argwöhnischen Blicken, wie Sachs die Handschellen aufschloß. Offenbar hatte er Angst, daß sie ihre Mei-

nung ändern könnte. Sobald er frei war, ging er raschen Schrittes zur Tür. Er bemerkte, daß er noch immer den Wirbel in der Hand hatte, machte kehrt und legte ihn - beinahe andächtig - unmittelbar neben Rhyme auf den Tatortbefundbericht vom ersten Mordfall des gestrigen Tages.

»Seliger als Säue in der Suhle«, sagte Sachs, als sie sich in den knarrenden Rattansessel flözte. Womit sie Sellitto und Polling meinte, nachdem sie ihnen mitgeteilt hatte, daß Rhyme bereit sei, einen weiteren Tag an dem Fall mitzuarbeiten.

»Polling vor allem«, sagte sie. »Ich dachte, der kleine Kerl fällt mir um den Hals. Verraten Sie ihm nicht, daß ich ihn so genannt habe. Wie geht's Ihnen? Sie sehen besser aus.« Sie trank einen Schluck Scotch und stellte ihr Glas neben Rhymes auf den Nachttisch.

»Nicht schlecht.«

Thom wechselte gerade die Bettwäsche. »Du hast regelrechte Sturzbäche geschwitzt«, sagte er.

»Aber nur oberhalb des Halses«, wandte Rhyme ein. »Das Schwitzen meine ich.«

»Stimmt das?« fragte Sachs.

»Ja. So ist das nun mal. Darunter ist das Thermostat kaputt. Ich brauche kein Axialdeodorant.«

»Axial?«

»Achsel«, versetzte Rhyme. »*Die Achselhöhle*. Mein erster Pfleger sagte nie Achselhöhlen. Er sagte: >Ich werde Ihnen jetzt unter die Axialen greifen und Sie hochheben, Lincoln.< Oh, und: >Wenn Ihnen nach Regurgitieren zumute ist, dann tun Sie das ruhig, Lincoln.< Er bezeichnete sich als >Fürsorger<. Der Ausdruck stand sogar in seinem Lebenslauf. Ich weiß nicht, warum ich ihn eingestellt habe. Wir sind ausgesprochen abergläubisch, Sachs. Wir meinen, wenn wir bestimmten Dingen einen anderen Namen geben, ändern sie sich dadurch. Unbekannter, Täter. Aber dieser Pfleger sollte einen Kranken betreuen, und dazu mußte er mitunter bis über beide Achselhöhlen

in der Scheiße wühlen. Stimmt's, Thom? Kein Grund, sich dessen zu schämen. Es ist ein ehrenwerter Beruf. Schweinisch, aber ehrenwert.«

»Ich stehe auf Schweinereien. Deshalb arbeite ich ja für dich.«

»Was bist du, Thom, ein Pfleger oder ein Fürsorger?«

»Ich bin ein Heiliger.«

»Ha, immer rasch ein Widerwort parat. Und ebenso flink mit der Spritze. Er hat mich von den Toten zurückgeholt. Schon mehr als einmal.«

Und plötzlich packte Rhyme die helle Angst, daß auch Sachs ihn nackt gesehen haben könnte. Den Blick unverwandt auf das Täterprofil gerichtet, fragte er: »Sagen Sie mal, schulde ich auch Ihnen Dank, Sachs? Haben Sie hier Florence Nightingale gespielt?« Ge spannt wartete er auf ihre Antwort, wußte nicht, wie er ihr jemals wieder in die Augen schauen sollte, falls es so war.

»Nee«, antwortete Thom. »Ich allein habe dich gerettet. Wollte nicht, daß eins der anwesenden Sensibelchen beim Anblick deines schlaffen Hinterteils erschreckt von hinten eilt.«

Dank' dir, Thom, dachte er. »Nun verzieh dich«, blaffte er. »Wir müssen über den Fall sprechen. Sachs und ich.«

»Du brauchst Schlaf.«

»Selbstverständlich. Aber dennoch müssen wir über den Fall sprechen. Gute Nacht, gute Nacht.«

Als Thom weg war, schenkte Sachs sich einen Schuß Macallan nach. Sie senkte den Kopf und genoß die rauchige Blume.

»Wer hat mich verpfiffen?« frage Rhyme. »Pete?«

»Wer?« fragte sie.

»Dr. Taylor, der Rückenmarkspezialist.«

Sie zögerte einen kurzen Moment, und das verriet ihm, daß es Taylor gewesen war. »Er sorgt sich um Sie«, sagte sie schließlich.

»Selbstverständlich. Das ist ja das Problem - Ich möchte, daß er sich ein bißchen *weniger* sorgt. Weiß er über Berger Bescheid?«

»Er hat einen Verdacht.«

Rhyme verzog das Gesicht. »Hören Sie, sagen Sie ihm, daß er nur ein alter Freund ist. Er ... was ist?«

Sachs hatte die Lippen geschürzt und stieß langsam die Luft aus, so als bliese sie Zigarettenrauch hinaus. »Sie verlangen von mir nicht nur, daß ich Ihnen erlaube, sich umzubringen, Sie wollen auch noch, daß ich den einzigen Menschen anlügen, der Ihnen die Sache ausreden könnte.«

»Er kann sie mir nicht ausreden«, erwiderte Rhyme.

»Warum soll ich ihn dann anlügen?«

Er lachte. »Lassen wir Dr. Taylor doch einfach noch ein paar Tage im Ungewissen.«

»Na schön«, sagte sie. »Herrgott, Sie können es einem vielleicht schwermachen.«

Er musterte sie eingehend. »Warum erzählen Sie es mir nicht?«

»Was?«

»Wer ist der Tote? Der Ihnen keine Ruhe läßt?«

»Das sind viele.«

»Zum Beispiel?«

»Schauen Sie in die Zeitung.«

»Kommen Sie, Sachs.«

Sie schüttelte den Kopf, blickte mit einem versonnenen Lächeln auf das Glas in ihrer Hand. »Nein, ich glaube, ich will nicht.«

Er führte ihr Schweigen darauf zurück, daß sie keine Lust hatte, mit jemandem, den sie erst einen Tag kannte, ein persönliches Gespräch zu führen. Was zwar nicht einer gewissen Komik entbehrt, wenn man bedachte, daß sie neben einem guten Dutzend Kathetern, einer Dose Vaseline und einer Packung Windeln saß. Doch weil er sie nicht weiter bedrängen wollte, schwieg er ebenfalls. Um so erstaunter war er, als sie plötzlich aufblickte und losprudelte: »Es ist bloß ... Es ist bloß... Ach, verdammt.« Und sie begann zu weinen, schlug die Hände vors Gesicht und verschüttete gut zwei Fingerbreit vom Besten, was Schottland zu bieten hatte, über das Parkett.

SECHSUNDZWANZIG

»Ich kann kaum fassen, daß ich Ihnen das alles erzähle.« Sie hatte sich in den tiefen Sessel gekuschelt, die Beine angezogen und die Dienstschuhe abgestreift. Die Tränen waren getrocknet, doch ihr Gesicht war ebenso rot wie ihre Haare.

»Nur zu«, sagte er.

»Ich hab' Ihnen doch von dem Typen erzählt, mit dem ich zusammenziehen wollte.«

»Oh, der mit dem Collie. Sie haben nicht erwähnt, wer es war. Ihr Freund?«

Der heimliche Liebhaber? fragte sich Rhyme.

»Er *war* mein Freund.«

»Ich dachte, Sie hätten vielleicht Ihren Vater gemeint.«

»Nein, Papa ist zwar gestorben - vor drei Jahren, an Krebs -, aber wir haben gewußt, daß es so kommt. Wir waren sozusagen vorbereitet, soweit das überhaupt möglich ist. Aber bei Nick ...«

»Ist er umgekommen?« fragte Rhyme leise.

Doch sie ging nicht darauf ein. »Nick Carelli. Einer von uns. Ein Polizist. Detective, dritter Grad. War bei der Abteilung Straßenkriminalität.«

Der Name kam ihm bekannt vor. Rhyme sagte nichts, ließ sie weiterreden.

»Wir waren eine Zeitlang zusammen. Wollten irgendwann heiraten.« Sie stockte, so als müsse sie ihre Gedanken ordnen, sie aufreihen wie Pappkameraden am Schießstand. »Er hat im verdeckten Einsatz gearbeitet. Deshalb haben wir unsere Beziehung soweit wie

möglich geheimgehalten. Draußen auf der Straße durfte sich nicht rum sprechen, daß er was mit einer Polizistin hat.« Sie räusperte sich. »Es ist schwer zu erklären. Wissen Sie, zwischen uns hat es ... einfach irgendwie gefunkt. Es war ... ich habe so was nicht allzuoft erlebt. Verdammt, vor Nick ist mir das noch *nie* passiert. Wir haben wirklich zusammengehört. Er wußte, daß ich unbedingt bei der Polizei bleiben wollte, und das hat ihn nicht gestört. Mir ging's mit seiner Undercover-Arbeit genauso. Wir waren einfach... auf einer Wellenlänge. Wissen Sie, wenn man sich vollkommen versteht. Ist Ihnen das auch schon mal so gegangen? Mit Ihrer Frau?«

Rhyme lächelte versonnen. »X) doch. Ja. Aber nicht mit Blaine, meiner Frau.« Und das war alles, was er zu dem Thema sagen wollte. »Wie haben Sie sich kennengelernt?« fragte er.

»Bei den Dienstleinführungskursen auf der Akademie. Wo jemand aufsteht und einem ein bißchen was darüber erzählt, was seine Abteilung macht. Nick hat einen Vortrag über Undercover-Einsätze gehalten. Er hat sich auf der Stelle mit mir verabredet. Unser erstes Rendezvous hatten wir in Rodman's Neck.«

»Auf dem Schießstand?«

Sie nickte schiefend. »Hinterher sind wir zu seiner Mama nach Brooklyn gefahren, haben Pasta gegessen und eine Flasche Chianti getrunken. Sie hat mich in den Hintern gekniffen und gesagt, ich wäre zu dürr zum Kinderkriegen. Hat mich gezwungen, eine doppelte Portion Nachspeise zu essen. Danach sind wir zu mir gefahren, und er ist über Nacht geblieben. Nicht schlecht für ein erstes Rendezvous, was? Von da an haben wir uns jeden Tag gesehen. Es hätte klappen können, Rhyme. Ich hab's gespürt. Es hätte einfach prima klappen können.«

»Was ist passiert?«

»Er war...«

Sie genehmigte sich einen weiteren Schuß Whisky. »Abkassiert hat er, das ist passiert. Schon die ganze Zeit, seit ich ihn kannte.«

»Aha?«

»Korrupt war er. Oh, und wie korrupt. Ich hatte nicht die leiseste Ahnung. Nicht einmal den Hauch einer Ahnung. Er hat es bei diversen Banken in der ganzen Stadt gebunkert. Er hat fast zweihunderttausend abgezockt.«

Rhyme schwieg einen Moment. »Tut mir leid, Sachs. Drogen?«

»Nein. Hehlerware hauptsächlich. Küchengeräte, Fernseher. Die besgut. Damals war von der Brooklyn-Connection die Rede. In den Zeitungen jedenfalls.«

Rhyme nickte. »Deswegen kam mir der Name so bekannt vor. Da waren noch etwa zehn andere mit von der Partie, stimmt's? Alles Polizisten?«

»Hauptsächlich. Aber auch ein paar Leute vom Bundesverkehrsamt.«

»Wie ist es weitergegangen mit Nick?«

»Sie wissen ja, was passiert, wenn Cops von Kollegen hopsgekommen werden. Die prügeln sie windelweich. Haben gesagt, er hätte Widerstand geleistet, aber ich weiß, daß das nicht stimmt. Haben ihm drei Rippen gebrochen, zwei Finger, das Gesicht zu Brei geschlagen. Er hat sich schuldig bekannt, hat aber trotzdem zehn bis zwanzig Jahre gekriegt.«

»Wegen Hehlerei?« Rhyme wunderte sich.

»Ein paar Raubzüge hat er selber unternommen. Hat einen Lkw-Fahrer mit der Pistole niedergeschlagen, auf einen anderen geschossen. Wollte ihn bloß einschüchtern. Ich weiß, daß er ihn bloß einschüchtern wollte. Aber der Richter hat ihn schwer verdonnert.« Sie schloß die Augen und biß sich auf die Lippen.

»Als er festgenommen wurde, haben sich die Jungs von der Abteilung für Interne Angelegenheiten auf ihn gestürzt wie die Geier. Sie haben sämtliche Unterlagen überprüft. Wir waren wirklich vorsichtig, was Anrufe anging. Er hat gesagt, daß seine Leitung von irgendwelchen Gaunern angezapft sein könnte. Aber er hat ein paarmal bei mir angerufen. Die IA war auch hinter mir her. Deshalb hat Nick alle Verbindungen gekappt. Ich meine, er *mußte* es machen.

Sonst hätte er mich mit hineingezogen. Sie kennen doch die IA - da geht's doch jedesmal zu wie bei der Hexenverfolgung.« »Wie ging es weiter?«

»Um sie zu überzeugen, daß ich ihm gar nichts bedeute ... Na ja, da hat er ein paar Sachen über mich gesagt.« Sie schluckte und schaute zu Boden. »Beim internen Verfahren wollten sie auch über mich was wissen. >Ach, P T. Sachs<, hat Nick gesagt. >Die hab' ich ein paarmal gebumst. Hatte aber keine Ahnung von Tuten und Blasen. Deshalb hab' ich mich davongemacht.<« Sie legte den Kopf zurück und wischte sich mit dem Ärmel die Tränen aus den Augen. »Das ist mein Spitzname. R T.«

»Lon hat's mir erzählt.«

Sie runzelte die Stirn. »Hat er Ihnen auch gesagt, was er bedeutet?«

»Die Plattfuß-Tochter. Wegen Ihres Vaters.«

Sie lächelte matt. »Damit hat's angefangen. Aber inzwischen hat sich das geändert. Bei der Verhandlung hat Nick gesagt, ich wär' im Bett so langweilig, daß R T. eigentlich Prüde Tusse heißen müßte und daß ich wohl auf Mädels stehe. Raten Sie mal, wie schnell sich *das* unter den Kollegen rumgesprochen hat.«

»Da draußen herrscht nicht das höchste Niveau, Sachs.« Sie holte tief Luft. »Ich hab' ihn vor Gericht gesehen, kurz vor Ende der Verhandlung. Er hat einmal zu mir hergeschaut und ... ich kann den Blick gar nicht beschreiben. Das reinste Herzeleid. Ach, er hat das alles gemacht, um mich zu schützen. Aber trotzdem ... Sie hatten recht, wissen Sie? Von wegen der Einsamkeit.« »Ich wollte nicht -«

»Nein«, sagte sie mit ernstem Gesicht. »Ich habe Sie angegriffen und Sie mich. Das ist nur gerecht. Außerdem haben Sie recht. Ich bin nicht gern allein. Ich *möchte* ausgehen, ich *möchte* jemanden kennenlernen. Aber seit Nick ist mir die Lust auf Sex vergangen.« Sachs lachte bitter auf. »Jeder meint, daß es wer weiß wie wunderbar ist, wenn man so aussieht wie ich. Daß ich mir die Jungs bloß auszusuchen brauche. Völliger Quatsch. Die, die überhaupt den Mumm ha-

ben, sich mit mir zu verabreden, denken die ganze Zeit bloß ans Vögeln. Also hab' ich's einfach aufgegeben. Allein komm' ich besser klar. Ich hasse es, aber es ist einfacher.«

Nun verstand Rhyme endlich ihre Reaktion, als sie ihn zum erstenmal gesehen hatte. Sie hatte sich in seiner Gegenwart wohl gefühlt, weil er als Mann keine Bedrohung für sie darstellte. Sexuell nichts von ihr wollte. Jemand war, den sie nicht abwimmeln mußte. Und weil sie vermutlich meinte, eine gewisse Seelenverwandtschaft entdeckt zu haben - als ob ihnen beiden das gleiche wichtige Gen abginge.

»Wissen Sie«, sagte er scherzend, »wir beide, Sie und ich, sollten uns zusammentun, ohne ein Verhältnis zu haben.«

Sie lachte. »Erzählen Sie mir von Ihrer Frau. Wie lange waren Sie verheiratet?«

»Sieben Jahre. Sechs vor dem Unfall, eins danach.«

»Und sie hat Sie verlassen?«

»Nein. Ich habe sie verlassen. Ich wollte nicht, daß sie Schuldgefühle bekommt.«

»Das war edelmüsig.«

»Ich hätte sie früher oder später ohnehin vergrault. Ich bin ein Ekel. Sie haben mich bislang nur von meiner netten Seite erlebt.« Einen Moment später fragte er: »Diese Sache mit Nick... hat die irgend etwas damit zu tun, daß Sie aus dem Streifendienst ausscheiden?«

»Nein. Na ja, doch.«

»Schußscheu?«

Nach einer Weile nickte sie. »Auf der Straße geht es heutzutage anders zu. Deswegen ist Nick so geworden, wissen Sie? Es hat ihn verdorben. Es ist nicht mehr so, wie es mal war, als Papa auf Streife gegangen ist. Damals war alles noch viel besser.«

»Sie meinen, es ist nicht wie in den *Geschichten*, die Ihr Vater erzählt hat.«

»Vielleicht«, räumte sie ein. Sie ließ sich tiefer in den Sessel sinken. »Wissen Sie, ich habe wirklich Arthritis, aber sie ist nicht so schlimm, wie ich esinstelle.«

»Ich weiß«, sagte Rhyme.

»Sie wissen es? Woher?«

»Ich habe mir einfach die Hinweise angesehen und ein paar Schlußfolgerungen gezogen.«

»Waren Sie deswegen den ganzen Tag hinter mir her? Weil Sie gewußt haben, daß ich markiere?«

»Ich war hinter Ihnen her«, sagte er, »weil Sie besser sind, als Sie glauben.«

Sie warf ihm einen schiefen Blick zu.

»Ach, Sachs, Sie erinnern mich an mich selber.«

»Wirklich?«

»Ich will Ihnen mal eine Geschichte erzählen. Ich war vielleicht ein Jahr bei der Spurensicherung, als ein Anruf von der Mordkommission einging, daß man in einer Gasse im Greenwich Village einen Toten gefunden habe. Sämtliche Sergeants waren unterwegs, weshalb man mich für die Tatortarbeit auserwählte. Ich war sechszwanzig Jahre alt, müssen Sie bedenken. Ich gehe also hin, sehe mich um, und dabei stellt sich heraus, daß es sich bei dem Toten um den Leiter des städtischen Sozial- und Gesundheitsamtes handelt. Nun, und rund um ihn herum lag ein Haufen Polaroidfotos. Sie hätten diese Bilder mal sehen sollen - er war in einem der S&M-Clubs an der Washington Street gewesen. Oh, und ich vergaß zu erwähnen, daß er ein hinreißendes schwarzes Minikleid und schwarze Netzstrümpfe trug, als man ihn fand.

Ich sichere also den Tatort. Mit einemmal taucht ein Captain auf und will über die Absperrung steigen. Ich weiß, daß er vorhat, die Bilder auf dem Weg in die Asservatenkammer verschwinden zu lassen, aber ich war so naiv, daß es mir gar nicht so sehr um die Bilder ging - ich war nur besorgt, daß jemand über den Tatort laufen könnte.«

»S steht für Sichern des Tatorts.«

Rhyme kicherte. »Folglich habe ich ihn nicht durchgelassen. Während er an der Absperrung stand und auf mich einschrie, ver-

suchte ein Stellvertreter des Polizeichefs durchzubrechen. Ich habe es ihm untersagt. Darauf fing der ebenfalls an, mich anzuschreien. Der Tatort bleibt unberührt, bis die IRD damit fertig ist, habe ich ihnen erklärt. Raten Sie mal, wer zu guter Letzt aufgekreuzt ist.«

»Der Bürgermeister?«

»Nun ja, der stellvertretende Bürgermeister.«

»Und Sie haben sie alle zurückgehalten?«

»Niemand außer den Fingerabdruckexperten und den Fotografen hat den Tatort betreten. Natürlich hat man es mir heimgezahlt und mich sechs Monate lang Fingerabdrücke von Wasserleichen nehmen lassen. Aber wir haben den Täter anhand einiger Spuren und aufgrund eines Fingerabdrucks auf einem der Polaroidbilder dingfest gemacht - zufällig war es das Foto, das die *Post* auf der Titelseite gebracht hatte. Genau das gleiche haben Sie gestern morgen getan, Sachs. Als Sie die Bahnstrecke und die Eleventh Avenue gesperrt haben.«

»Ich habe gar nicht darüber nachgedacht«, sagte sie. »Ich hab's einfach gemacht. Wieso gucken Sie mich so an?«

»Kommen Sie, Sachs. Sie wissen doch, wo Sie hingehören. Auf die Straße. Ob im Streifendienst, bei der Kriminalpolizei oder bei der Spurensicherung, das ist egal... Aber in der Presseabteilung? Dort versauern Sie. Für manche Leute mag das ein guter Posten sein, aber nicht für Sie. Geben Sie nicht so schnell auf.«

»Ach, und Sie geben *nicht* auf? Was ist mit Berger?«

»Bei mir steht die Sache ein bißchen anders.«

Wirklich? fragte ihr Blick. Sie stand auf und besorgte sich ein Kleenex. Als sie wieder zum Sessel zurückkehrte, fragte sie: »Und Sie schleppen keine Toten mit sich herum?«

»Früher schon. Aber inzwischen sind sie alle begraben.«

»Erzählen Sie.«

»Wirklich, da gibt es nichts -«

»Stimmt nicht. Das merke ich doch. Kommen Sie - ich habe Ihnen von meinen erzählt.«

Ein seltsames Frösteln befiel ihn. Er wußte, daß es keine Dysregulation war. Seine Miene wurde ernst.

»Rhyme, schießen Sie los«, beharrte sie. »Ich möchte es hören.«

»Nun ja, vor ein paar Jahren gab es einen Fall«, sagte er. »Ich habe einen Fehler gemacht. Einen schweren Fehler.«

»Erzählen Sie.« Sie schenkte ihnen beiden noch einen Fingerbreit Scotch ein.

»Es ging um Mord und Selbstmord bei einer familiären Auseinandersetzung. Ehemann und Frau in einer Wohnung in Chinatown. Er hat sie erschossen und sich anschließend selbst umgebracht. Ich hatte nicht viel Zeit und untersuchte den Tatort nicht gründlich genug. Und ich beging einen klassischen Fehler - ich hatte schon entschieden, was ich finden würde, noch ehe ich überhaupt mit der Suche begann. Ich fand einige Fasern, die nicht recht ins Bild paßten, aber ich nahm an, daß sie der Mann oder die Frau ins Haus gebracht hatte. Ich fand Bruchstücke der Kugel, habe aber nicht den entsprechenden Vergleich mit der Waffe vorgenommen, die wir am Tatort fanden. Ich bemerkte die typischen Schußresiduen, habe aber die Spuren nicht mit der Position der Waffe verglichen. Ich habe den Tatort untersucht, mich verabschiedet und bin zurück ins Büro gegangen.«

»Was ist passiert?«

»Die Spuren waren fingiert. Es war in Wirklichkeit ein Raubmord. Und der Täter hatte die Wohnung gar nicht verlassen.«

»Was? Er war noch da?«

»Nachdem ich weg war, kroch er unter dem Bett hervor und eröffnete das Feuer. Er tötete einen Kriminaltechniker und verletzte einen Polizeiarzt. Er lief auf die Straße und lieferte sich dort eine Schießerei mit zwei Streifenpolizisten, die den Notruf gehört hatten. Der Täter wurde angeschossen - er starb später -, aber er tötete einen der Cops und verletzte den anderen. Außerdem schoß er eine Familie nieder, die gerade aus einem China-Restaurant auf der anderen Straßenseite kam. Benutzte eins der Kinder als Schutzschild.«

»O mein Gott.«

»Colin Stanton, so hieß der Vater. Er war unverletzt geblieben, und er war Arzt beim Militär - der Notarzt sagte, er hätte vermutlich seine Frau oder ein Kind, vielleicht auch beide, retten können, wenn er versucht hätte, die Blutung zu stillen. Aber er verlor die Nerven und war wie erstarrt. Er stand nur da und sah zu, wie sie vor seinen Augen starben.«

»Herrgott, Rhyme. Aber es war nicht Ihre Schuld. Sie -«

»Lassen Sie mich ausreden. Es ist noch nicht zu Ende.«

»Nein?«

»Der Mann ging nach Hause - er wohnte droben im Staat New York. Hatte einen Nervenzusammenbruch und kam eine Zeitlang in eine psychiatrische Klinik. Er versuchte sich umzubringen. Folglich hat man ihn wegen Selbstmordgefahr rund um die Uhr bewacht. Zunächst versuchte er sich die Pulsadern mit einem Blatt Papier aufzuschneiden - dem Titelblatt einer Illustrierten. Dann schlich er sich in die Bibliothek, entdeckte auf der Toilette der Aufsicht ein Waserglas, zerschlug es und schlitzte sich damit die Handgelenke auf. Man flickte ihn wieder zusammen und behielt ihn ein weiteres Jahr in der Nervenklinik. Schließlich wurde er entlassen. Etwa einen Monat danach versuchte er es wieder. Mit einem Messer.« Ruhig fügte Rhyme hinzu. »Diesmal hat es funktioniert.«

Er hatte durch die Todesbenachrichtigung, die der Coroner des Albany County an die Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit bei der New Yorker Polizei gefaxt hatte, von Stantons Ableben erfahren. Jemand hatte sie Rhyme mit der Hauspost zugeschickt und einen Vermerk angeheftet: *ZKN- dachte, das würde Sie interessieren*, hatte der Betreffende geschrieben.

»Es gab eine interne Untersuchung. Mangelnde Sorgfalt im Dienst. Man erteilte mir einen Verweis. Meiner Meinung nach hätte man mich feuern sollen.«

Sie seufzte und schloß einen Moment lang die Augen. »Und Sie wollen mir weismachen, daß Sie deswegen keine Schuldgefühle haben?«

»Nicht mehr.«

»Das glaub' ich Ihnen nicht.«

»Ich habe meine Strafe verbüßt, Sachs. Ich habe eine ganze Weile mit diesen Toten leben müssen. Aber irgendwann konnte ich sie ruhen lassen. Wie hätte ich denn weiterarbeiten sollen, wenn ich das nicht getan hätte?«

Eine ganze Weile später sagte sie: »Als ich achtzehn war, hab' ich mal einen Strafzettel gekriegt. Wegen überhöhter Geschwindigkeit. Ich bin mit hundertdreißig durch eine Sechziger-Zone gefahren.«

»Nun ja.«

»Papa hat gesagt, er schießt mir das Bußgeld vor, aber ich müßte es ihm zurückzahlen. Mit Zins und Zinseszins. Aber wissen Sie, was er noch gesagt hat? Er hat gesagt, er hätte mir das Fell gegerbt, wenn ich eine rote Ampel überfahren hätte oder wegen rücksichtslosen Verhaltens aufgefallen wäre. Aber für zu schnelles Fahren hätte er Verständnis. >Ich weiß, wie dir zumute ist, mein Schatz<, hat er zu mir gesagt. >Wenn man in Schwung ist, kriegt einen keiner.<« Sachs sagte zu Rhyme: »Wenn ich nicht fahren könnte, wenn ich mich nicht bewegen könnte, würd' ich mich vielleicht auch umbringen.«

»Ich bin früher überall zu Fuß hingegangen«, sagte Rhyme. »Ich bin nie viel gefahren. Habe seit zwanzig Jahren keinen Wagen mehr besessen. Was für einen haben Sie?«

»Kein so schickes Teil, wie Sie's vielleicht fahren würden. Einen Chevy. Einen Camaro. Er hat meinem Vater gehört.«

»Von dem Sie auch die Bohrmaschine haben. Damit Sie an Ihrem Auto arbeiten können, nehme ich an.«

Sie nickte. »Und einen Drehmomentschlüssel. Ein Zündzeitpunkt-Einstellgerät. Und meinen ersten Satz Ratschenschlüssel - ein Geschenk zu meinem dreizehnten Geburtstag.« Sie lachte leise. »Dieser Chevy, der ist 'ne ziemlich olle Klapperkiste. Wissen Sie, was das ist? Ein typisch amerikanisches Auto. Das Radio, die Lüftung, die Lichtschalter, alles ist locker und klapprig. Aber das Fahrwerk ist hart wie ein Brett, dabei leicht wie eine Eierschachtel, und mit 'nem BMW nehm' ich's allemal auf.«

»Und ich wette, das haben Sie schon getan.«

»Ein-, zweimal.«

»Unter Krüppeln sind Autos besondere Statussymbole«, erklärte Rhyme. »Wir saßen - beziehungsweise lagen - während der Rehabilitation immer auf der Station herum und unterhielten uns darüber, was wir mit dem Geld von der Versicherung machen würden. Kleinbusse, in die man mit dem Rollstuhl fahren kann, waren besonders begehrte. Danach Wagen, die man mit der Hand bedienen kann. Was in meinem Fall natürlich nutzlos wäre.« Er blinzelte, forschte in seinem Gedächtnis nach. »Ich habe seit Jahren in keinem Wagen mehr gesessen. Ich kann mich nicht einmal an meine letzte Fahrt erinnern.«

»Ich hab' 'ne Idee«, sagte Sachs plötzlich. »Bevor Ihr Freund - dieser Dr. Berger - wieder vorbeikommt, mach' ich mit Ihnen eine Spritztour. Oder geht das nicht? Wegen dem Sitzen? Sie haben gesagt, daß Rollstühle für Sie nicht geeignet wären.«

»Nun ja, Rollstühle sind heikel. Aber ein Wagen? Ich glaube, das könnte gehen.« Er lachte. »Zweihundertsiebzig Sachen?«

»Das war eine Ausnahme«, sagte Sachs und nickte versonnen. »Gute äußere Bedingungen. Weit und breit keine Autobahnpolizei.«

Das Telefon summte, und Rhyme meldete sich persönlich. Lon Sellitto war dran.

»Wir haben Sicherungs- und Observierungstrupps bei allen in Frage kommenden Kirchen in Harlem postiert. Dellray ist dafür zuständig - der Mann ist regelrecht bekehrt, Lincoln. Du würdest ihn nicht mehr wiedererkennen. Ach, und ich habe dreißig Streifenpolizisten und einen Haufen Leute vom UN-Sicherheitsdienst losgeschickt, damit sie sich um alle die Kirchen kümmern, die wir möglicherweise übersehen haben. Um halb acht werden alle durchsucht, wenn er bis dahin nicht aufgekreuzt ist. Nur für den Fall, daß er sich unbemerkt reingeschlichen hat. Ich glaube, wir werden ihn fassen, Linc«, sagte Sellitto, der für einen Detective der New Yorker Mordkommission geradezu verdächtig gegeistert klang.

»In Ordnung, Lon. Ich schicke Amelia gegen acht Uhr zu dir.«

Sie unterbrachen die Verbindung.

Thom klopfte an die Tür, bevor er das Zimmer betrat.

Als könnte er sie in einer peinlichen Situation ertappen, dachte Rhyme und mußte insgeheim lachen.

»Keine Ausflüchte mehr«, sagte Thom streng. »Ins Bett. Sofort.«

Es war schon nach drei Uhr morgens, und Rhyme hatte die Müdigkeit längst überwunden. Er fühlte sich schwerelos. Als schwebte er über seinem Körper. Er fragte sich, ob er bald Halluzinationen bekäme.

»Ja, Mutter«, erwiederte er. »Officer Sachs bleibt über Nacht, Thom. Könntest du ihr eine Decke holen, bitte?«

»Was hast du gesagt?« Thom wandte sich ihm zu.

»Eine Decke.«

»Nein, danach«, sagte der Adlatus. »Was war das?«

»Ich weiß es nicht. >Bitte?<«

Thom riß erschrocken die Augen auf. »Ist alles in Ordnung? Soll ich Pete Taylor holen? Das Oberhaupt der nächsten Kirchengemeinde? Den Gesundheitsminister?«

»Sehen Sie, wie dieser Mistkerl mich quält?« sagte Rhyme zu Sachs. »Er weiß gar nicht, wie kurz er vor der Kündigung steht.«

»Wann soll der Weckruf erfolgen?«

»Halb sieben sollte reichen«, sagte Rhyme.

Als er wieder weg war, fragte Rhyme: »He, Sachs, mögen Sie Musik?«

»Ich liebe Musik.«

»Was für welche?«

»Oldies, Doo-Wop, Motown ... Wie steht's mit Ihnen? Sie kommen mir eher wie ein Klassikfan vor.«

»Sehen Sie den Einbauschrank da?«

»Den hier?«

»Nein, nein, den daneben. Rechts davon. Öffnen Sie die Tür.«

Sie tat es und pfiff erstaunt. Der Einbauschrank entpuppte sich als kleine Kammer, in der Tausende von CDs standen.

»Das sieht ja aus wie in einem Plattenladen.«
»Das Stereogerät auf dem Regal, sehen Sie es?«
Sie strich mit der Hand über die verstaubte schwarze Harmon-Kardon-Anlage.

»Die hat mehr gekostet als mein erster Wagen«, sagte Rhyme. »Ich benutze sie nicht mehr.«

»Warum nicht?«

Er ging nicht darauf ein. »Legen Sie etwas auf«, sagte er statt dessen. »Ist sie angeschlossen? Ja? Gut. Suchen Sie etwas aus.«

Kurz darauf kam sie aus der Kammer, legte eine CD auf und ging zur Couch, als Levi Stubbs and the Four Tops begannen, über die Liebe zu singen.

Rhyme schätzte, daß es gut ein Jahr her war, seit in diesem Zimmer zum letztenmal Musik erklangen war. Er dachte über Sachs' Frage nach, versuchte für sich eine Antwort darauf zu finden, warum er keine Musik mehr hörte. Schaffte es nicht.

Sachs räumte allerlei Akten und Bücher von der Couch. Legte sich darauf und blätterte in einem Exemplar von *Tatorte*.

»Kann ich eins haben?« fragte sie.

»Nehmen Sie zehn.«

»Würden Sie« Sie brach ab.

»Es für Sie signieren?« Er lachte. Sie stimmte ein. »Wie war's mit einem Daumenabdruck? Bei einer Signatur bestätigen Ihnen die Graphologen allenfalls mit fünfundachtzigprozentiger Wahrscheinlichkeit, daß die Handschrift mit meiner übereinstimmt. Bei einem Daumenabdruck wird Ihnen jeder Fingerabdruckexperte bestätigen, daß er von mir stammt.«

Er betrachtete sie, während sie das erste Kapitel las. Ihre Lider wurden zusehends schwerer. Sie schlug das Buch zu.

»Würden Sie mir einen Gefallen tun?« fragte sie.

»Was?«

»Mir was vorlesen. Aus dem Buch. Als ich mit Nick zusammen war ...« Ihre Stimme verklang.

»Ja?«

»Als wir noch zusammen waren, hat Nick mir vor dem Einschlafen unheimlich oft was vorgelesen. Aus Büchern, irgendwas aus der Zeitung, aus Illustrierten. Das geht mir mit am meisten ab.«

»Ich kann furchtbar schlecht vorlesen«, gestand Rhyme. »Es klingt, als würde ich einen Tatortbefundbericht wiedergeben. Aber mein Gedächtnis ... das ist ziemlich gut. Wie war's, wenn ich Ihnen einfach von ein paar Tatorten berichte?«

»Würden Sie das tun?« Sie kehrte ihm den Rücken zu, zog die marineblaue Bluse aus und schnallte die dünne kugelsichere Weste ab und warf sie beiseite. Darunter trug sie ein Netzhemd und einen Sport-BH. Sie schlüpfte wieder in die Bluse und legte sich auf die Couch, zog die Decke über sich, rollte sich ein und schloß die Augen.

Mittels elektronischer Steuerung dämpfte Rhyme das Licht.

»Ich fand Orte, an denen jemand umgekommen war, seit jeher faszinierend«, fing er an. »Sie sind eine Art Pilgerstätte. Der Geburtsort eines Menschen interessiert uns doch weit weniger als die Stelle, wo es ihn erwischt hat. Tagtäglich besuchen tausend Menschen das Texas Book Depository in Dallas, aus dem die tödlichen Schüsse auf John Kennedy abgegeben wurden. Was meinen Sie, wie viele Menschen zu einer bestimmten Entbindungsstation in Boston pilgern?«

Rhyme ließ den Kopf auf das köstlich weiche Kissen sinken.

»Langweile ich Sie?«

»Nein«, sagte sie. »Hören Sie bitte nicht auf.«

»Wissen Sie, was mich seit jeher fasziniert hat, Sachs?«

»Erzählen Sie.«

»Es beschäftigt mich schon seit Jahren - Golgatha. Vor zweitausend Jahren. Tja, den Tatort hätte ich liebend gern untersucht. Ich weiß, was Sie sagen werden: Aber wir wissen doch, wer die Täter waren. Nun ja, stimmt das? Wir wissen lediglich, was uns die Augenzeugen berichten. Können Sie sich noch erinnern, was ich gesagt habe? Traue nie einem Zeugen. Möglicherweise geben die Schilde-396

rungen der Evangelisten gar nicht das wirkliche Geschehen wieder. Wo sind die *Beweise*? Die Spuren. Die Nägel, das Blut, der Schweiß, die Lanze, das Kreuz, der Essig? Die Sandalenspuren und die Fingerabdrücke?«

Rhyme wandte den Kopf ein Stück nach links, berichtete weiter von Tatorten und Spuren, bis er sah, daß Sachs' Brust sich gleichmäßig hob und senkte und die feuerrote Haarsträhne, die ihr ins Gesicht gefallen war, von ihren ruhigen Atemzügen leicht hin- und hergeweht wurde. Mit dem Ringfinger der linken Hand betätigte er die elektronische Steuerung und schaltete das Licht aus. Kurz darauf war auch er eingeschlafen.

Fahles Dämmerlicht fiel von draußen herein.

Carole Ganz wachte auf und blickte zum Fenster mit dem eingespannten Maschendraht, das sich unmittelbar über ihrem Kopf befand. Pammy. Ach, meine Kleine... Dann dachte sie an Ron. Und ihre ganze Habe, die jetzt in diesem gräßlichen Keller war. Das Geld, der gelbe Rucksack ...

Vor allem aber dachte sie an Pammy

Irgend etwas hatte sie aus einem leichten, unruhigen Schlaf gerissen.
Was mochte das gewesen sein?

Die Schmerzen? Ihr Handgelenk tat scheußlich weh. Sie wälzte sich etwas zur Seite. Sie -

Dröhnende Orgeltöne und aufbrandender Chorgesang schallten plötzlich durch den Raum.

Deswegen war sie aufgewacht. Wegen der Musik. Dieser schmetternden Musik. Die Kirche war gar nicht verwaist. Da oben waren Menschen! Sie lachte leise vor sich hin. Jemand würde sie -

Und dann fiel ihr die Bombe ein.

Carole schielte um die Ecke des Aktenschrankes. Sie war noch da, stand genau an der Tischkante. Sie wirkte plump, so, wie man sich ein Mordinstrument vorstellte, eine richtige Bombe - nicht wie die stromlinienförmigen Glitzerdinger, die man im Kino sah. Ein

schlampig gezogener Draht, notdürftig mit Klebeband befestigt, schmutziges Benzin ... Vielleicht war es eine Attrappe, dachte sie. Bei Tageslicht sah sie nicht mehr ganz so gefährlich aus.

Wieder die dröhnende Musik. Direkt über ihrem Kopf. Dazu schlurfende Schritte. Eine Tür wurde geschlossen. Knarren und Knacken, als Menschen auf die alten, trockenen Dielenbretter traten. Staubschwaden rieselten von den Deckenbalken.

Die jauchzenden Stimmen brachen mitten im Satz ab. Im nächsten Moment setzten sie wieder ein.

Carole trampelte mit den Füßen, doch der Boden war aus Beton, die Wand aus Ziegeln. Sie versuchte zu schreien, aber das Klebeband erstickte jeden Laut. Dann ging die Chorprobe weiter, und wieder schallte inbrünstiger Lobgesang durch den Keller.

Nach zehn Minuten sank Carole erschöpft zu Boden. Wieder warf sie einen bangen Blick auf die Bombe. Jetzt war das Licht besser, so daß sie den Zeitschalter deutlich erkennen konnte.

Carole kniff die Augen zusammen. Der Zeitschalter!

Von wegen Attrappe. Der Pfeil deutete auf 6.15 Uhr. Die Anzeige auf dem Zifferblatt stand bei 5.30 Uhr.

Carole kroch hinter dem Aktenschrank hervor und schlug mit den Knien an den Metallkorpus. Doch ihre kläglichen Versuche, auf sich aufmerksam zu machen, gingen augenblicklich in den machtvollen Tönen von »Swing Low, Sweet Chariot« unter, die von oben durch den Keller hallten.

4

BIS AUF DIE KNOCHEN

*Dies einzig ist den Göttern versagt: die Macht,
Vergangenes zu verändern.*

Aristoteles

SIEBENUNDZWANZIG

Er wurde von einem Geruch geweckt. Wie so häufig.

Und wie so oft, wenn er frühmorgens erwachte, schlug er nicht gleich die Augen auf, sondern verharrete einfach in seiner üblichen Schlaf Stellung - eine halb aufrechte Sitzposition - und versuchte herauszufinden, woher der unbekannte Geruch röhren könnte.

Die mit Abgasen geschwängerte Morgenluft? Der Tau auf den ölglatten Straßen? Feuchter Putz? Er prüfte, ob er den Duft von Amelia Sachs feststellen konnte, doch erfolglos.

Er überging sie in Gedanken und überlegte weiter. Was war es?

Putzmittel? Nein.

Eine Chemikalie aus Coopers improvisiertem Labor?

Nein, die kannte er alle.

Es war ... Ah, ja ... Filzmarker.

Jetzt konnte er die Augen aufschlagen, und nachdem er sich mit einem kurzen Blick auf die schlafende Sachs davon überzeugt hatte, daß sie ihn nicht verlassen hatte, betrachtete er den umgedrehten Monet-Druck an der Wand. Von dort kam der Geruch. Er war infolge der hohen Luftfeuchtigkeit an diesem Augustmorgen entstanden.

- Kenntn. TO-Arbeit
- evtl. vorbestraft
- Kenntn. Fingerabdr.
- Waffe = .32er Colt
- Fesselt Opfer mit ungew. Knoten

- Vorliebe für »Altes«
- Nannte ein Opfer
»Hanna«
- Grundkenntnisse
Deutsch
- Vorliebe für
Unterirdisches

Die Ziffern an der Wanduhr leuchteten blaß; 5.45 Uhr. Er wandte sich wieder der Tabelle zu. Er konnte sie nur undeutlich sehen. Doch die Dämmerung war inzwischen soweit fortgeschritten, daß er den Großteil der Wörter erkennen konnte.

- Persönlichkeits-
spaltung
- Evtl. Priester, Sozialarbeiter,
Anwalt
- Ungewöhnlich ab-
getragene Schuhe;
liest viel
- Hörte zu, als er O.
den Finger brach
- Hinterließ Schlange als
Denkzettel für Ermittler

Die Falken wachten auf. Er hörte, wie sie vor dem Fenster mit den Flügeln schlugen. Wieder wandte er den Blick zu der Tabelle. In seinem Büro bei der IRD hatte ein gutes Dutzend abwischbarer Wandtafeln gehangen, auf denen er bei größeren Fällen fortlaufend typische Verhaltensweisen und Merkmale von Straftätern festgehalten hatte. Er konnte sich noch genau erinnern, wie er davor auf und ab gegangen war, die Eintragungen gelesen und sich gefragt hatte, wie die Personen beschaffen sein mochten, die da beschrieben wurden.

- Altes Haus,
rosa Marmor

Er mußte daran denken, wie er und Lon vor zehn Jahren einen Juwelendieb festgenommen hatten, der sich für besonders schlau hielt. Bei der Vernehmung in der Zentrale hatte der Täter keck erklärt, daß sie die Beute aus seinen früheren Raubzügen nie und nimmer finden würden, aber wenn man ihm einen gewissen Strafnachlaß gewähre, werde er das Versteck verraten. »Nun ja«, hatte Rhyme erwidert. »Der Verbleib der Beute hat uns einiges Kopfzerbrechen bereitet.«

»Mit Sicherheit«, hatte der Gauner abfällig versetzt.

»Aber sehen Sie«, hatte Rhyme weiter erklärt, »wir haben inzwischen herausgefunden, daß sie sich in einer Steinmauer im Kohlenkeller eines alten, aus der Kolonialzeit stammenden Bauernhauses am Connecticut River befinden muß. Rund acht Kilometer nördlich des Long-Island-Sund. Ich weiß nur noch nicht, ob das Haus am Ost- oder am Westufer des Flusses steht.«

Als die Geschichte die Runde machte und jeder wissen wollte, wie der Täter darauf reagiert habe, hieß es immer nur: Dem sein Gesicht hätteste mal sehn sollen.

Vielelleicht ist es doch Zauberei, Sachs, dachte er.

- Mind. 100 Jahre alt; evtl.
Herrenhaus od. öffentl.
Gebäude

Wieder studierte er die Tabelle, schloß die Augen und ließ sich in das gebenedete Kissen sinken. Und plötzlich kam es ihm. Schlagartig, wie ein Stromstoß. Mit weit aufgerissenen Augen starzte er auf das Poster.

- Vorliebe für »Altes«

»Sachs!« rief er. »Aufwachen!«

Sie fuhr hoch, setzte sich auf. »Was? Was ist...?«

Alt, alt, alt...

»Ich habe einen Fehler gemacht«, erklärte er gepreßt. »Jetzt wird es eng.«

Sie sprang von der Couch, weil sie dachte, es ginge ihm gesundheitlich wieder schlechter, und wollte nach Thoms Arzttasche greifen.

»Nein, die Hinweise, Sachs, die *Hinweise*... Ich habe sie falsch deutet.« Er atmete rasch und mahlte mit den Zähnen, während er nachdachte.

Sie zog sich wieder vollständig an, setzte sich, fuhr unwillkürlich mit den Fingern in ihre Haare und kratzte sich.

»Die Kirche. Sie liegt möglicherweise gar nicht in Harlem.« Und er wiederholte: »Ich habe einen Fehler gemacht.«

Genau wie damals bei dem Täter, der Colin Stantons Familie umbrachte. In der Kriminalistik kommt es nicht auf die hundert einwandfreien Spuren an, die man deuten kann, sondern auf die eine, die man übersehen hat - denn die kann Menschenleben kosten.

»Wie spät ist es?« fragte sie.

»Viertel vor sechs, vielleicht ein bißchen später. Suchen Sie die Zeitung. Die kirchlichen Nachrichten.«

Sachs fand sie, blätterte darin herum. »Woran denken Sie?«

»Nummer 238 hat es mit der Vergangenheit. Die alte schwarze Kirche, die er meint, muß nicht unbedingt in Harlem liegen. Philip Payton initiierte die Afro-American Realty Company in Harlem erst 1900. Aber davor gab es zwei andere schwarze Siedlungsgebiete im Bereich der City Eine in Downtown, dort, wo jetzt die Gerichtsgebäude stehen, die andere in San Juan Hill. Heutzutage wohnen dort hauptsächlich Weiße, aber ... Ach verdammt noch mal, wo war ich bloß mit meinen Gedanken?«

»Wo ist San Juan Hill?«

»Unmittelbar nördlich von Hell's Kitchen. An der West Side.

Wurde zu Ehren der schwarzen Soldaten so genannt, die am Spanisch-amerikanischen Krieg teilgenommen haben.«

Sie vertiefte sich in die Zeitung.

»Kirchen in Downtown«, sagte sie. »Also, im Battery Park ist das Seamen's Institute. Dort gibt's eine Kapelle. Da finden auch Gottesdienste statt. Dann die Trinity, die Saint Paul's.«

»Dort war kein schwarzes Wohngebiet. Weiter nordöstlich.«

»Eine presbyterianische Kirche in Chinatown.«

»Irgendeine baptistische Kirche? Eine protestantische?«

»Nein, jedenfalls nicht in dieser Gegend. Hier ist ein - oh, verdammt.« Mit zerknirschter Miene blickte sie auf. »O nein«, rief sie.

Rhyme wußte Bescheid. »Ein Frühgottesdienst!«

Sie nickte. »In der Holy Tabernacle Baptist Church ... O je, Rhyme, dort fängt um sechs ein Gospel-Gottesdienst an. Neunundfünfzigste, Ecke Eleventh Avenue.«

»Das ist in San Juan Hill! Rufen Sie dort an!«

Sie griff zum Telefon und wählte die Nummer. Stand leicht vorübergebeugt da, zupfte hektisch an der einen Augenbraue, schüttelte den Kopf. »Geht ran, geht ran ... Verdammt, ein Anrufbeantworter. Im Pfarramt ist offenbar keiner.« Sie wartete die Ansage ab und rief dann: »Hier spricht die Polizei. Wir haben Grund zur Annahme, daß sich in Ihrer Kirche eine Brandbombe befindet. Räumen Sie so schnell wie möglich das Gebäude.« Sie legte auf, zog ihre Schuhe an.

»Los, Sachs. Sie müssen dort hin. Sofort!«

»Ich?«

»Wir sind näher dran als das nächste Polizeirevier. In zehn Minuten können Sie dort sein.«

Sie trabte zur Tür, schnallte unterwegs ihren Uniformgürtel um.

»Ich rufe im Revier an«, brüllte er ihr hinterher, als sie bereits mit fliegender roter Mähne die Treppe hinabstürmte. »Und noch eins, Sachs. Sie fahren doch gern schnell. Nun zeigen Sie mal, was Sie können.«

Schlitternd bog sie mit dem Kombi in die Einundachtzigste Straße ab, raste in Richtung Westen.

Sachs schoß über die Kreuzung am Broadway, geriet ins Schleudern und streifte einen Zeitungsautomaten der *New York Post*, der im Schaufenster von Zabar's landete, ehe sie den Wagen wieder in den Griff bekam. Ihr fiel ein, daß der Kombi hinten ziemlich vollgepackt war - das ganze Zubehör zur Spurensicherung. Ganz schön hecklastig, die Kiste, dachte sie. Mit der durfte sie allenfalls mit fünfzig um die Kurve gehen.

Dann den Broadway runter. An den Kreuzungen kurz abbremsen. Einen Blick nach links. Einen nach rechts. Und Vollgas!

In Höhe des Lincoln Center bog sie in die Ninth Avenue ein, fuhr weiter in Richtung Süden. Allenfalls noch -

Oh, verflucht.

Sie legte eine Vollbremsung hin.

Die Straße war wegen eines Festes gesperrt.

Blaue Barrikaden quer über die Ninth Avenue und darüber ein Transparent. *Kunsthandwerk und Köstlichkeiten aus aller Herren Länder. Hand in Hand für Frieden und Gleichheit.*

Gott ... verfluchte UNO! Sie setzte einen halben Straßenzug zurück, holte Schwung und durchbrach mit achtzig Sachen die Barriere. Fuhr Aluminiumtische über den Haufen und riß hölzerne Buden um, als sie durch den menschenleeren Markt pflügte. Zwei Querstraßen weiter durchbrach sie die südliche Absperrung, zog den Wagen in Richtung Westen, in die Neunundfünfzigste Straße, schlitterte weiter über den Bürgersteig, als ihr lieb war.

Da, eine Kirche. Etwa hundert Meter vor ihr.

Gottesdienstbesucher auf der Vortreppe - Elternpaare, kleine Mädchen in rosa und weißen Rüschenkleidern, Jungen in dunklen Anzügen und weißen Hemden, die Haare zu ausgebleichten Dreadlocks geflochten oder nach Gangsta-Art hochgesteckt.

Und eine kleine graue Rauchwolke aus einem Kellerfenster.

Sachs drückte das Gaspedal durch, ließ den Motor aufheulen.

Griff zum Funkgerät. »Einsatzwagen zwo an Zentrale. Kommen.«

Und als sie einen Moment lang den Blick von der Fahrbahn wandte, um sich davon zu überzeugen, daß das Motorola auf höchste Lautstärke eingestellt war, stieß unmittelbar vor ihr ein schwerer Mercedes aus einer Ausfahrt.

Eine Familienkutsche voller Kinder, die Augen vor Schreck weit aufgerissen, als der Vater plötzlich auf die Bremse trat.

Ohne lange nachzudenken, riß Sachs das Lenkrad nach links und versuchte an dem Hindernis vorbeizudriften. Komm schon, betete sie leise vor sich hin, los, komm schon, komm. Doch die Reifen griffen nicht. Der Asphalt war ölgetränkt, von der tagelangen Hitze aufgeweicht und zudem taufeucht. Der Wagen glitschte weg wie auf Schmierseife.

Mit etwa fünfundachtzig Sachen schrammte das Heck des Kombis die Vorderseite des Mercedes. Krachend flog die Heckklappe davon. Die schwarzen Spurensicherungskoffer wurden durch die Luft geschleudert und gingen auf, so daß ihr Inhalt quer über die Straße verstreut wurde. Rundum suchten die Gläubigen Deckung vor den Glas-, Plastik- und Metallsplittern.

Dann ging der Airbag los und sackte zu Sachs' Entsetzen wieder in sich zusammen. Sie schlug die Hände vors Gesicht, als der Kombi über die am Straßenrand geparkten Wagen hinwegkatapultiert wurde, einen Zeitungskiosk umriß und dann auf dem Dach liegenblieb. Rundum segelten Zeitungsblätter und Beweismitteltüten zu Boden.

Sachs, die kopfunter im Sitz hing, vor lauter Haaren kaum etwas sehen konnte, sich das Blut von der aufgeschlagenen Stirn und der zerbissenen Lippe wischte, versuchte die Gurtschnalle zu öffnen. Sie saß fest. Heißer Treibstoff strömte in den Wagen und rann über ihren Unterarm. Sie zog ihr Taschenmesser, klappte es auf und durchtrennte den Sicherheitsgurt. Hätte sich beinahe gestochen, als sie nach unten fiel. Dann lag sie keuchend und würgend inmitten der Benzindämpfe.

Komm schon, Mädchen, raus hier. Raus!

Die Türen waren verklemmt, und das Heck war so eingedrückt, daß es auch dort kein Entkommen gab. Sachs trat gegen die Fenster. Das Glas hielt stand. Sie holte mit dem Fuß weit aus und stieß mit aller Kraft gegen die gesprungene Windschutzscheibe. Vergebens, abgesehen davon, daß sie sich fast den Knöchel verstaucht hätte.

Die Dienstwaffe!

Sie griff zum Hüftholster, doch die Waffe war herausgerutscht und irgendwo im Wagen gelandet. Hektisch wühlte sie zwischen den ringsum verstreuten Papieren und Spurensicherungssutensilien herum.

Dann sah sie die schwere Glock. Sie lag neben der Innenbeleuchtung. Sie ergriff sie und zielte auf das Seitenfenster.

Los jetzt. Freies Schußfeld, noch keine Schaulustigen.

Dann zögerte sie. Und wenn sich durch das Mündungsfeuer die Benzindämpfe entzündeten?

Sie war unschlüssig, hielt die Waffe soweit wie möglich von ihrer durchtränkten Uniformbluse weg. Dann drückte sie ab.

ACHTUNDZWANZIG

Fünf Treffer, sternförmig angesetzt, doch die Verbundglasscheibe von General Motors war unverwüstlich.

Drei weitere Schüsse hallten donnernd durch das Wageninnere. Wenigstens explodierte das Benzin nicht.

Wieder trat sie mit den Füßen zu. Und jetzt endlich zersplitterte das Glas in tausend blaugrüne Trümmer. Und kaum hatte sie sich herausgerollt, als der Wagen Feuer fing.

Sachs zog sich bis aufs Unterhemd aus, warf die benzingetränkte Bluse und die kugelsichere Weste weg, riß sich die Kopfhörer und das Mikrofon herunter. Trotz ihres angeknacksten Knöchels rannte sie auf das Kirchenportal zu, vorbei an flüchtenden Gläubigen und Chormitgliedern. Dichter Qualm waberte durch die Kirche. In unmittelbarer Nähe wellten sich die Dielen und gingen in Flammen auf.

Dann tauchte mit einemmal der Pfarrer auf - tränenüberströmt, hustend und würgend. Er zerre eine besinnungslose Frau hinter sich her. Sachs half ihm, sie zur Tür zu schaffen.

»Wo geht's zum Keller?« fragte sie.

Er hustete heftig, schüttelte den Kopf.

»Wo?« schrie sie, da sie nur noch an Carole Ganz und ihre Tochter dachte. »Wo geht's zum Keller?«

»Dort. Aber...«

Da drüben, auf der anderen Seite des brennenden Bodens.

Der Rauch war so dicht, daß Sachs kaum etwas erkennen konnte. Unmittelbar vor ihnen brach eine Wand zusammen. Sie zögerte kurz, wollte dann auf die Kellertür zulaufen.

Der Pfarrer ergriff sie am Arm. »Warten Sie.« Er öffnete einen Wandschrank, holte einen Feuerlöscher heraus, löste den Sicherungsstift. »Auf geht's.«

Sachs schüttelte den Kopf. »Sie bleiben hier. Passen Sie hier oben auf. Und sagen Sie der Feuerwehr, daß sich eine Polizistin und eine Geisel im Keller befinden.«

Sachs rannte los.

Wenn man in Schwung ist...

Sie sprang über die brennenden Dielen hinweg, doch wegen des Qualmes verschätzte sie sich, prallte gegen die hölzerne Wandtäfelung, verlor das Gleichgewicht, fiel zu Boden und konnte sich gerade noch abrollen, als die Flammen an ihren Haaren leckten. Sie erstickte die Glut, atmete einmal tief durch, als ihr der Gestank in die Nase stieg, und stand langsam wieder auf. Plötzlich gaben die brennenden Dielen unter ihren Füßen nach, und sie fiel vornüber. Sie landete bäuchlings auf dem Eichenboden. Spürte die sengende Hitze aus dem Keller aufsteigen und riß die Hände zurück.

Sie rollte sich von der Kante der Einbruchstelle weg, sprang auf und griff zum Knauf der Kellertür. Plötzlich hielt sie inne.

Komm schon, Mädchen, denk lieber nach! Eine Tür immer erst anfassen, ehe man sie aufmacht. Und Finger weg, wenn sie zu heiß ist. Denn wenn sauerstoffreiche Luft in einen überhitzten Raum strömt, entzündet sie sich, es kommt zu einer Verpuffung, und du verbrennst dir den Hintern. Sie berührte das Holz. Es war sengend heiß.

Dann dachte sie: Aber was bleibt mir anderes übrig?

Sie spie in ihre Hand, ergriff kurzentschlossen den Türknauf, drehte ihn um und ließ ihn sofort wieder los, bevor sie sich die Haut verbrannte.

Die Tür flog auf, und eine Wolke von Qualm und Funken schoß heraus.

»Ist da unten jemand?« rief sie und stieg hinab.

Die unteren Treppenstufen standen in Flammen. Sie löschte sie mit einem kurzen Strahl Kohlendioxyd und sprang hinab in den

schummrigen Keller. Auf der vorletzten Stufe brach sie ein und stürzte vornüber. Sie ließ den Feuerlöscher fallen und hielt sich im letzten Moment am Geländer fest, sonst hätte sie sich das Bein gebrochen.

Sachs zog den Fuß aus der geborstenen Stufe und spähte mit zusammengekniffenen Augen durch den Dunst. Hier unten war der Qualm weniger schlimm - er zog nach oben -, doch rundum loderten Flammen. Der Feuerlöscher war unter einen brennenden Tisch gerollt. Pfeif drauf! Sie rannte durch den Rauch.

»Hallo?« schrie sie.

Keine Antwort.

Dann fiel ihr ein, daß Nummer 238 seine Opfer immer mit Klebeband zum Schweigen brachte.

Sie trat eine niedrige Tür ein und schaute in den Heizungskeller. Dort war eine Tür, die nach draußen führte, doch sie war durch brennendes Gerumpel verstellt. Daneben befand sich ein Öltank, um den jetzt die Flammen lecken.

Der explodiert nicht, fiel ihr ein - das hatte sie auf der Akademie gelernt, beim Seminar über Brandstiftung. Heizöl explodiert nicht. Tritt das Gerumpel beiseite und stoß die Tür auf. Sichere erst den Fluchtweg. *Dann* kannst du die Frau und das Mädchen suchen.

Sie zögerte, sah, wie die Flammen um den Öltank züngelten.

Er explodiert nicht, er kann nicht explodieren.

Sie rückte vor, auf die Tür zu.

Er kann nicht -

Plötzlich ein dumpfer Knall, begleitet von einem lauten Zischen, wie wenn man eine zu warme Limonadendose aufreißt, und der Tank platzte in der Mitte auf. Öl sprudelte in die Luft, fing Feuer und brandete auf wie orangerote Gischt. Eine brennende Lache bildete sich am Boden und floß auf Sachs zu.

Kann nicht explodieren. Na schön. Aber es brennt nicht schlecht. Sie sprang durch die Tür zurück und schlug sie auf. Soviel zu ihrem Fluchtweg.

Keuchend zog sie sich zur Treppe zurück, ging vornübergebeugt und achtete auf irgendein Zeichen von Carole und Pammy. Könnte es sein, daß Nummer 238 seine Vorgehensweise geändert hatte? Daß er die Opfer diesmal nicht im Keller, sondern im Dachboden der Kirche festhielt?

Ein lautes Krachen.

Ein rascher Blick nach oben. Sie sah gerade noch, wie ein schwerer, von Flammen umzüngelter Eichenbalken von der Decke herabstürzte.

Mit einem Aufschrei sprang Sachs beiseite, geriet jedoch ins Stolpern, fiel auf den Hintern und starrte entsetzt auf den mächtigen Holzbalken, der genau auf ihre Brust und ihr Gesicht zukam. Instinktiv riß sie die Hände hoch.

Knallend landete der Balken auf einem Kinderstühlchen. Blieb nur wenige Zentimeter über Sachs' Kopf liegen. Sie kroch darunter hervor und rappelte sich wieder auf.

Blickte sich im Kellerraum um, spähte durch den dichter werdenden Qualm.

Nein, verdammt noch mal, dachte sie plötzlich. Sie hatte nicht vor, noch ein Opfer zu verlieren. Keuchend wandte Sachs sich wieder dem Feuer zu und torkelte zu der Ecke, die sie noch nicht erkundet hatte.

Sie trabte gerade an einem Aktenschrank vorbei, als ihr jemand ein Bein stellte und sie zu Fall brachte.

Sachs streckte die Arme aus und landete beinahe mit dem Gesicht in einer Lache brennenden Öls. Sie rollte sich seitlich ab, zog die Waffe und brachte sie in Anschlag - genau auf das angstverzerrte Gesicht einer blonden Frau, die sich mühsam aufzusetzen versuchte.

Sachs riß ihr das Klebeband vom Mund, und die Frau spie schwarzen Schleim aus. Sie würgte einen Moment lang - eine Art tiefes Röheln.

»Carole Ganz?«

Sie nickte.

»Ihre Tochter?« schrie Sachs.

»Nicht... hier. Meine Hände. Die Handschellen.«

»Keine Zeit. Kommen Sie.« Mit dem Taschenmesser durchschnitt Sachs Caroles Fußfessel.

Und dann sah sie die schmelzende Plastiktüte an der Wand neben dem Fenster.

Die fingierten Spuren! Die Hinweise auf den Aufenthaltsort der Kleinen. Sie wollte sie holen. Doch mit einem ohrenbetäubenden Knall zerbarst die Tür zum Heizungskeller, und ein fünfzehn Zentimeter breiter Strahl aus brennendem Öl schoß heraus, ergoß sich über den Boden und erfaßte den Beutel, der im Nu verglüht war.

Sachs starrte einen Moment lang darauf, dann hörte sie einen gelgenden Schrei. Inzwischen stand die ganze Treppe in Flammen. Sachs kickte den Feuerlöscher unter dem schwelenden Tisch hervor. Handgriff und Düse waren weggeschmolzen, und das Metallgehäuse war zu heiß zum Anfassen. Mit dem Messer schnitt sie ein großes Stück Stoff aus ihrer Uniformhose, wickelte es sich um die Hand, packte den Feuerlöscher am Hals und schleuderte ihn die Treppe hinauf. Ein-en Moment lang blieb er kippelnd stehen wie ein von der Kugel gestreifter Kegel, dann rollte er abwärts.

Sachs zog ihre Glock und gab einen Schuß ab, als der rote Zylinder auf halber Höhe war.

Der Feuerlöscher zerplatzte mit einem gewaltigen Donnerschlag; wie Schrapnelle zischten die roten Gehäusesplitter über ihre Köpfe hinweg. Eine Wolke aus Kohlendioxyd und Löschpulver ergoß sich über die Treppe und ersticke vorübergehend den Großteil der Flammen.

»Los jetzt!« schrie Sachs.

Sie packte die Frau, schleppte sie mit sich, und gemeinsam hasteten sie die Treppe hinauf, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, bis sie schließlich durch die Tür in das flammende Inferno im Erdgeschoß stürmten. Dicht an die Wand gedrückt, taumelten sie auf den Ausgang zu, als die bunten Glasfenster mit den farbenfrohen Abbil-

dern von Jesus, Matthäus und Maria zerbarsten und in heißen Splittern auf die beiden Frauen herabregneten. Vornübergebeugt flüchteten sie aus der Kirche.

I'

NEUNUNDZWANZIG

Vierzig Minuten später war Sachs gesalbt, verbunden und genäht, und sie hatte so viel reinen Sauerstoff eingeatmet, daß sie sich geradezu schwerelos vorkam. Sie saß neben Carole Ganz. Beide starnten auf die Überreste der Kirche. Viel war davon nicht mehr da.

Nur zwei Wände und seltsamerweise ein Teil des Obergeschosses, das über der Mondlandschaft aus Asche und Trümmern aufragte.

»Pammy, Pammy ...«, stöhnte Carole, dann würgte sie und spie aus. Sie legte ihre Sauerstoffmaske wieder an und lehnte sich erschöpft und schmerzerfüllt zurück.

Sachs betrachtete einen weiteren mit Alkohol getränkten Lappen, mit dem sie sich das Blut aus dem Gesicht wischte. Am Anfang waren die Lappen dunkelbraun gewesen; jetzt waren sie nur mehr rosa. Die Verletzungen waren nicht schlimm - eine Platzwunde an der Stirn, Brandblasen an Armen und Händen. Ihr Mund allerdings war nicht mehr makellos; die Unterlippe hatte bei dem Unfall einen tiefen Riß davongetragen, der mit drei Stichen genäht werden mußte.

Carole hatte eine leichte Rauchvergiftung erlitten und sich das Handgelenk gebrochen. Sie stützte die mit einem notdürftigen Gipsverband versehene linke Hand mit der rechten ab. Sie sprach stockend, wobei sie bei jedem Atemzug rasselnd keuchte. »Dieser Dreckskerl.« Sie hustete. »Warum ... Pammy? Warum, um alles auf der Welt? Ein dreijähriges Kind!« Wütend wischte sie sich mit dem Rücken der heilen Hand die Tränen aus den Augen.

»Vielleicht will er ihr nichts tun. Und hat deshalb nur Sie in die Kirche geschafft.«

»Nein«, versetzte sie aufgebracht. »Sie ist ihm völlig egal. Der ist krank! Ich hab' gesehen, wie er sie angeguckt hat. Ich bringe ihn um. Ich bring' ihn um, verflucht noch mal.« Wieder wurde sie von einem heftigen Hustenanfall geschüttelt.

Sachs zuckte vor Schmerz zusammen. Sie hatte unbewußt mit dem Nagel an einer verbrannten Fingerspitze gezupft. Sie holte ihr Notizbuch heraus. »Können Sie mir sagen, was passiert ist?«

Carole berichtete ihr, immer wieder von Weinkrämpfen und Hustenanfällen unterbrochen, von ihrer Entführung.

»Möchten Sie, daß ich jemanden anrufe?« fragte Sachs. »Ihren Mann vielleicht?«

Carole antwortete nicht. Sie zog die Knie bis unter das Kinn an, schläng die Arme um die Beine und atmete rasselnd.

Sachs drückte mit der versengten Hand den Oberarm der Frau und wiederholte die Frage.

»Mein Mann ...« Mit einem unheimlichen Blick starnte sie Sachs an. »Mein Mann ist tot.«

»Oh, das tut mir leid.«

Carole, der man ein Beruhigungsmittel gegeben hatte, wurde allmählich benommen, und eine Sanitäterin brachte sie in den Rettungswagen, wo sie sich etwas ausruhen konnte. Sachs blickte auf und sah Lon Sellitto und Jerry Banks, die aus der ausgebrannten Kirche auf sie zugerannt kamen.

»Herrgott, Officer.« Sellitto betrachtete die Spur der Verwüstung auf der Straße. »Was ist mit der Kleinen?«

Sachs nickte. »Er hat sie noch.«

»Was fehlt Ihnen?« fragte Banks.

»Nichts Ernstes.« Sachs blickte zu dem Rettungswagen. »Das Opfer, diese Carole Ganz... sie hat kein Geld und weiß nicht, wo sie bleiben soll. Sie ist hergekommen, um bei der UNO zu arbeiten. Meinen Sie, Sie könnten vielleicht ein bißchen rumtelefonieren, Detec-tive? Zusehen, ob Sie sie eine Zeitlang irgendwo unterbringen können?«

»Klar«, sagte Sellitto.

»Und die fingierten Spuren?« fragte Banks. Er zuckte zusammen, als er das Pflaster über seiner rechten Augenbraue berührte.

»Weg«, sagte Sachs. »Ich habe sie im Keller gesehen. Bin nicht rechtzeitig rangekommen. Verbrannt und verschüttet.«

»O Mann«, murmelte Banks. »Was wird jetzt aus dem kleinen Mädchen?«

Was glaubt er denn, was aus ihr wird?

Sie ging zum Wrack des IRD-Wagens, entdeckte die Kopfhörer und das Funkgerät. Sie setzte sie auf, wollte sich bei Rhyme melden und nach dem weiteren Vorgehen fragen, zögerte dann aber und schob das Mikrofon weg. Was konnte er ihr schon sagen? Sie blickte zu der Kirche. Wie soll man einen Tatort untersuchen, wenn nichts davon übrig ist?

Sie stand da, die Hände in die Hüfte gestützt, und starre auf die schwelende Ruine, als sie ein Geräusch hörte, das sie nicht zu deuten wußte. Ein hohes mechanisches Winseln. Sie achtete nicht weiter darauf, bis sie merkte, daß Lon Sellitto, der gerade Asche von seinem zerknitterten Hemd strich, plötzlich innehielt. »Ich glaub's nicht«, sagte er.

Sie drehte sich zur Straße um.

Etwa eine Häuserzeile entfernt stand ein schwarzer Kleinbus. An der Seite war eine hydraulische Hebebühne angebracht, auf der irgend etwas stand. Sie kniff die Augen zusammen. Allem Anschein nach einer dieser Roboter, wie sie das Sprengkommando zum Sicherstellen von Bomben einsetzt. Die Bühne wurde abgesenkt, und der Roboter rollte auf den Gehsteig.

Dann lachte sie laut heraus.

Der Apparat drehte sich in ihre Richtung und setzte sich in Bewegung. Der Rollstuhl, rot wie ein kandierter Apfel, erinnerte sie an einen Pontiac Firebird. Es war ein elektrisch betriebenes Gefährt mit kleinen Hinterrädern, einer großen Batterie und einem unter dem Sitz angebrachten Motor.

Thom ging nebenher, doch Lincoln Rhyme steuerte ihn selbst - durchaus gekonnt, wie sie spöttisch feststellte - mit Hilfe eines Strohhalms, den er im Mund stecken hatte. Seine Bewegungen wirkten seltsam anmutig. Rhyme fuhr zu ihr und hielt an.

»Na schön, ich habe gelogen«, sagte er kurz und bündig.

Sie atmete tief aus. »Von wegen Ihrem Rücken? Als Sie behauptet haben, Sie könnten nicht in einem Rollstuhl sitzen?«

»Ich gestehe ja, daß ich gelogen habe. Sie werden bestimmt wieder sauer, Amelia. Also seien Sie sauer, damit wir's hinter uns bringen.«

»Ist Ihnen schon mal aufgefallen, daß Sie mich immer Sachs nennen, wenn Sie guter Laune sind, und Amelia, wenn Sie schlechte Laune haben?«

»Ich habe keine schlechte Laune«, schnauzte er.

»Hat er wirklich nicht«, bestätigte Thom. »Er kann es nur nicht ausstehen, wenn man ihn bei irgend etwas ertappt.« Der Adlatus deutete mit dem Kopf auf den eindrucksvollen Rollstuhl. Sie warf einen Blick auf den Schriftzug an der Seite. Es handelte sich um einen Storm Arrow, hergestellt von der Action Company. »Der stand die ganze Zeit unten in der Abstellkammer, während er oben herumlag und seine jämmerlichen Leidensgeschichten gesponnen hat. Ach, das werde ich ihm noch heimzahlen.«

»Keine Kommentare, Thom. Besten Dank. Ich bitte ja schon um Entschuldigung, in Ordnung? *Es tut mir leid.*«

»Er hat ihn schon seit Jahren«, fuhr Thom fort. »Hat das Saugen und Blasen in null Komma nichts gelernt. Das ist die Steuerung per Strohhalm. Er kann das wirklich sehr gut. *Mich* nennt er übrigens immer Thom. Ich werde *nie*, auch nicht in besonderen Fällen, mit meinem Vornamen angeredet.«

»Ich hatte es satt, mich ständig angaffen zu lassen«, sagte Rhyme trocken. »Deshalb habe ich keine Spritztouren mehr unternommen.« Dann warf er einen Blick auf ihre geplatzte Lippe. »Schmerzen?«

Sie betastete ihren Mund, den sie zu einem Grinsen verzogen hatte. »Brennt wie Feuer.«

Rhyme blickte zur Seite. »Und was ist Ihnen widerfahren, Banks ?

Rasieren Sie sich neuerdings die Stirn?«

»Ich bin gegen einen Löschwagen gelaufen.« Der junge Mann grinste und legte wieder den Finger auf das Pflaster.

»Rhyme«, versetzte Sachs. Sie lächelte nicht mehr. »Hier ist nichts. Er hat das kleine Mädchen, und ich bin nicht rechtzeitig an die finanzierten Spuren rangekommen.«

»Ah, Sachs, *etwas* ist immer da. Haben Sie Vertrauen in die Lehren von Monsieur Locard.«

»Ich hab' gesehen, wie die Hinweise verbrannt sind. Und falls überhaupt irgendwas übriggeblieben ist, ist es unter Tonnen von Schutt begraben.«

»Dann suchen wir eben die Spuren, die er nicht hinterlassen wollte. Diesen Tatort bearbeiten wir gemeinsam, Sachs. Sie und ich. Kommen Sie.«

Er blies zweimal kurz in den Strohhalm und setzte sich in Bewegung. Sie war noch keine zehn Schritte auf die Kirche zugegangen, als sie plötzlich »Moment« sagte.

Er hielt an.

»Sie werden nachlässig, Rhyme. Ziehen Sie ein paar Gummiringe über die Räder. Sie wollen doch nicht, daß man Ihre Spuren mit denen des Täters verwechselt.«

»Wo fangen wir an?«

»Wir brauchen eine Ascheprobe«, sagte Rhyme. »Hinten in dem Wagen waren immer ein paar leere Farbbüchsen. Sehen Sie nach, ob Sie eine finden.«

Sie holte eine Büchse aus den Überresten des Kombis.

»Wissen Sie, wo das Feuer ausgebrochen ist?« fragte Rhyme.

»In etwa.«

»Dringen Sie so weit zum Brandherd vor, wie Sie können, und sammeln Sie eine Probe von der Asche dort ein - einen halben bis einen Liter.«

»Gut«, sagte sie und kletterte über eine etwa anderthalb Meter hohe Ziegelmauer - mehr war von der Nordseite der Kirche nicht übriggeblieben. Sie blickte hinab in die qualmende Grube, die sich zu ihren Füßen auftat.

»He, Officer«, rief ein Mann von der Feuerwache. »Wir haben die Brandstätte noch nicht gesichert. Es ist gefährlich.«

»Nicht so gefährlich wie beim letztenmal, als ich da runter bin«, antwortete sie. Und sie nahm den Henkel der Büchse zwischen die Zähne und kletterte die Wand hinab.

Lincoln Rhyme beobachtete sie dabei, aber eigentlich sah er sich, wie er vor dreieinhalb Jahren seine Anzugjacke ausgezogen hatte und zu der Baustelle beim Eingang der U-Bahnstation City Hall hinabgeklettert war. »Sachs«, rief Rhyme. Sie drehte sich um. »Seien Sie vorsichtig. Ich habe die Überreste des Kombis gesehen. Ich möchte nicht, daß Sie sich an einem Tag zweimal um Kopf und Kragen bringen.«

Sie nickte und verschwand dann unter der Mauerkante.

Nach ein paar Minuten herrschte Rhyme Banks an: »Wo ist sie?«

»Weiß ich nicht.«

»Ich wollte damit anfragen, ob Sie mal nach ihr sehen könnten.«

»Oh, klar.« Er ging zur Mauer und blickte darüber hinweg.

»Nun?« fragte Rhyme.

»Ein einziges Chaos.«

»Selbstverständlich ist es ein einziges Chaos. Können Sie sie sehen?«

»Nein.«

»Sachs?« schrie Rhyme.

Irgendwo knarrte es im Gebälk, dann krachte etwas zusammen. Eine Staubwolke stieg auf.

»Sachs? Amelia?«

Keine Antwort.

Er wollte ihr gerade ein paar Leute des Einsatzkommandos hinterherschicken, als er ihre Stimme hörte. »Komme schon.«

»Jerry?« rief Rhyme.

»Bereit«, meldete der junge Detective.

Die Büchse kam von unten hochgeflogen. Banks fing sie mit einer Hand auf. Dann kletterte Sachs aus dem Keller, wischte sich die Hand an der Hose ab und zuckte zusammen.

»Alles in Ordnung?«

Sie nickte.

»Und nun suchen wir die Gasse ab«, befahl Rhyme. »In dieser Gegend herrscht rund um die Uhr viel Verkehr, folglich hat er dafür gesorgt, daß sein Wagen nicht auf der Straße herumsteht, während er da drin ist. Dort hat er geparkt. Und durch diese Tür ist er eingedrungen.«

»Woher wollen Sie das wissen?«

»Es gibt zwei Möglichkeiten, eine Tür zu öffnen - das heißt, wenn man keinen Sprengstoff verwendet. Die Schlosser und die Angeln. Diese dürfte von innen verriegelt gewesen sein, deshalb hat er die Stifte aus den Scharnieren gezogen. Sehen Sie? Als er gegangen ist, hat er sich nicht die Mühe gemacht, sie wieder vollständig einzusetzen.«

Sie fingen an der Tür an und suchten die düstere Gasse bis zum anderen Ende ab. Schritt für Schritt. Sachs hatte das Polilight auf das Kopfsteinpflaster gerichtet. »Ich möchte Reifenspuren sehen«, erklärte Rhyme. »Ich will wissen, wo der Kofferraum war.«

»Hier«, sagte sie und betrachtete den Boden. »Reifenabdrücke. Aber ich weiß nicht, ob sie von den Vorder- oder den Hinterreifen stammen. Möglicherweise ist er rückwärts reingestoßen.«

»Glatt oder leicht aufgerauht? Die Profilabdrücke?«

»Ein bißchen aufgerauht.«

»Dann sind es die Vorderräder.« Er lachte, als er ihre verdutzte Miene sah. »Sie sind doch die Expertin für Kraftfahrzeuge. Achten Sie einmal darauf, wenn Sie sich das nächstemal in einen Wagen setzen, ob Sie vor dem Anfahren nicht kurz am Lenkrad drehen. Um festzustellen, ob die Räder geradeaus gerichtet sind. Die Vorderrei-

fen sind immer etwas mehr aufgerauht als die hinteren. Nun denn, bei dem gestohlenen Wagen handelt es sich um einen Ford Taurus. Der mißt alles in allem fünf Meter. Radabstand zwei Meter fünfund-siebenzig. Etwa einen Meter fünfzehn von der Mitte des Hinterrads bis zur Kofferraumkante. Messen Sie das aus, und saugen Sie den Boden ab.«

»Kommen Sie, Rhyme. Woher wissen Sie das?«

»Habe es heute morgen nachgeschlagen. Haben Sie sich die Kleidung des Opfers besorgt?«

»Ja. Nägel und Haare ebenfalls. Und noch was, Rhyme: Das kleine Mädchen heißt Pam, aber er hat sie Maggie genannt. Genau wie bei der jungen Deutschen - er hat sie Hanna genannt, erinnern Sie sich?«

»Sie meinen, seine andere Persönlichkeit hat es getan«, sagte Rhyme. »Ich frage mich nur, welche Rolle er dabei verkörpert.«

»Ich sauge auch den Bereich um die Tür ab«, erklärte sie. Rhyme betrachtete sie - das Gesicht zerschürft, die Haare durcheinander, stellenweise versengt. Sie saugte die Schwelle ab, und just als er sie daran erinnern wollte, daß Tatorte dreidimensional waren, fuhr sie mit dem Gerät an den Türpfosten auf und ab.

»Vermutlich hat er erst geguckt, bevor er sie reingebracht hat«, sagte sie und fing an, auch die Fenstersimse abzusaugen.

Genau das hatte er ihr gerade auftragen wollen.

Er horchte auf das Heulen des Spurenstaubsaugers. Doch von Sekunde zu Sekunde schweiften seine Gedanken immer weiter ab. In die Vergangenheit, einige Stunden zurück.

»Ich -«, setzte Sachs an.

»Schhh«, sagte er.

Wie bei den Spaziergängen, die er dieser Tage unternahm, den Konzerten, die er besuchte, wie bei so vielen Gesprächen, die er mit imaginären Partnern führte, zog er sich immer tiefer in seine Gedankenwelt zurück. Und an einem bestimmten Punkt - er hatte keine Ahnung, an welchem und wie er dahin gelangt war - stellte er fest, daß er nicht allein war. Er hatte einen schmächtigen Mann vor

Augen, der Handschuhe, dunkle Sportkleidung und eine Skimaske trug. Er stieg gerade aus einem silbernen Ford Taurus, der neu und nach Putzmitteln roch. Die Frau - Carole Ganz - befand sich im Kofferraum, ihr Kind wurde in einem alten Haus aus rosa Marmor und teuren Ziegeln festgehalten. Er sah, wie der Mann die Frau aus dem Wagen zerrte.

Das Bild war so deutlich, als hätte er diese Szene schon einmal erlebt.

Der Unbekannte hebelte die Tür aus den Angeln, zog sie auf, schleifte die Frau hinein, fesselte sie. Dann wollte er gehen, hielt aber plötzlich inne. Er ging zu einer Stelle, von der aus er Carole beobachten konnte. So, wie er gestern morgen zu dem Mann hinabschaute, den er neben den Bahngleisen verscharrt hatte.

Wie er auch Tammie Jean Colfax an das Rohr mitten im Keller-
raum gekettet hatte. Damit er sie im Blick hatte.

Aber warum? fragte sich Rhyme. Warum wollte er sie anschauen?
Um sicherzugehen, daß die Opfer nicht entkamen? Weil er sich davon überzeugen wollte, daß er nichts zurückgelassen hatte? Um -

Er riß die Augen auf, und die verschwommene Gestalt von Nummer 238 verschwand. »Sachs! Erinnern Sie sich an den Heizungskeller, in dem die Colfax festgehalten wurde? Wo Sie den Handschuhabdruck entdeckt haben?«

»Klar.«

»Sie sagten, er habe sie beobachten wollen und sie deshalb mitten im Raum angekettet. Aber Sie wußten nicht, warum. Nun ja, ich habe es herausgefunden. Er beobachtet seine Opfer, weil er es tun muß.«

Weil es in seiner Natur liegt.

»Was meinen Sie damit?«

»Kommen Sie!«

Rhyme sog zweimal an dem Strohhalm, mit dem er den Rollstuhl steuerte, und drehte den Arrow herum. Dann blies er einmal kräftig und fuhr los.

Er rollte zum Gehsteig, sog einmal heftig am Halm und hielt an. Er kniff die Augen zusammen und blickte sich um. »Er möchte seine Opfer beobachten. Und ich wette, er wollte auch die Kirchenbesucher beobachten. Von einer Stelle aus, die er für sicher hielt. Wo er sich nicht die Mühe machte, hinterher seine Spuren zu verwischen.«

Er ließ den Blick über die Straße zu der einzigen Stelle schweifen, an die sich der Täter zurückziehen und trotzdem alles im Blick behalten konnte: die Terrasse eines Restaurants gegenüber der Kirche.

»Dort! Suchen Sie alles ab, Sachs.«

Sie nickte, schob ein neues Magazin in ihre Glock, nahm einige Beweismitteltüten, ein paar Stifte und den Spurenstaubsauger mit. Er sah, wie sie über die Straße rannte, die Treppenstufen in Augenschein nahm und sie sorgfältig absuchte. »Er war da«, rief sie. »Hier ist ein Handschuhabdruck. Und eine Fußspur - der Schuh ist genauso abgelaufen wie beim letztenmal.«

Jawohl! dachte Rhyme. Ach, tat das hier gut. Die warme Sonne, die Luft, die Schaulustigen. Und dazu das Jagdfieber.

Wenn man in Schwung ist, kriegt einen keiner.

Nun ja, wenn wir in Schwung kommen und uns ein bißchen sputen, schaffen wir's vielleicht.

Rhyme warf einen beiläufigen Blick auf die Menschenmenge und sah, daß einige Leute zu ihm hergaften. Aber weit mehr beobachteten Amelia Sachs.

Eine Viertelstunde lang untersuchte sie die Stelle, und als sie zurückkam, hielt sie eine kleine Beweismitteltüte hoch.

»Was haben Sie gefunden, Sachs? Seinen Führerschein? Seine Geburtsurkunde?

»Gold«, sagte sie lächelnd. »Ich habe Gold gefunden.«

DREISSIG

»Kommt schon, Leute«, rief Rhyme. »Diesmal müssen wir uns sputen. Bevor er das Mädchen zum nächsten Tatort schaffen kann. Also setzt euch in *Schwung*.«

Thom hievte Rhyme aus dem Storni Arrow, setzte ihn vorübergehend auf eine ausziehbare Platte am Bett und beförderte ihn vorsichtig in das Clinitron zurück. Sachs blickte zu dem Aufzug, der in einem der Wandschränke im Schlafzimmer eingebaut war - es war der, den sie nicht hatte öffnen sollen, als er sie zu den CDs geschickt hatte.

Rhyme blieb einen Moment lang erschöpft liegen und atmete tief durch.

»Die Hinweise sind verloren«, erinnerte er sie. »Wir haben keine Möglichkeit herauszufinden, wo der nächste Tatort ist. Folglich müssen wir aufs Ganze gehen - seinen Unterschlupf suchen.«

»Meinst du, wir finden ihn?« fragte Sellitto.

Blieb ihnen denn etwas anderes übrig? Rhyme sprach den Gedanken jedoch nicht aus.

Banks kam die Treppe heraufgestürmt. Noch ehe er im Schlafzimmer war, platzte Rhyme schon heraus: »Was haben sie gesagt? Erzählen Sie. Erzählen Sie schon.«

Rhyme war klargewesen, daß die technischen Möglichkeiten von Mel Coopers improvisiertem Labor für eine genaue Analyse des winzigen Goldsprengels, den Sachs gefunden hatte, nicht ausreichten. Deshalb hatte er den jungen Detective gebeten, sich schleunigst zur regionalen Spurenauswertungsabteilung des FBI zu begeben und ihn untersuchen zu lassen.

»Sie rufen uns in der nächsten halben Stunde an.«

»Eine halbe *Stunde?*« grunzte Rhyme. »Konnten sie es nicht vorziehen?«

»Haben sie ja gemacht. Dellray war da. Er hat alle anderen Untersuchungen abbrechen lassen und gesagt, wenn Sie den metallurgischen Befund nicht umgehend in Händen hätten, gäbe es einen gewaltigen - Sie können es sich schon denken -, und jemand werde ihnen - alles weitere können Sie sich bestimmt auch vorstellen.«

»Rhyme«, sagte Sachs. »Diese Ganz hat etwas gesagt, was möglicherweise wichtig sein könnte. Er hat ihr versprochen, daß er sie laufenläßt, wenn sie bereit wäre, sich den Fuß aufziehen zu lassen.«

»Aufziehen?«

»Die Haut abschneiden.«

»Abziehen«, berichtigte Rhyme.

»Oh. Jedenfalls hat er es dann doch nicht gemacht. Sie sagt, es war, als ob er es nicht über sich gebracht hätte.«

»Genau wie am ersten Tatort - der Mann neben den Bahngleisen«, warf Sellitto ein.

»Interessant...« Rhyme überlegte. »Ich dachte, er hätte den Finger des Opfers zur Abschreckung verstümmelt, damit niemand den Ring stiehlt. Vielleicht aber auch nicht. Betrachten wir uns doch einmal sein Verhalten: Er schneidet den Finger des Taxifahrers ab und schleppt ihn mit sich herum. Er fügt der jungen Deutschen Schnittwunden an Arm und Bein zu. Er stiehlt menschliche Gebeine und ein Schlangenskelett. Hört zu, als er Everetts Finger bricht ... Es muß irgend etwas damit zu tun haben, wie er seine Opfer wahrnimmt. Irgend etwas mit ihrer ...«

»Anatomie?«

»Genau, Sachs.«

»Mit Ausnahme dieser Ganz«, wandte Sellitto ein.

»Darauf will ich ja hinaus«, sagte Rhyme. »Er hätte sie verstümmeln und dennoch am Leben lassen können, damit wir sie finden. Aber irgend etwas hat ihn daran gehindert. Was war das?«

»Was ist bei ihr anders?« sagte Sellitto. »Es kann nicht daran liegen, daß sie eine Frau ist. Oder nicht von hier stammt. Das trifft auch auf die Deutsche zu.«

»Vielleicht wollte er ihr vor den Augen ihrer Tochter nicht wehtun«, meinte Banks.

»Nein.« Rhyme lachte bitter. »Mitgefühl kennt der nicht.«

»Aber einen Unterschied gibt es doch«, sagte Sachs plötzlich. »Sie ist eine Mutter.«

Rhyme dachte darüber nach. »Das wäre möglich. Mutter und Tochter. Das fiel für ihn zwar nicht so sehr ins Gewicht, daß er sie laufenließ. Aber es hielt ihn davon ab, sie zu quälen. Thom, halte das fest. Mit einem Fragezeichen.« Dann wandte er sich wieder an Sachs.

»Hat sie etwas über sein Aussehen gesagt?«

Sachs blätterte in ihrem Notizbuch.

»Das gleiche wie die anderen.« Sie las vor. »Schmächtig, Skimaske, schwarze Handschuhe, er -«

»*Schwarze Handschuhe?*« Rhyme blickte zu der Tabelle an der Wand. »Keine roten?«

»Sie sagte schwarze. Ich hab' sie gefragt, ob sie sich da ganz sicher wäre.«

»Und dieses andere Stück Leder war ebenfalls schwarz, nicht wahr, Mel? Also wohl von den Handschuhen, die aber nicht fleckig sind. Aber woher röhrt dann das rote Leder?«

Cooper zuckte die Achseln. »Ich weiß es nicht, aber wir haben mehrere Partikel gefunden. Folglich muß es sich um etwas handeln, was er bei sich hat.«

Rhyme musterte die Beweismitteltüten. »Was haben wir sonst noch gefunden?«

»Die Spuren, die wir in der Gasse und an der Tür aufgesaugt haben.« Sachs klopfte den Staubsaugerfilter über einem Bogen Zeitungspapier aus, und Cooper beugte sich mit der Lupe darüber. »Gibt nicht viel her«, meldete er. »Hauptsächlich Erde. Ein paar Mineralien. Glimmerschiefer. Feldspat.«

Die gab es in ganz Manhattan.

»Und weiter?«

»Vermoderte Blätter. Das wäre alles.«

»Was ist mit der Kleidung der Ganz?«

Cooper und Sachs schlugen das Zeitungspapier auf und untersuchten die Spuren.

»Hauptsächlich Erde«, sagte Cooper. »Und ein paar Einsprengsel. Sieht aus wie Gestein.«

»Wo hat er sie in seinem Unterschlupf festgehalten? Genau?«

»Im Keller, am Boden. War bloß festgestampfte Erde, hat sie gesagt.«

»Ausgezeichnet!« rief Rhyme. Er wandte sich an Cooper. »Verbrenne die Erde.«

Cooper gab eine Probe in den Gaschromatographen. Ungeduldig warteten sie auf das Ergebnis. Endlich blinkte der Monitor auf. Das Bild erinnerte an eine Mondlandschaft.

»Aha, Lincoln. Interessant. Ich erkenne ungewöhnlich hohe Anteile an Tannin und -«

»Natriumkarbonat?«

»Ist er nicht umwerfend?« Cooper lachte. »Woher weißt du das?«

»Diese beiden Stoffe wurden im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert zur Lederherstellung verwendet. Mit dem Tannin, der Gerbsäure oder Gerberlohe, wurden die Häute gebeizt, und durch das kohlensaure Natron wurden sie haltbar gemacht. Sein Unterschlupf befindet sich also in der Nähe einer alten Gerberei.«

Er mußte unwillkürlich lächeln. Hörst du schon die Schritte, Nummer 238? dachte er. Das sind wir - wir sind dir auf den Fersen.

Sein Blick schweifte zu dem Randeischen Meßtischblatt. »Wegen der Geruchsbelästigung wollte niemand eine Gerberei in seinem Wohnviertel haben. Daher waren sie, was Anzahl und Standorte anging, von Amts wegen strengen Beschränkungen unterworfen. Ich weiß, daß es an der Lower East Side einige gegeben hat. Und im westlichen Greenwich Village - als es buchstäblich noch ein Dorf war, ein

Vorort der City. Und dann noch an der West Side, in Höhe der Straßen in den Fünfzigern - nicht weit von dem Viehhof entfernt, wo wir die junge Deutsche gefunden haben. Ach ja, und in Harlem. Anfang dieses Jahrhunderts.«

Rhyme studierte die aufgelisteten Lebensmittelgeschäfte - die Standorte der ShopRite-Läden, die Kalbshaxen verkauft hatten. »Chelsea fällt aus. Dort gab's keine Gerbereien. Harlem ebenfalls - kein einziger ShopRite-Laden. Es muß also im westlichen Greenwich Village sein, an der Lower East Side oder an der Lower West Side - womit wir wieder in Hells' Kitchen wären. Wofür er, wie es scheint, eine gewisse Vorliebe hat.«

Ein Gebiet von schätzungsweise fünfundzwanzig Quadratkilometern, dachte Rhyme bitter. Er hatte bereits an seinem ersten Tag im Polizeidienst festgestellt, daß man sich in Manhattan leichter verstecken konnte als in den ewigen Wäldern des hohen Nordens.

»Machen wir weiter. Was ist mit den Gesteinspartikeln in Carole Ganz' Kleidung?«

Cooper war über das Mikroskop gebeugt. »Okay Ich habe sie.«

»Laß mal sehen, Mel.«

Das Bild tauchte auf Rhymes Computermonitor auf. Er betrachtete die kristallinen glitzernden Partikel.

»Verschieb sie ein bißchen«, ordnete Rhyme an. Die drei kleinen Brocken hafteten zusammen.

»Links außen ist Marmor, rosa gefärbt«, sagte Cooper. »So was haben wir schon mal gefunden. Und das graue Zeug in der Mitte ...«

»Ist Mörtel. Und das andere brauner Klinker«, rief Rhyme. »Es handelt sich um ein Gebäude im Federal Style, Ende achtzehntes, Anfang neunzehntes Jahrhundert, so ähnlich wie das Rathaus von 1812. Nur die Fassade bestand aus Marmor, alles andere war aus Klinkerziegeln. Man wollte dadurch Geld sparen. Nun ja, vor allem wollte man die bewilligten Gelder in diverse andere Taschen umleiten. Was haben wir sonst noch? Die Asche. Mal sehen, ob wir das Brandbeschleunigungsmittel finden.«

Cooper unterzog die Asche einer gaschromatographisch-massenpektrometrischen Untersuchung. Er betrachtete die Kurve, die am Bildschirm auftauchte.

Bei Benzin konnte man, wenn es frisch raffiniert war, aufgrund der vom Hersteller beigefügten Färbungsmittel und Zusatzstoffe eindeutig feststellen, woher es stammte, außer der Täter hatte an der Zapfstelle, an der er es erworben hatte, verschiedene Benzinsorten miteinander vermischt. Cooper erklärte, das Benzin sei zu hundert Prozent identisch mit einer Treibstoffmarke, die von Gas Exchange verkauft werde.

Banks griff zum Branchenfernspprechbuch und schlug nach. »Die haben sechs Tankstellen in Manhattan. Drei in Downtown. Eine an der Sixth Avenue, Ecke Houston. Eine an der Delancey, Nummer 503, das ist im östlichen Teil. Und eine an der Neunzehnten, Ecke Eighth Avenue.«

»Die Neunzehnte ist zu weit nördlich«, sagte Rhyme. Er betrachtete das Täterprofil. »East Side oder West Side? Wo ist es?«

Lebensmittelläden, Benzin ...

Plötzlich tauchte eine hagere Gestalt in der Tür auf.

»Bin ich immer noch zu eurer Party eingeladen?« fragte Frederick Dellray

»Kommt darauf an«, konterte Rhyme. »Bringen Sie uns etwas mit?«

»Massenhaft Geschenke hab' ich dabei«, sagte der Agent und wedelte mit einem Aktenordner, auf dem das FBI-Wappen prangte.

»Klopfen Sie eigentlich auch mal an, Dellray?« fragte Sellitto.

»Hab' ich mir schon lang abgewöhnt.«

»Treten Sie ein«, sagte Rhyme. »Was haben Sie da?«

»Weiß ich nicht genau. Mir persönlich sagt es überhaupt nix. Aber was weiß ich schon?«

Dellray las kurz in dem Bericht, dann sagte er: »Tony Farco von der Spurenauswertung - er lässt übrigens schöne Grüße bestellen, Lincoln - hat den Partikel untersucht, den ihr gefunden habt. Es han-

delt sich um Blattgold. Vermutlich sechzig bis achtzig Jahre alt. Er hat Zellulosefasern gefunden, die daran haften, und meint deshalb, daß es von einem Buch stammt.«

»Natürlich!« sagte Rhyme. »Ein Buch mit Goldschnitt.«

»Und außerdem hat er ein paar Tintenpartikel gefunden. Er sagt - ich zitiere ihn jetzt: >Aufgrund der Konsistenz der aufgefundenen Tintenspuren läßt sich nicht ausschließen, daß es sich um jene Stempelfarbe handelt, mit der man in der New York Public Library die Buchbestände kennzeichnete.< Drückt der sich nicht komisch aus?«

»Ein Buch aus einer Bibliothek«, sagte Rhyme nachdenklich.

»Ein Buch mit einem roten Ledereinband«, warf Amelia Sachs ein.

Rhyme schaute sie an. »Genau!« rief er. »Daher stammen die roten Lederpartikel. Nicht von den Handschuhen. Er hat ein Buch dabei. Möglicherweise seine Bibel.«

»Die Bibel?« fragte Dellray »Meinst du etwa, es handelt sich um 'nen religiös Durchgeknallten?«

»Nicht die Bibel, Fred. Rufen Sie noch mal in der Bibliothek an, Banks. Vielleicht hat er dort seine Schuhe abgewetzt - im Leseraum. Mir ist durchaus bewußt, daß es weit hergeholt ist. Aber allzu viele Anhaltspunkte haben wir nicht. Außerdem brauche ich eine Auflistung sämtlicher antiquarischen Bücher, die im letzten Jahr in den Filialen der Public Library in Manhattan gestohlen wurden.«

»Wird gemacht.« Der junge Mann rieb eine Schnittwunde an seinem Kinn, während er den Bürgermeister unter seiner Privatnummer anrief und das Stadtoberhaupt kurzerhand bat, sich mit dem Leiter der Bibliothek in Verbindung zu setzen und ihm klarzumachen, was sie benötigten.

Eine halbe Stunde später spuckte das Faxgerät die Nachricht aus. Thom überflog sie. »Holla, die Leserschaft in dieser Stadt bedient sich nicht schlecht«, sagte er, als er sie Rhyme übergab.

In den letzten zwölf Monaten waren in den Filialen der Public Library insgesamt vierundachtzig Bücher, die älter als fünfzig Jahre waren, abhanden gekommen, fünfunddreißig davon in Manhattan.

Rhyme ging die Liste durch. Dickens, Austen, Hemingway, Dreiser ... Bücher über Musik, Philosophie, Wein, literaturwissenschaftliche Werke, Märchenbücher. Sie waren erstaunlich wenig wert. Zwanzig bis dreißig Dollar im Schnitt. Es handelte sich wohl kaum um Erstausgaben, doch vielleicht hatten die Diebe das nicht gewußt.

Er las weiter.

Nichts, nicht das geringste. Vielleicht -

Und dann sah er es.

Berühmte Kriminalfälle im alten New York von Richard Wille Stephans, 1919 bei einem Verlag namens Bountiful Press erschienen. Der Wert war mit fünfundsechzig Dollar beziffert, und es war vor neun Monaten aus der an der Delancey Street gelegenen Filiale der New York Public Library gestohlen worden. Laut Beschreibung war es achtzehn Zentimeter hoch, dreizehn Zentimeter breit, hatte einen roten Ziegenledereinband, marmoriertes Vorsatzpapier und Goldschnitt.

»Ich möchte ein Exemplar davon haben. Egal, woher. Besorgt mir eins aus der Library of Congress, wenn es sein muß.«

»Ich kümm' mich um die Sache«, sagte Dellray

Lebensmittelläden, Benzin, die Bibliothek...

Rhyme mußte eine Entscheidung treffen. Drei Hundert Leute standen ihnen insgesamt zur Verfügung - Stadtpolizisten, Staatspolizisten und Bundesagenten -, aber das war eine verschwindend geringe Zahl, wenn sie sowohl die West Side als auch die East Side absuchen wollten.

Wieder musterte er das Täterprofil.

Stand sein Haus im West Village? fragte sich Rhyme. Hatte er sich das Benzin und das Buch an der East Side besorgt, um sie zum Narren zu halten? Oder wohnte er tatsächlich in dieser Gegend? Wie schlau war er wirklich? Nein, nein, es ging nicht darum, wie schlau er war, sondern für wie schlau er sich *hielt*. Inwieweit war er überzeugt, daß sie die minimalen Spuren, die er laut Locardschem Prinzip garantiert hinterlassen hatte, übersahen?

| Aussehen | Aufenthaltsort | Fahrzeug | Sonstiges |
|---|---|--|---|
| <ul style="list-style-type: none"> • Weiß, männlich, schmächtig • Dunkle Kleidung • Skimaske? Marineblau? • Alte Handschuhe, Leder • Aftershave: um anderen Geruch zu überdecken? • Aftershave = Brut • Haarfarbe nicht braun • Tiefe Narbe am Zeigefinger • Sporthose • Handschuhe sind schwarz | <ul style="list-style-type: none"> • Wahrsch. sicherer Unterschlupf • Wohnhaft nahe: Broadway/82. St.: ShopRite Greenwich/BankSt.: ShopRite 8thAve./24. St.: ShopRite Houston/Lafayette St.: ShopRite • Altes Haus. rosa Marmor • Mind. 100 Jahre alt; evtl. Herrenhaus od. öffentl. Gebäude • Gebäude im Federal Style, Lower East Side | <ul style="list-style-type: none"> • Gelbes Taxi • Limousine, neuester Typ • Hellgrau, Silber, beige • Mietwagen, evtl. gestohlen • Hertz, silb. Taurus, neuestes Baujahr | <ul style="list-style-type: none"> • Kenntn. TO-Arbeit • evtl. vorbestraft • Kenntn. Fingerabdr. • Waffe = .32er Colt • Fesselt Opfer mit ungew. Knoten • Vorliebe für »Altes« • Nannte ein Opfer »Hanna« • Grundkenntnisse Deutsch • Vorliebe für Unterirdisches • Persönlichkeits-spaltung • Evtl. Priester, Sozialarbeiter, Anwalt • Ungewöhnlich abgetragene Schuhe: liest viel? • Hörte zu, als er O. den Finger brach • Hinterließ Schlange als Denkzettel für Ermittler • Wollte Fuß d. Opfers enthüften • Nannte ein Opfer »Maggie« und »Hanna« • Mutter & Kind v. besond. Bedeutung? • Buch »Berühmte Kriminalfälle im alten N. Y.« als Vorbild? |

»Nehmen wir uns die Lower East Side vor«, ordnete Rhyme schließlich an. »Das Village können wir uns schenken. Schickt alle Leute da runter. Bos gesamtes Einsatzkommando, Ihre Männer, Fred. Sie sollen nach folgendem Objekt Ausschau halten: ein großes Gebäude im Federal Style, etwa zweihundert Jahre alt, Fassade aus rosa Marmor, alle anderen Mauern, seitlich wie auch hinten, aus braunen Klinkerziegeln. Möglicherweise war es mal ein Herrenhaus oder ein öffentliches Gebäude. Mit einer angebauten Remise oder Garage. In den letzten Wochen müßte dort öfter ein Taxi oder ein Ford Taurus ein- und ausgefahren sein. Vor allem in den letzten Tagen.«

Rhyme warf einen Blick auf Sachs.

Sie müssen lernen, die Toten ruhen zu lassen...

Sellitto und Dellray waren am Telefon.

»Ich geh' da auch hin«, sagte Sachs zu Rhyme.

»Ich hatte nichts anderes erwartet.«

Als unten die Tür ins Schloß fiel, flüsterte er: »Alles Gute, Sachs.
Alles Gute.«

EINUNDDREISSIG

Drei Streifenwagen fuhren langsam durch die Straßen an der Lower East Side, in jedem zwei Konstabler. Sie suchten die Gegend ab.

Und im nächsten Moment tauchten zwei Chaisen auf ... zwei *Limousinen*, meinte er. Zivilfahrzeuge, aber die Suchscheinwerfer neben den linken Außenspiegeln verrieten, daß es sich um Polizeiwagen handelte.

Natürlich war ihm bewußt gewesen, daß sich die Suche irgendwann auf diese Gegend konzentrieren würde und daß es nur eine Frage der Zeit war, bis sie sein Haus fanden. Dennoch war er bestürzt, daß sie ihm so dicht auf den Fersen waren. Und er war noch entsetzter, als er sah, wie die Konstabler ausstiegen und einen an der Canal Street parkenden silbernen Ford Taurus überprüften.

Wie, zum Teufel, hatten sie herausgefunden, welchen Wagen er fuhr? Er hatte gewußt, daß er ein großes Risiko einging, als er ihn gestohlen hatte, war aber davon ausgegangen, daß es tagelang dauern würde, ehe man bei Hertz feststellte, daß ein Fahrzeug fehlte. Und selbst wenn - er war davon überzeugt gewesen, daß die Konstabler ihn niemals mit dem Diebstahl in Verbindung bringen würden. Oh, sie waren gut.

Einer der Polizisten ließ mißmutig den Blick über sein Taxi schweifen.

Der Knochensammler blickte starr geradeaus, bog langsam in die Houston Street ein und mischte sich unter die zahlreichen anderen Taxis. Eine halbe Stunde später hatte er das Taxi und den Taurus weggeschafft und kehrte zu Fuß zu seinem Anwesen zurück.

Die kleine Maggie blickte zu ihm auf.

Sie war verängstigt, ja, aber sie weinte nicht mehr. Er fragte sich, ob er sie einfach behalten sollte. Sie an Tochter Statt annehmen. Sie aufziehen. Einen Moment lang leuchtete diese Vorstellung in ihm hell auf, dann erlosch sie.

Nein, das gäbe zu viele Fragen. Außerdem hatte der Blick, mit dem sie ihn anschaute, etwas Unheimliches an sich. Sie wirkte älter, als sie eigentlich war. Sie würde sich immer daran erinnern, was er getan hatte. Oh, eine Zeitlang mochte sie vielleicht glauben, daß es ein Traum gewesen war. Aber eines Tages würde die Wahrheit herauskommen. Wie immer. Man kann so viel verdrängen, wie man will - eines Tages kommt die Wahrheit heraus.

Nein, er konnte ihr nicht mehr trauen als allen anderen. Letzten Endes ließ einen jeder Mensch im Stich. Dem Haß konnte man trauen. Knochen konnte man trauen. Alles andere war Lug und Trug.

Er kauerte sich neben Maggie und zog das Klebeband von ihrem Mund.

»Mami!« plärrte sie los. »Ich will zu meiner Mami!«

Er sagte nichts, stand nur da und blickte auf sie hinab. Auf ihren zarten Schädel. Die schmalen Ärmchen.

Sie schrie aus Leibeskräften.

Er zog seinen Handschuh aus. Einen Moment lang verharren seine Finger über ihr. Dann strich er über ihr weiches Haar. (*»Daktyloskopische Spuren auf menschlicher Haut lassen sich auswerten, wenn sie innerhalb von 90 Minuten nach dem Kontakt gesichert werden [siehe KROMEKOT], aber bislang ist es noch niemandem gelungen, Fingerabdrücke auf menschlichem Haar zu sichern.« Rhyme, Spurenlehre, 4. Aufl., Forensic Press, 1994.*)

Der Knochensammler erhob sich langsam und ging nach oben, in das große Wohnzimmer des Hauses, vorbei an den Wandgemälden - den Arbeitern, den Frauen und Kindern mit den weit aufgerissenen Augen. Er spitzte die Ohren, als er draußen ein leises Geräusch hörte. Dann wurde es lauter - eine Art Scheppern. Er nahm seine

Waffe und lief zur Rückseite des Hauses. Er entriegelte die Tür, stieß sie jäh auf, ergriff die Waffe mit beiden Händen und ging in Schußposition.

Die wilden Hunde starrten ihn an. Im nächsten Moment widmeten sie sich wieder der Mülltonne, die sie umgekippt hatten. Er steckte die Waffe in die Hosentasche und kehrte ins Wohnzimmer zurück.

Wieder stand er am Fenster und blickte hinaus auf den alten Friedhof. O ja. Da! Da war der Mann wieder. Er trug schwarze Kleidung, stand mitten auf dem Friedhof. In der Ferne ragten die schwarzen Masten der Klipper und Schaluppen in den Himmel, die im East River vor Anker lagen.

Der Knochensammler konnte die tiefe Trauer da draußen geradezu spüren. Er fragte sich, ob sich unlängst irgendeine Katastrophe zugetragen hatte. Vielleicht das große Feuer von 1776, bei dem ein Großteil der Häuser am Broadway zerstört worden waren. Oder die Gelbfieberepidemie, die 1795 die irische Gemeinde dezimiert hatte. Oder der Brand auf der *General Slocum*, einem Ausflugsdampfer, bei dem 1904 über tausend Frauen und Kinder umgekommen waren und der das deutsche Wohnviertel in der Lower East Side vernichtet hatte.

Aber vielleicht ahnte er auch Katastrophen voraus, die sich in Bälde zutragen würden.

Nach ein paar Minuten wurden Maggies Schreie leiser, und er hörte die Geräusche der alten Stadt, den Lärm der Dampfmaschinen, Glockengebimmel, Hufgeklapper, das auf dem Kopfsteinpflaster widerhallte.

Er schaute weiter hinaus, vergaß die Konstabler, die ihn verfolgten, vergaß auch Maggie, hatte nur noch Augen für die geisterhafte Gestalt, die jetzt die Straße entlangspazierte.

Damals und heute.

Er blieb noch eine Weile am Fenster stehen, versunken in eine andere Zeit. Und so bemerkte er nicht, wie die wilden Hunde durch die Hintertür eindrangen, die er offen gelassen hatte. Sie betrachteten

ihn durch die Wohnzimmertür, verharnten kurz und verzogen sich dann leise in den hinteren Teil des Hauses.

Witternd hoben sie die Schnauzen, lauschten mit gespitzten Ohren auf die unbekannten Geräusche in diesem Haus. Vor allem auf das leise Weinen, das irgendwo unter ihnen ertönte.

Schließlich teilten sich sogar die Hardy Boys auf- ein Zeichen dafür, wie verzweifelt sie waren.

Bedding kämmte ein halbes Dutzend Straßen rund um die Delancey Street ab, Saul suchte weiter südlich. Sellitto und Banks hatten jeweils ein Gebiet unter sich, und die vielen anderen Hilfskräfte, FBI-Agenten, Stadt- und Staatspolizisten, gingen von Tür zu Tür, erkundigten sich nach einem schmächtigen Mann, einem weinenden Kleinkind, einem silbernen Ford Taurus, einem leerstehenden Haus im Federal Style mit einer Fassade aus rosa Marmor, die anderen Wände aus dunklem Klinker.

Häh? Was, zum Teufel, meinen Sie mit Federal?... Ob ich ein Kind gesehn hab'? Sie fragen, ob ich an der Lower East Side schon mal 'n Kind gesehn hab'? He, Jimmy, haste hier in der Gegend schon mal irgendwelche Kids gesehn? Aber nicht in der letzten, was, halben Minute.

Amelia Sachs ließ ihre Muskeln spielen. Sie hatte unbedingt Sellittos Trupp zugeteilt werden wollen, der sich den ShopRite-Laden an der Houston Street Ecke Lafayette vornahm, wo Nummer 238 die Kalbshaxe gekauft hatte. Und die Tankstelle, an der er das Benzin besorgt hatte. Die Bibliothek, aus der er *Berühmte Kriminalfälle im alten New York* gestohlen hatte.

Doch nachdem sie keinerlei Anhaltspunkte gefunden hatten, hatten sie sich in alle Winde zerstreut wie ein Wolfsrudel, das einem Dutzend verschiedener Duftmarken folgt. Jeder hatte sich einen Teil des Viertels ausgesucht und kämmte ihn nun ab.

Während Sachs den Motor des neuen Spurensicherungskombis hochjagte und ihr Glück in einem weiteren Straßenzug versuchte,

packte sie das gleiche Ohnmachtsgefühl wie bei der Tatortarbeit in den letzten Tagen: zu viele Spuren, ein viel zu großes Gebiet. Es war hoffnungslos. Hier, in den heißen, dampfenden Straßen, von denen Hunderte von anderen Straßen und Gassen abzweigten, unter zige tausend Gebäuden - allesamt alt - das richtige zu finden, kam ihr völlig unmöglich vor. Es war, als sollte sie das durch den Rückstoß eines .38er Revolvers an der Decke haften gebliebene Haar finden, von dem Rhyme ihr berichtet hatte.

Ursprünglich hatte sie vorgehabt, jede Straße Stück für Stück abzukämmen, doch die Zeit verrann viel zu schnell; ständig mußte sie an das Kind denken, das irgendwo in einem unterirdischen Verlies festgehalten wurde und dem Tod nahe war. Sie fing an, schneller zu suchen, raste durch die Straßen, hielt links und rechts Ausschau nach einem Haus mit rosa Marmorfassade. Zweifel nagten an ihr. Hatte sie das Gebäude vor lauter Eile übersehen? Oder sollte sie noch viel schneller fahren und mehr Straßen absuchen?

Immer weiter. Noch ein Straßenzug, dann der nächste. Und immer noch nichts.

Nach des Schurken Tod wurde seine Habe von Detektiven sichergestellt und gesichert. Sein Tagebuch enthüllte, daß er acht ehrenwerte Bürger der Stadt ermordet hatte. Doch auch zu Grabräubereien war er sich nicht zu schade, denn aus seinen Schriften erfuhr man (so er die Wahrheit schrieb), daß er mehrere letzte Ruhestätten auf den Friedhöfen der Stadt geschändet hatte. Keines seiner Opfer hatte ihm das geringste zuleide getan - im Gegenteil, handelte es sich doch zu meist um aufrechte Bürger, arbeitsam und über jeden Arg erhaben. Und doch tötete er sie, ohne die geringste Schuld zu empfinden. Vielmehr hat es den Anschein, als habe er in seinem Wahn geglaubt, er erweise seinen Opfern einen Gefallen.

Lincoln Rhyme bewegte kurz den linken Ringfinger, und das Umblättergerät schlug die Seite aus Dünndruckpapier von *Berühmte*

Kriminalfälle im alten New York um, das ihm zwei Bundesbeamte vor zehn Minuten vorbeigebracht hatten - ein prompter Service, dank Fred Dellrays unnachahmlicher Art.

»Das Fleisch ist schwach und vergänglich.« So hatte der Schurke ruchlos, doch mit steter Hand geschrieben. »Die Gebeine sind es, die dem Leib Kraft und Stärke verleihen. Sosehr das Fleisch auch altern mag, unsere Gebeine werden stets jung bleiben. Ich habe ein edles Ziel verfolgt, und es entzieht sich meinem Verständnis, wie jemand dies bestreiten will. Ich habe ihnen einen Freundschaftsdienst erwiesen. Sie sind nun unsterblich. Ich habe sie befreit. Ich habe sie entbeint, bis auf die Knochen.«

Terry Dobyns hatte recht gehabt. Das zehnte Kapitel, »James Schneider - der >Knochensammler<« war die buchstabengebreue Vorlage für das Verhalten des Unbekannten. Die Methoden waren identisch - Feuer, Tiere, Wasser, heißer Dampf. 238 trieb sich an den gleichen Orten herum wie Schneider. Er war auf der Suche nach einem Opfer in ein Wohnheim für Deutsche eingestiegen, hatte eine deutsche Besucherin mit Hanna Goldschmidt verwechselt, die um die Jahrhundertwende nach Amerika ausgewandert war. Und die kleine Pammy Ganz hatte er mit Maggie angeredet - offenbar meinte er, es handle sich um die kleine O'Connor, eins von Schneiders Opfern.

Auf einem sehr schlechten, durch Pergamentpapier geschützten Stich sah man den dämonisch wirkenden James Schneider, wie er in einem Kellerraum saß und einen Beinknochen untersuchte.

Rhyme musterte das Randische Meßtischblatt von Manhattan.
Knochen...

Rhyme erinnerte sich an einen Tatort, den er einst bearbeitet hatte. Er war zu einer Baustelle im südlichen Manhattan gerufen worden, wo Arbeiter bei Ausschachtungsarbeiten auf einem unbebauten Grundstück einen Schädel gefunden hatten. Rhyme hatte sofort er-

kannt, daß es sich um einen sehr alten Schädel handelte, und einen forensischen Anthropologen hinzugezogen. Gemeinsam hatten sie weitergegraben und noch mehr Knochen und vollständige Skelette entdeckt.

Bei ihren Nachforschungen hatten sie festgestellt, daß es 1741 in Manhattan einen Sklavenaufstand gegeben hatte, nach dessen Niederschlagung etliche Sklaven - und eine Reihe militanter weißer Sklavereigegner - auf einer kleinen Insel im Collect gehängt worden waren. Die Insel wurde im Lauf der Zeit zu einer öffentlichen Hinrichtungsstätte, und in der Gegend entstanden etliche inoffizielle Gräberfelder und Armsünderfriedhöfe.

Wo war der Collect gewesen? Rhyme versuchte sich zu erinnern. Etwa in der Gegend, wo Chinatown und die Lower East Side aufeinandertrafen. Aber mit letzter Gewißheit ließ sich das schwer sagen, da das Gewässer schon vor langer Zeit zugeschüttet worden war. Es war

-
Ja! dachte er, und sein Herz schlug einen Takt schneller. Der Collect war aufgefüllt worden, weil er so verschmutzt gewesen war, daß er nach Ansicht der Stadtverwaltung eine Gefahr für das Allgemeinwohl darstellte. Und zu dieser Verschmutzung hatten hauptsächlich die Gerbereien am Ostufer beigetragen!

Rhyme, der mittlerweile ziemlich gut mit der Telefonbedienung zureckkam, wählte auf Anhieb die richtige Nummer und wurde unverzüglich zum Bürgermeister durchgestellt. Das Stadtoberhaupt war jedoch, wie seine persönliche Sekretärin erklärte, zum Brunch bei der UNO. Doch als Rhyme sich zu erkennen gab, sagte sie: »Einen Moment, Sir«, und kurz darauf meldete sich ein Mann, der mit vollem Mund sagte: »Lassen Sie hören, Detective. Wie weit sind wir mit dem Scheißfall?«

»5885, kommen«, meldete sich Amelia Sachs über Funk. Ihr Tonfall verriet Rhyme, wie gereizt sie war. »Sachs?«

»Es bringt nichts«, berichtete sie ihm. »Wir haben einfach kein Glück.«

»Ich glaube, ich habe ihn.«

»Was?«

»East Van Brevoort, der Hunderter-Block. Fast in Chinatown.«

»Woher wissen Sie das?«

»Der Bürgermeister hat mich an den Leiter der historischen Gesellschaft verwiesen. Da unten finden gerade Ausgrabungen statt. Ein alter Friedhof. Genau gegenüber der Stelle, wo sich früher eine große Gerberei befand. Und einstmals gab es in der Gegend auch einige stattliche Herrenhäuser im Federal Style. Ich glaube, daß er dort in der Nähe steckt.«

»Schon unterwegs.«

Über ihr Mikrofon hörte er Reifen quietschen, dann heulte die Sirene auf.

»Ich habe Lon und Haumann Bescheid gesagt«, fügte er hinzu.

»Sie sind unterwegs.«

»Rhyme«, krächzte sie aufgeregt. »Ich hol' die Kleine da raus.«

Ah, sie hatte die richtige Einstellung für eine gute Polizistin, eine professionelle Einstellung, dachte Rhyme. Aber trotzdem war sie noch eine Anfängerin. »Sachs?« sagte er.

»Ja?«

»Ich habe das Buch gelesen. Nummer 238 hat sich einen üblen Kerl zum Vorbild genommen. Einen ganz üblen.«

Sie sagte nichts.

»Ich will damit sagen«, fuhr er fort, »daß Sie ihn, ob das Mädchen nun da ist oder nicht, umlegen sollen, sobald er auch nur mit der Wimper zuckt.«

»Aber wenn wir ihn lebend schnappen, kann er uns zu ihr führen. Wir können -«

»Nein, Sachs. Hören Sie auf mich. Sie machen ihn unschädlich. Beim geringsten Anzeichen, daß er zur Waffe greifen will, beim allergeringsten ... machen Sie ihn unschädlich.«

Statisches Knistern. Dann meldete sie sich wieder. »Ich bin an der Van Brevoort, Rhyme. Sie haben recht. Sieht so aus, als ob er hier wohnt.«

Achtzehn zivile Polizeifahrzeuge, zwei Mannschaftswagen des Einsatzkommandos und Amelia Sachs' neuer Kombi standen in der Nähe einer kleinen, menschenleeren Straße an der Lower East Side beisammen.

In der Van Brevoort Street Ost sah es aus wie in Sarajevo nach dem Bürgerkrieg. Die Häuser standen leer, zwei waren bis auf die Grundmauern abgebrannt. An der Ostseite stand ein verfallenes Krankenhaus, dessen Dach eingebrochen war. Daneben befand sich eine große Grube, abgesperrt und mit Schildern gekennzeichnet, auf denen in großen Lettern *Betreten verboten* stand, dazu das Amtssiegel des zuständigen Bezirksgerichts - die Ausgrabungsstätte, die Rhyme erwähnt hatte. Ein toter Hund, räudig und von Ratten angenagt, lag am Rinnstein.

Auf der anderen Straßenseite, etwa auf halber Höhe, stand eine blaßrosa Stadtvilla mit einer Fassade aus Marmor und einer angebauten Remise, die ein bißchen besser aussah als die anderen Wohnhäuser in der Van Brevoort Street.

Sellitto, Banks und Haumann standen neben einem Mannschaftswagen, während ein rundes Dutzend Männer kugelsichere Westen anlegte und die M-16-Gewehre durchlud. Sachs trat zu ihnen, besorgte sich, ohne lang zu fragen, einen Helm, stopfte ihre Haare darunter und schlüpfte in die Weste.

»Sachs, Sie gehören nicht zum Einsatzkommando«, sagte Sellitto.

Sie drückte einen Klettverschluß zu und starre den Detective mit hochgezogenen Augenbrauen an, bis er einlenkte. »Na schön. Aber Sie bilden die Nachhut. Das ist ein Befehl.«

»Sie gehören zu Team zwei«, sagte Haumann.

»Ja, Sir. Ist mir recht.«

Ein Cop bot ihre eine Maschinenpistole an, eine MP-5. Sie mußte

an Nick denken - an ihr Rendezvous auf dem Schießstand in Rodman's Neck. Sie hatten zwei Stunden lang mit automatischen Waffen geübt, Zickzackmuster in Türen gestanzt, schnelles Nachladen mit angeklebtem Reservemagazin geübt, ihre M-16 auseinandergezogen und wieder zusammengebaut, wenn sie Ladehemmung hatte, weil Sand ins Schloß geraten war. Nick stand auf das Rattern und die Feuerkraft der schweren Waffen, aber Sachs hatte ihnen wenig abgewinnen können, weil sie so ungenau waren und so viel Munition vergeudeten. Schließlich hatte sie ihn zu einem Wettkampf mit Glocks aufgefordert und ihn auf fünfzehn Meter Abstand dreimal glatt geschlagen. Er hatte gelacht und ihr einen innigen Kuß gegeben, als ihre ausgeworfenen Patronenhülsen scheppernd über den Boden tanzten.

»Ich nehme lieber meine Dienstwaffe«, erklärte sie dem Mann vom Einsatzkommando.

Die Hardy Boys kamen angerannt, duckten sich, als hätten sie Angst vor Scharfschützen.

»Folgendes haben wir herausgefunden. Weit und breit niemand. Der Straßenzug ist -«

»- völlig verlassen.«

»Sämtliche Fenster des Hauses sind vergittert. Ein Hintereingang -«

»- führt auf die Gasse. Die Tür ist offen.«

»Offen?« fragte Haumann und warf ein paar Männern aus seinem Einsatzkommando einen kurzen Blick zu.

»Nicht nur unverschlossen, sondern offen«, bestätigte Saul.

»Fallen?«

»Wir haben keine gesehen. Was nicht heißen muß -«

»- daß keine da sind.«

»Irgendwelche Fahrzeuge in der Gasse?« fragte Sellitto.

»Nee.«

»Zwei Vordereingänge. Einmal die Haustür -«

»- die anscheinend dicht ist, mit Farbe zugekleistert. Zweitens das

Tor zur Remise. Doppelflügel, breit genug für zwei Fahrzeuge. Kette und Vorhängeschloß.«

»Aber die liegen am Boden.«

Haumann nickte. »Möglicherweise ist er also drin.«

»Möglicherweise«, sagte Saul. Dann fügte er hinzu: »Und erzähl ihm, was wir meinen, gehört zu haben.«

»Sehr leise. Könnte sein, daß da jemand geweint hat.«

»Könnten auch Schreie gewesen sein.«

»Das kleine Mädchen?« fragte Sachs.

»Möglicherweise. Aber dann hat es plötzlich aufgehört. Wie ist Rhyme auf dieses Haus gekommen?«

»Weiß ich denn, wie sein Gehirn funktioniert?« versetzte Sellitto.

Haumann rief einen seiner Mannschaftsführer zu sich und erteilte etliche Befehle. Im nächsten Moment stießen zwei Mannschaftswagen auf die Kreuzung und sperrten die Straße ab.

»Team eins, zur Haustür. Sprengt sie aus den Angeln. Die ist aus Holz und ziemlich alt, also zieht das Visier runter, okay? Team zwei, in die Gasse. Auf drei schlägt ihr los. Kapiert? Schaltet ihn aus, aber achtet auf freies Schußfeld, bevor ihr abdrückt. Vermutlich ist das Mädchen da drin. Officer Sachs, sind Sie sicher, daß Sie da mitmachen wollen?«

Ein entschlossenes Nicken.

»Okay, Jungs und Mädels. Holt ihn euch.«

ZWEIUNDDREISSIG

Sachs und die fünf anderen Polizisten vom Team zwei rannten in die abgeriegelte Gasse. Unkraut wucherte zwischen dem Kopfsteinpflaster und dem rissigen Mauerwerk- es war so trostlos, daß Sachs unwillkürlich an das Grab neben den Bahngleisen denken mußte.

Er hofft, daß das Opfer tot ist. Um seinetwillen...

Haumann hatte seine Männer auch auf den Dächern postiert. Sie sah die Mündungen ihrer Präzisionsgewehre, die wie Antennen aufragten.

Das Team ging an der Hintertür in Position. Sachs wurde von ihren Kollegen argwöhnisch beäugt, als sie die Gummiringe über ihre Schuhe streifte. Sie hörte, wie einer seinem Nebenmann etwas von wegen Aberglauben zuflüsterte.

Dann knackte es in ihren Kopfhörern.

*»Führer Team eins, an der Haustür. Ladung angebracht und scharf.
Wir sind bereit. Kommen.«*

»Roger, Führer Team eins. Team zwei?«

»Team zwei in Position. Kommen.«

»Roger, Führer Team zwei. Beide Teams dringen zügig ein. Auf drei.«

Ein letztesmal die Waffe überprüfen.

»Eins...«

Sie berührte mit der Zunge einen Schweißtropfen, der von ihrer geschwollenen Lippe hing.

»Zwei...«

Okay, Rhyme, auf geht's...

»Drei!«

Die Explosion klang eher gedämpft, ein kurzer, trockener Knall, und dann schlugen die Teams los. Schnell. Sie rannte hinter den Männern her, die ins Haus eindrangen und sofort ausschwärmteten, sah, wie sich der Strahl der auf den Gewehrmündungen befestigten Lampen mit dem Sonnenschein kreuzte, der durch die Fenster einfiel. Und dann war Sachs allein, während sich das übrige Team verteilte, die Schränke und Kammern überprüfte und die dunklen Winkel hinter den bizarren Statuen absuchte, die überall herumstanden.

Sie ging um eine Ecke. Ein bleiches Gesicht tauchte vor ihr auf. Ein Messer ...

Einen Moment lang stockte ihr Herz. Dann war sie in Schußposition, hatte die Waffe angelegt. Mit aller Kraft drückte sie ab, ehe ihr klar wurde, daß sie es mit einem Wandgemälde zu tun hatte. Einem unheimlich wirkenden Schlachter mit einem Mondgesicht, der in der einen Hand ein Messer hatte und in der anderen einen Fleischbrocken.

Mann...

Der hatte sich ja ein tolles Haus ausgesucht.

Die Männer vom Einsatzkommando stürmten die Treppe hoch und suchten nach dem Erdgeschoß auch den ersten Stock ab.

Doch Sachs hielt nach etwas anderem Ausschau.

Sie entdeckte die Tür zum Keller. Sie stand einen Spalt offen. Gut. Licht aus. Erst mußte sie runterschauen. Aber sie erinnerte sich daran, was Nick gesagt hatte: Nie in Kopf- oder Brusthöhe um eine Ecke blicken - genau da wurde man erwartet. Sie stützte sich auf ein Knie. Atmete tief durch. Los!

Nichts. Nur Dunkelheit.

Wieder in Deckung.

Horchen ...

Zuerst hörte sie gar nichts. Dann eine Art Scharren, eindeutig. Ir-gend etwas schepperte. Dann rasche Atemzüge, vielleicht auch ein Schnaufen.

Er war da unten und grub sich einen Fluchtweg!

»Ich höre Geräusche aus dem Keller«, sagte sie ins Mikrofon.

»Bitte um Absicherung.«

»Verstanden.«

Aber sie konnte nicht warten. Sie dachte an das kleine Mädchen, das er in seiner Gewalt hatte. Und sie stieg die ersten Stufen hinab. Blieb stehen und lauschte wieder. Dann wurde ihr bewußt, daß sie von der Taille abwärts völlig ungeschützt dastand und ein ideales Ziel abgab. Sie sprang die Treppe hinunter und ging in der Dunkelheit in die Hocke.

Tief durchatmen.

Und jetzt los!

Gleißend schnitt der Strahl der Halogenlampe in ihrer rechten Hand durch den dunklen Keller. Die Mündung ihrer Waffe war genau auf die Mitte des weißen Lichtkreises gerichtet, den sie von links nach rechts durch den Raum wandern ließ. Hielt den Strahl tief, da ihr Gegner sich vermutlich auch hingekauert hatte. Und ihr fiel ein, was Nick gesagt hatte: Kriminelle konnten nicht fliegen.

Nichts. Keine Spur von ihm.

»Officer Sachs?«

Ein Mann vom Einsatzkommando stand oben an der Treppe.

»O nein«, murmelte sie, als der Strahl ihrer Lampe auf Pammy Ganz fiel, die wie versteinert in einer Ecke des Kellerraums stand.

Dicht um das Mädchen drängte sich ein Rudel ausgezehrter, wilderer Hunde, die ihr Gesicht, die Finger und die Beine bisschnüffelten. Mit weit aufgerissenen Augen blickte sie von einem Tier zum anderen. Ihre Brust hob und senkte sich, das Gesicht war tränenerövölt. Sie hatte den Mund geöffnet und drückte die rosige Zungenspitze an die Oberlippe.

»Bleiben Sie oben«, sagte Sachs zu dem Mann. »Wir dürfen sie nicht erschrecken.«

Sachs legte auf die Tiere an, drückte aber nicht ab. Zwei oder drei konnte sie vielleicht töten, aber die anderen könnten dadurch in Pa-

nik geraten und über die Kleine herfallen. Einer, ein räudiger Köter mit vernarbtem Schädel, war so groß, daß er ihr mit einem einzigen Biß das Genick brechen könnte.

»Ist er da unten?« fragte der Cop.

»Weiß ich nicht. Holen Sie einen Notarzt. Er soll sich oben bereit halten. Niemand kommt hier runter.«

»Verstanden.«

Sachs schwenkte den Lauf der Waffe von einem Tier zum anderen und setzte sich langsam in Bewegung. Nach und nach wurden die Hunde auf sie aufmerksam und wandten sich von Pammy ab. Das kleine Mädchen war lediglich eine Beute, Sachs hingegen stellte eine Bedrohung dar. Sie grollten und knurrten, scharrten unruhig mit den Vorderläufen und spannten die Muskeln an, als wollten sie sich jeden Moment auf sie stürzen.

»Ich hab' Angst«, sagte Pammy mit schriller Stimme, worauf die Tiere sich wieder ihr zuwandten.

»Schhhh, mein Schatz«, sagte Sachs besänftigend. »Nichts sagen. Sei still.«

»Mami. Ich will zu meiner Mami!« Ihr gellendes Geschrei erregte die Hunde noch mehr. Sie tänzelten herum und bewegten knurrend die Schnauzen hin und her.

»Ruhig, ganz ruhig...«

Sachs wich nach links aus. Die Hunde standen ihr direkt gegenüber und fixierten ihre Augen, die ausgestreckte Hand, die Waffe. Das Rudel teilte sich. Die einen blieben bei Pammy, einige andere schllichen um Sachs herum und versuchten, ihr in den Rücken zu fallen.

Sie schob sich zwischen die Kleine und die drei Hunde, die ihr am nächsten waren.

Die Glock schwang hin und her, wie ein Pendel. Die Tiere ließen die schwarze Waffe nicht aus den Augen.

Ein Hund, ein räudiger, gelber Köter, knurrte und pirschte sich von rechts an Sachs heran.

Die Kleine wimmerte. »Mami...«

Sachs bewegte sich ganz langsam. Sie bückte sich, bekam mit der linken Hand das Sweatshirt des Kindes zu fassen und zog Pammy hinter sich. Der gelbe Hund rückte näher.

»Kusch«, sagte Sachs.

Noch näher.

»Hau ab!«

Die anderen verharnten gespannt, als der gelbe Hund seine spitzen Zähne fletschte.

»Weg mit dir, verflucht noch mal!« herrschte Sachs ihn an und schlug ihm mit der Glock auf die Schnauze. Der Hund fuhr zurück, winselte und sprang die Treppe hinauf.

Pammy kreischte, und die Hunde drehten endgültig durch. Geifern und schnappend fielen sie übereinander her. Ein mit Narben übersäter Rottweiler bekam einen zotteligen kleinen Köter zu fassen und schleuderte ihn unmittelbar vor Sachs zu Boden. Sie stampfte neben dem dünnen braunen Vieh auf, worauf das Tier hochsprang und die Treppe hinaufraste. Die anderen hetzten hinter ihm her wie Windhunde hinter dem Hasen.

Pammy fing an zu schluchzen. Sachs ging neben ihr in die Hocke und suchte mit ihrer Lampe ein weiteres Mal den Keller ab. Keine Spur von dem Unbekannten.

»Ist ja gut, mein Schatz. Bald bist du wieder daheim. Alles wird gut. Dieser Mann? Kannst du dich an ihn erinnern?«

Sie nickte.

»Ist er weggegangen?«

»Ich weiß nicht. Ich will zu meiner Mami.«

Sie hörte die Rückmeldungen der Kommandotrupps. Erdgeschoß und erster Stock waren gesichert. »Was ist mit dem Taurus und dem Taxi?« fragte Sachs. »Irgendwo zu sehen?«

»Die sind weg«, antwortete einer der Männer. »Er hat sich vermutlich abgesetzt.«

Er ist nicht da, Amelia. Das wäre unlogisch.

»Keller gesichert?« rief jemand von oben.

»Ich bin noch am Absuchen. Einen Moment.«

»Wir kommen runter.«

»Auf keinen Fall«, sagte sie. »Wir haben es hier mit einem ziemlich unberührten Tatort zu tun, und ich möchte, daß er so bleibt. Schickt nur den Notarzt runter, damit er sich um die Kleine kümmert.«

Der Notarzt, ein junger Mann mit sandfarbenen Haaren, stieg die Treppe hinab und kauerte sich neben Pammy

Erst jetzt bemerkte Sachs die Fußspur, die in den hinteren Teil des Kellers führte - zu einer niedrigen, schwarz gestrichenen Eisentür. Sie folgte ihr auf indirektem Weg, wie Rhyme es ihr beigebracht hatte, damit die Abdrücke erhalten blieben, und kauerte sich nieder. Die Tür stand einen Spalt offen, und dahinter befand sich scheinbar eine Art Tunnel, dunkel, aber nicht pechschwarz, der zu einem anderen Haus führte.

Ein Fluchtweg. Dieser Mistkerl.

Mit den Knöcheln der linken Hand stieß sie die Tür weiter auf. Keinerlei Quietschen. Sie spähte in den Tunnel. Ein schummriges Licht, etwa sechs bis acht Meter entfernt. Kein Schatten, keine Bewegung.

»Streife 5885 an Einsatzleitung«, meldete sich Sachs über Funk.

»Berichten Sie. Kommen«, antwortete Haumann kurz.

»Ich habe einen Tunnel entdeckt, der nach Süden in ein Nachbargebäude führt. Lassen Sie die Fenster und Türen überwachen.«

»Wird gemacht. Kommen.«

»Ich gehe rein«, erklärte sie.

»In den Tunnel? Wir schicken Ihnen Verstärkung, Sachs.«

»Abgelehnt. Ich möchte nicht, daß der Tatort zertrampelt wird. Es reicht, wenn jemand auf die Kleine aufpaßt.«

»Wiederholen Sie das.«

»Nein. Keine Verstärkung.«

Sie schaltete die Lampe aus und kroch hinein.

Auf einen Einsatz als Tunnelratte war sie auf der Akademie nicht

vorbereitet worden. Aber Nick hatte ihr einiges darüber erzählt, wie man sich bei einer Durchsuchung verhielt, wenn Gefahr im Verzug war. Die Waffe dicht am Körper halten, nicht zu weit vorstrecken, sonst kann sie einem aus der Hand geschlagen werden. Drei kurze Schritte vorwärts, abwarten. Horchen. Noch zwei Schritte. Abwarten. Horchen. Das nächstmal vier Schritte. Nichts Vorhersehbares tun.

Verdammtd, war das dunkel.

Und woher kam dieser *Geruch*? Sie schüttelte sich angewidert, als ihr der scharfe, faulige Gestank in die Nase stieg.

Einen Moment lang meinte sie vor Beklemmung kaum atmen zu können, und sie mußte kurz die Augen schließen, sich konzentrieren, durfte nicht an diese erdrückend engen Mauern denken. Die Angst verging, aber der Geruch wurde schlimmer. Sie mußte würgen.

Ruhig, Mädchen. Ganz ruhig!

Sachs nahm sich zusammen und ging weiter.

Und was war das für ein Geräusch? Irgendwas Elektrisches. Eine Art Summen. Auf- und abschwellend.

Noch drei Meter bis zum anderen Ende des Tunnels. Dahinter konnte sie einen großen Kellerraum erkennen. Düster, aber nicht so dunkel wie der, in dem Pammy festgehalten worden war. Durch ein verrußtes Fenster fiel etwas Licht ein. Sie sah Staubfäden durch die Dämmerung tanzen.

Nein, nein, Mädchen - du hast die Waffe zu weit vorgestreckt. Ein Fußtritt, und sie ist weg. Halt sie dicht am Kopf. Geh so tief wie möglich runter, leg dicht leicht zurück! Mit den Armen zielen, mit dem Hintern abstützen.

Dann war sie an der Tür.

Wieder mußte sie würgen, versuchte das Geräusch zu unterdrücken.

Erwartete er sie nun oder nicht?

Kurz den Kopf vorstrecken, schnell einen Blick riskieren. Sie hatte

einen Helm auf. Bis auf Stahlmantel- und Teflongeschosse hielt der alles auf. Der Unbekannte hatte eine .32er. Eine Damenwaffe.

In Ordnung. Denk nach. Wohin schaust du zuerst?

Die Dienstanweisungen für Streifenpolizisten nutzten in diesem Fall nichts, und auch Nick hatte ihr keinen guten Ratschlag zu bieten. Wirf eine Münze.

Links.

Sie reckte kurz den Kopf vor, warf einen Blick nach links. Zog sich wieder in den Tunnel zurück.

Sie hatte nichts gesehen. Nur eine nackte Wand, Schatten.

Wenn er auf der anderen Seite war, hatte er sie entdeckt und konnte in aller Ruhe Ziel nehmen.

Okay, scheiß drauf. Mach einfach. Schnell.

Wenn man in Schwung ist...

Sachs hechtete nach vorn.

... kriegt einen keiner.

Sie schlug hart auf, rollte sich ab. Fuhr herum.

Sie sah eine Gestalt, die sich rechts von ihr im dunklen Winkel unter dem Fenster versteckt hatte. Sie legte die Waffe an und drückte ab. Dann erstarnte sie.

Amelia Sachs keuchte.

O mein Gott...

Wie gebannt starre sie auf die Leiche der Frau, die mit dem Oberkörper an der Wand lehnte.

Sie war schlank, hatte dunkelbraune Haare, ein hageres Gesicht, kleine Brüste, knochige Arme. Zahllose Fliegen wimmelten auf ihr herum - daher das Summen, das Sachs gehört hatte.

Der Unterleib jedoch war ... nicht mehr vorhanden. Nur noch blanke Knochen, das Becken, das Steißbein, die Oberschenkel, bis zu den Füßen. Sämtliches Fleisch war in dem widerwärtigen Bad abgelöst worden, neben dem sie ruhte. Irgendeine Art Lauge oder Säure. Die Dämpfe brannten in Sachs' Augen, und vor Entsetzen - und auch Wut - drehte sich ihr schier der Magen um.

Ach, du armes Ding.

Vergebens versuchte Sachs die Fliegen abzuwehren, die über sie herfielen.

Die Frau hatte die Hände geöffnet, Handteller nach oben, so als meditiere sie. Ihre Augen waren geschlossen. Neben ihr lag ein lila Joggingoutfit.

Sie war nicht das einzige Opfer.

Neben einem ähnlichen Behältnis - offenbar älteren Datums, ohne die Säure - lag eine weitere Leiche, diesmal völlig skelettiert. Ein Unterarm samt Hand fehlte. Und dahinter war noch eine - diesmal kein vollständiges Skelett, sondern zerteilt, die Knochen von allen Fleischresten befreit, blank poliert und sorgfältig am Boden ausgebreitet.

Und dann hörte sie hinter sich etwas.

Ein Atemzug. Leise, aber unverkennbar. Jemand holte tief Luft.

Sie fuhr herum, wütend auf sich, weil sie nicht aufgepaßt hatte.

Doch vor ihr lag nur der leere Kellerraum. Sie leuchtete den Steinfußboden ab, auf dem man mit bloßem Auge keine Fußspuren erkennen konnte.

Wieder die Atemgeräusche.

Wo steckte er? Wo?

Sachs ging tiefer in die Hocke, ließ den Lichtstrahl über die Wände wandern, auf und ab ... Nichts.

Wo, zum Teufel, steckte er? In einem anderen Tunnel? Einem Ausgang zur Straße?

Sie suchte wieder den Boden ab, meinte eine undeutliche Spur zu sehen, die zu einem dunklen Winkel führte. Sie folgte ihr.

Hielt inne. Horchte.

Atemgeräusche?

Ja. Nein.

Sie fuhr herum und starrte wieder auf die tote Frau.

Komm schon!

Blick voraus.

Langsam weitergehen.

Nichts. Wieso höre ich ihn, kann ihn aber nicht sehen?

Vor ihr war massives Mauerwerk. Ohne Türen und Fenster. Sie zog sich ein Stück zurück.

Irgendwie fielen ihr Lincoln Rhymes Worte wieder ein. *Ein Tatort ist dreidimensional*.

Sachs richtete die Taschenlampe nach oben. Sah die schimmernden Zähne eines großen Dobermanns. Er hockte allenfalls einen halben Meter von ihr entfernt auf einem Mauersims. Lauerte ihr auf wie eine Wildkatze.

Einen Moment lang waren sie beide wie erstarrt.

Sachs zog instinktiv den Kopf ein, doch ehe sie die Waffe hochreißen konnte, stürzte sich das Tier auf sie. Seine Zähne glitten am Helm ab. Dann packte er den Riemen, schüttelte wie wild den Kopf hin und her, als sie rücklings neben die mit Säure gefüllte Grube fielen, und versuchte ihr das Genick zu brechen. Die Pistole flog ihr aus der Hand.

Der Hund verbiß sich in den Helmriemen, schlug mit den Hinterläufen um sich, grub die Krallen in die Weste, in ihren Bauch, die Schenkel. Sie hämmerte mit den Fäusten auf ihn ein, doch es war, als schlüge man auf ein Stück Holz ein - es zeigte keinerlei Wirkung.

Dann ließ er den Helmriemen los, zog sich zurück und schnappte nach ihrem Gesicht. Sie riß den linken Arm hoch, spürte, wie er die Zähne in ihr Fleisch schlug, zückte das Taschenmesser und stieß ihm die Klinge in die Rippen. Er heulte auf, sprang zurück und raste auf den Durchgang zu.

Sachs suchte ihre Pistole und nahm die Verfolgung auf. Sie stürmte auf der anderen Seite aus dem Tunnel heraus, sah gerade noch, wie das verletzte Tier auf Pammy und den Notarzt zuhielt, der wie erstarrt dastand, als der Dobermann zum Sprung ansetzte.

Sachs ging in die Hocke und drückte zweimal ab. Eine Kugel traf das Tier am Hinterkopf, die andere schlug in die Ziegelmauer. Zuckend brach der Hund zu Füßen des Notarztes zusammen.

»Schußwechsel«, hörte sie über Funk, und im nächsten Moment stürmte ein halbes Dutzend Männer die Treppe herunter, zogen den Hund weg und gingen rund um das Mädchen in Stellung.

»Alles in Ordnung!« rief Sachs. »Das war ich!«

Die Männer standen wieder auf.

Pammy kreischte: »Der Hund ist tot«, schrie sie. »Sie hat den Hund umgebracht!«

Sachs steckte ihre Pistole wieder ein und setzte sich die Kleine auf die Hüfte.

»Mami!«

»Bald siehst du deine Mami wieder«, sagte Sachs. »Wir rufen sie gleich an.«

Sobald sie oben war, setzte sie Pammy ab und wandte sich an einen in der Nähe stehenden Polizisten. »Ich habe meinen Handschel-lenschlüssel verloren. Könnten Sie ihr die bitte abnehmen? Schließen Sie sie über einem Bogen Zeitungspapier auf, wickeln Sie sie darin ein und stecken Sie das Päckchen in einen Plastikbeutel.«

Ihr Ansprechpartner verdrehte die Augen. »Hör mal, Herzchen, such dir gefälligst irgend 'nen Grünschnabel, wenn du jemand rumkommandieren willst.« Damit entfernte er sich.

»Sie da, hören Sie«, brüllte Bo Haumann. »Tun Sie gefälligst, was sie sagt.«

»Sir«, protestierte er. »Ich bin vom Spezialeinsatzkommando.«

»Gute Nachrichten«, versetzte Sachs. »Ab jetzt sind Sie bei der Spurensicherung.«

Carole Ganz lag in einem beige gestrichenen Zimmer, starre an die Decke und dachte daran, wie sie und Pammy und ein Haufen Freunde vor ein paar Wochen bei Kate und Eddie droben in Wisconsin ums Lagerfeuer gesessen, miteinander geplaudert, Geschichten erzählt und Lieder gesungen hatten.

Kates Stimme war nicht besonders, aber Eddie konnte singen, als hätte er sein Leben lang nichts anderes gemacht. Er hatte sämtliche

Gitarrengiffe drauf. Ihretwegen hatte er Carole Kings »Tapestry« angestimmt, und Carole hatte unter Tränen mitgesungen. Damals hatte sie gedacht, daß sie vielleicht, nur vielleicht, über Rons Tod hinwegkommen und weiterleben könnte.

Sie wußte noch genau, was Kate in dieser Nacht gesagt hatte: »Wenn man wütend ist, muß man seine Wut zusammennehmen und ihr Ausdruck verleihen. Verstehst du? Du mußt deine Wut rauslassen. Du darfst sie nicht in dich reinfressen. Laß sie raus.«

Tja, jetzt war sie wütend. Fuchsteufelwild.

Irgendein junger Kerl - ein Scheißschwachkopf - hatte ihr den Mann genommen, ihn von hinten erschossen. Und jetzt war ihre Tochter in der Hand eines Irren. Sie hätte aus der Haut fahren können. Mußte sich mit aller Macht zusammennehmen, denn am liebsten hätte sie getobt und geschrien und alles, was ihr in die Finger kam, an die Wand geschmissen.

Sie ließ sich zurücksinken und bettete vorsichtig die gebrochene Hand auf ihren Bauch. Sie hatte ein Demerol genommen, das zwar die Schmerzen linderte, aber geschlafen hatte sie noch nicht. Sie hatte den ganzen Tag lang nur herumgelegen, gelegentlich versucht, Kate und Eddie zu erreichen, und ansonsten auf eine Nachricht von Pammy gewartet.

Sie sah Ron vor sich, und wieder packte sie die Wut. Sie sah förmlich, wie sie ihre ganze Wut zusammennahm, sie in eine Kiste stopfte, verschnürte und gut verpackte ...

Und dann klingelte das Telefon. Sie starrte es einen Moment lang an, dann riß sie den Hörer von der Gabel.

»Hallo?«

Es war die Polizistin, die ihr mitteilte, daß sie Pammy gefunden hatten. Sie sei jetzt im Krankenhaus, ansonsten aber wohllauf. Kurz darauf kam Pammy selber ans Telefon, und beide weinten und lachten zugleich.

Zehn Minuten später saß sie auf dem Rücksitz eines schwarzen Polizeiwagens und war unterwegs zum Manhattan Hospital.

Carole rannte den Korridor entlang, bis sie unverhofft von einem Wachposten aufgehalten wurde. Hatten die den Scheißkerl etwa immer noch nicht geschnappt? Doch sobald sie ihre Tochter sah, dachte sie nicht mehr an ihn, dachte nicht mehr an die entsetzliche Taxifahrt, an den brennenden Keller. Sie schloß die Kleine in die Arme.

»Oh, mein Schatz, du hast mir ja so gefehlt! Geht's dir gut? Wirklich?«

»Die Frau da, die hat einen Hund umgebracht...«

Carole drehte sich um und sah die große, rothaarige Polizistin im Zimmer stehen, die gleiche, die sie aus dem Keller unter der Kirche befreit hatte.

»... aber das war gut so, weil mich das Hündchen nämlich fressen wollte.«

Carole umarmte Sachs. »Ich weiß nicht, was ich sagen soll... Ich, äh ... bedanke mich einfach. Vielen, vielen Dank.«

»Pammy fehlt nichts weiter«, sagte Sachs. »Ein paar Schrammen - aber nichts Ernstes. Und sie hat eine leichte Erkältung.«

»Mrs. Ganz?« Ein junger Mann kam ins Zimmer und brachte einen Koffer und einen gelben Rucksack. »Detective Banks«, stellte er sich vor. »Wir haben Ihre Sachen gefunden.«

»Oh, Gott sei Dank.«

»Fehlt irgend etwas?« fragte er.

Sorgfältig durchsuchte sie den Rucksack. Alles war noch da. Das Geld, Pammys Puppe, die Knetmasse, Mr. Potatoe Head, die CDs, der Radiowecker... Er hatte nichts mitgehen lassen... Moment. »Ich glaube, da fehlt ein Foto. Ich bin mir nicht ganz sicher. Aber ich meine, das waren mehr. Hier kommt's ja wohl auf alles an.«

Banks ließ sich von ihr den Empfang bestätigen.

Ein junger Assistenzarzt kam ins Zimmer. Er alberte mit Pammy herum, ließ Pu-den-Bären tanzen und maß nebenbei ihren Blutdruck.

»Wann darf sie wieder raus?« fragte Carole.

»Tja, wir würden sie gern ein paar Tage hierbehalten. Für alle Fälle ...«

»Ein paar Tage? Aber ihr fehlt doch nichts.«

»Sie hat eine leichte Bronchitis, die ich gern im Auge behalten möchte. Außerdem ...« - er senkte die Stimme - »wollen wir einen Spezialisten für Kindsmißbrauch hinzuziehen. Nur zur Sicherheit.«

»Aber sie wollte doch morgen mit mir kommen. Zu den UN-Feierlichkeiten. Ich hab's ihr versprochen.«

»Hier können wir sie leichter bewachen«, erwiderte die Polizistin.

»Wir wissen nicht, wo sich der Entführer aufhält. Wir stellen auch jemanden zu Ihrem Schutz ab.«

»Wenn Sie meinen. Darf ich ein bißchen bei ihr bleiben?«

»Na klar«, sagte der junge Arzt. »Sie können hier übernachten. Wir stellen eine Liege rein.«

Dann war Carole wieder allein mit ihrer Tochter. Sie saß auf der Bettkante und schloß sie in die Arme. Einen Moment lang mußte sie wieder daran denken, wie er, dieser Irre, sie betatscht hatte. Wie er sie angeguckt hatte, als er gefragt hatte, ob er ihr die Haut... Carole schüttelte sich und fing an zu weinen.

Pammy war es, die sie wieder zur Besinnung brachte. »Mami, erzähl mir eine Geschichte ... Nein, nein, sing mir was vor. Sing das Lied mit dem Freund. Bitte?«

»Aha«, sagte Carole, »das willst du also hören.«

»Ja!«

Carole nahm die Kleine auf den Schoß und stimmte »You've Got a Friend« an. Pammy sang den Textstellenweise mit.

Es war eins von Rons Lieblingsliedern gewesen, und in den letzten zwei Jahren hatte sie keine zwei Takte davon hören können, ohne in Tränen auszubrechen.

Doch heute sangen sie und Pammy sämtliche Strophen, und sie hielten sogar einigermaßen die Tonart, lachten dabei und mußten überhaupt nicht weinen.

DREIUNDDREISSIG

Amelia Sachs war endlich wieder in ihrem Apartment in Carroll Gardens im Stadtteil Brooklyn.

Genau sechs Straßen von ihrem Elternhaus entfernt, in dem ihre Mutter noch wohnte. Sobald sie heimkam, rief sie sie an.

»Mama. Ich bin's. Ich möchte mit dir zum Brunch ins Plaza gehen. Am Mittwoch. Das ist mein freier Tag.«

»Weshalb? Um deine neue Anstellung zu feiern? Wie ist es in der Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit? Du hast deswegen noch gar nicht angerufen.«

Ein kurzes Auflachen. Sachs wurde klar, daß ihre Mutter gar nicht wußte, was sie in den letzten anderthalb Tagen gemacht hatte.

»Hast du die Nachrichten verfolgt, Mama?«

»Ich? Ich bin eine heimliche Verehrerin von Brokaw, das weißt du doch.«

»Hast du von dem Kidnapper gehört, der in den letzten Tagen sein Unwesen getrieben hat?«

»Wer hätte das nicht?... Was willst du damit sagen, mein Schatz?«

»Ich weiß alles aus erster Hand.«

Und sie erzählte ihrer erstaunten Mutter die ganze Geschichte - von Lincoln Rhyme, der Rettung der Geiseln und, mit einigen Abstrichen, von den Tatorten.

»Amie, dein Vater wäre so stolz auf dich.«

»Also, melde dich am Mittwoch krank. Im Plaza, okay?«

»Kommt nicht in Frage, Liebes. Spar lieber dein Geld. Ich habe Waffeln und Sahnecreme im Eisfach. Du kannst zu mir kommen.«

»So teuer ist das doch gar nicht, Mama.«

»Nicht teuer? Es kostet ein *Vermögen*.«

»Tja. He«, sagte Sachs und versuchte, so spontan wie möglich zu klingen, »du magst doch das Pink Teacup, oder?«

Ein kleines Lokal im West Village, in dem man für wenig Geld große Teller mit Pfannkuchen und Eiern aufgetischt bekam.

Kurzes Schweigen.

»Das wäre nett.«

Es war eine Taktik, die Sachs schon seit Jahren mit Erfolg anwendete.

»Ich muß mich ein bißchen ausruhen, Mama. Ich ruf dich morgen wieder an.«

»Du arbeitest zuviel, Amie. Dieser Fall ... es war doch nicht gefährlich, oder?«

»Ich habe nur den technischen Kram gemacht, Mama. Tatortarbeit. Es gibt nichts, was sicherer wäre.«

»Und sie haben eigens nach *dir* verlangt!« sagte ihre Mutter. »Dein Vater wäre ja so stolz auf dich«, wiederholte sie dann.

Sie legten auf, und Sachs ging in ihr Schlafzimmer und ließ sich aufs Bett fallen.

Nachdem sie Pammy und ihre Mutter verlassen hatte, hatte Sachs die beiden anderen überlebenden Opfer besucht. Monelle Gerger, verbunden, verpflostert und mit Anti-Tollwut-Serum vollgepumpt, war aus der Klinik entlassen worden und wollte zu ihrer Familie nach Frankfurt zurückkehren, »aber nur für die restlichen Sommermonate«, wie sie ausdrücklich erklärte. »Nicht für immer, müssen Sie wissen.« Und sie hatte auf ihre Stereoanlage und die CD-Sammlung in ihrem heruntergekommenen Apartment im Deutschen Haus gedeutet, wie zum Beweis dafür, daß sie sich durch nichts und niemanden, auch nicht durch einen Psychopathen, für immer aus der Stadt vertreiben ließe.

William Everett war noch im Krankenhaus. Nicht wegen des gebrochenen Fingers natürlich, der war nicht weiter schlimm, aber sein

Herz hatte ihm wieder zu schaffen gemacht. Sachs erfuhr zu ihrer Verwunderung, daß er Vorjahren ein Geschäft in Hell's Kitchen besessen hatte, und meinte, er könnte ihren Vater gekannt haben. »Ich habe sämtliche Streifenpolizisten gekannt«, sagte er. Sie schlug ihre Brieftasche auf und zeigte ihm ein Bild ihres Vaters in Ausgehuniform. »Ich glaube schon. Bin mir nicht ganz sicher. Aber ich glaube schon.«

Es waren Anstandsbesuche gewesen, aber Sachs hatte dennoch ihr Notizbuch mitgenommen. Doch keins der Opfer hatte ihr etwas Neues über Nummer 238 mitteilen können.

Sachs warf einen Blick aus dem Fenster ihres Apartments. Sie sah, wie die Gingkos und die Ahornbäume von einem jähnen Windstoß geschüttelt wurden. Sie zog ihre Uniform aus, kratzte sich unter den Brüsten - wo es immer noch wie verrückt juckte, nachdem sie die ganze Zeit in der kugelsicheren Weste eingezwängt gewesen war. Sie schlüpfte in einen Bademantel.

Der Unbekannte konnte allenfalls geahnt haben, daß sie ihm auf den Fersen waren, doch das hatte ihm genügt. Sein Unterschlupf in der Van Brevoort Street war völlig ausgeräumt. Obwohl der Vermieter gesagt hatte, daß er bereits letzten Januar dort eingezogen war - unter falschem Namen, wie sie erfuhren, was sie nicht sonderlich überraschte -, hatte Nummer 238 seine ganze Habe mitgenommen, einschließlich des Mülls. Nachdem Sachs den Tatort untersucht hatte, hatte sich die Fingerabdruckabteilung der New Yorker Polizei das Haus vorgenommen und jeden Winkel eingestäubt. Bislang waren die Ergebnisse wenig ermutigend.

»Sieht aus, als hätte er sogar beim Kacken Handschuhe angehabt«, hatte Banks ihr mitgeteilt.

Eine motorisierte Streife hatte das Taxi und den Taurus gefunden. Nummer 238 hatte es wiederum schlau angestellt und sie an der Avenue D, Ecke Neunte Straße abgestellt. Sellittos Ansicht nach hatte es allenfalls sieben bis acht Minuten gedauert, bis sie von einer der Banden in der Gegend bis aufs Chassis ausgeschlachtet worden waren.

Die Einzelteile - und damit auch jede Spur, die sich möglicherweise hätte auffinden lassen - waren mittlerweile vermutlich auf ein gutes Dutzend illegaler Werkstätten in der ganzen Stadt verteilt.

Sachs schaltete den Fernseher ein und suchte eine Nachrichtensendung. Nichts über die Entführungen. In sämtlichen Beiträgen ging es um die Eröffnungsfeierlichkeiten der UN-Friedenskonferenz.

Sie sah Bryant Gumbel, sah den UN-Generalsekretär, einige Botschafter aus Ländern des Nahen Ostens, und sie schaute sich alles wie gebannt an, obwohl es sie nur am Rande interessierte. Sie verfolgte sogar die Werbung, als wolle sie sich jeden einzelnen Spot einprägen.

Denn an eins wollte sie auf gar keinen Fall denken - an ihre Vereinbarung mit Lincoln Rhyme.

Die Sache war klar. Nun, da Carole und Pammy in Sicherheit waren, mußte sie ihren Teil der Abmachung einhalten. Ihn eine Stunde mit Dr. Berger allein lassen.

Nun, was diesen Berger anging... Der hatte ihr ja überhaupt nicht gefallen. Ein einziges großes Ego, das konnte man an seiner ganzen Haltung erkennen, an der gedrungenen Sportlerfigur, dem ausweichenden Blick. Die schwarzen Haare tadellos gekämmt. Teure Kleidung. Warum hatte Rhyme sich nicht jemanden wie Kevorkian gesucht? Er mochte zwar ein bißchen schrullig sein, aber wenigstens strahlte er eine gewisse großväterliche Weisheit aus.

Sie schloß die Augen.

Die Toten ruhen lassen ...

Eine Abmachung war eine Abmachung. Aber verdammt noch mal, Rhyme ...

Tja, sie konnte ihn nicht einfach sterben lassen, ohne zumindest einen letzten Versuch zu unternehmen. Er hatte sie in seinem Schlafzimmer überrumpelt. Sie war durcheinander gewesen. Ihr waren keine guten Gegenargumente eingefallen. Montag. Bis morgen hatte sie Zeit, ihn dazu zu überreden, es nicht zu tun. Oder wenigstens noch eine Weile zu warten. Einen Monat. Verdammt, einen Tag.

Was sollte sie ihm sagen? Sie könnte sich ihre Einwände notieren.

Eine kleine Ansprache verfassen.

Sie schlug die Augen auf, stieg aus dem Bett und wollte einen Stift und etwas Papier suchen. Ich könnte —

Sachs erstarre und keuchte laut auf.

Er trug dunkle Kleidung, die Skimaske und schwarze Handschuhe. Nummer 238 stand mitten in ihrem Schlafzimmer.

Instinktiv wollte sie zum Nachttisch greifen - zu ihrer Glock und dem Messer. Doch er war darauf gefaßt. Rasch holte er mit der Schaufel aus und erwischte sie seitlich am Kopf. Ein gelbes Licht explodierte in ihrem Schädel.

Sie war auf allen vieren, als er ihr in die Rippen trat, worauf sie zusammenbrach und, mühsam nach Luft schnappend, auf dem Bauch liegenblieb. Sie spürte, wie er ihre Hände auf dem Rücken fesselte, wie er ihr einen Streifen Klebeband über den Mund zog. Schnell und gekonnt. Er wälzte sie auf den Rücken. Ihr Bademantel klaffte auf.

Sie trat wie wild um sich, zerrte wie eine Wahnsinnige an den Handschellen.

Ein weiterer Schlag in die Magengrube. Würgend blieb sie liegen und regte sich nicht, als er sie ergriff. Er packte sie unter den Achseln und zerrte sie durch die Hintertür hinaus in den großen privaten Garten hinter dem Apartment.

Er wandte den Blick nicht von ihrem Gesicht, achtete gar nicht auf ihre Brüste, den flachen Bauch, die roten Locken an ihrem Unterleib. Jederzeit hätte sie ihm all das geopfert, wenn sie dadurch ihr Leben hätte retten können.

Aber nein, Rhymes Einschätzung war richtig. Was immer auch Nummer 238 antrieb, mit sexueller Lust hatte es nichts zu tun. Er hatte etwas anderes im Sinn. Er warf sie mit dem Gesicht nach oben in ein Beet mit schwarzäugiger Susanne und Buchsbaum, außer Sichtweite der Nachbarn. Keuchend blickte er sich um. Dann ergriff er die Schaufel und stieß das Blatt in die Erde.

Amelia Sachs fing an zu weinen.

Er rieb seinen Hinterkopf am Kissen.

Zwanghaftes Verhalten, hatte ihm ein Arzt einmal erklärt, nachdem er ihn dabei beobachtet hatte - ohne daß Rhyme ihn um seine Meinung gebeten hatte. Sie auch nicht hören wollte. Genaugenommen, dachte Lincoln Rhyme, machte er das gleiche wie Amelia Sachs, wenn sie an ihren Fingernägeln zupfte.

Er drehte den Kopf hin und her, dehnte seine Halsmuskeln, während er auf die Tabelle an der Wand blickte. Rhyme war davon überzeugt, daß sich dort, vor seinen Augen, die ganze Geschichte verbarg, die das wahnwitzige Verhalten des Mannes erklärte. In diesen schwarzen Buchstaben, der schwungvollen Handschrift - und zwischen den Zeilen. Aber er konnte das Ende der Geschichte nicht erkennen. Noch nicht.

Wieder ließ er den Blick über die Anhaltspunkte schweifen. Es gab für alles eine Erklärung, von ein paar Ausnahmen abgesehen.

Die Narbe am Finger.

Der Knoten.

Das Aftershave.

Die Narbe nutzte ihnen gar nichts, solange sie keinen Verdächtigen hatten, dessen Finger sie untersuchen konnten. Und mit dem Knoten hatten sie bislang auch noch kein Glück gehabt - abgesehen davon, daß es sich nach Ansicht des adretten Banks um keinen Seemannsknoten handelte.

Was war mit dem billigen Aftershave? Normalerweise sollte man annehmen, daß sich ein Täter nicht parfümierte, wenn er jemanden entführen wollte. Warum also hatte er es getragen? Rhyme konnte daraus nur einmal mehr schließen, daß er einen anderen verräterischen Geruch überdecken wollte. Er ging alle Möglichkeiten durch: Essen, Alkohol, Chemikalien, Tabak ...

Er kam sich beobachtet vor und schaute nach rechts.

Die Augenhöhlen des Klapperschlängenskeletts waren auf das Clintron gerichtet. Dieser Hinweis fiel aus der Reihe. Er erfüllte keinerlei Zweck, damit wollte er sie lediglich verhöhnen.

Irgend etwas kam ihm in den Sinn. Mit Hilfe seines mühseligen Umblättergeräts schlug Rhyme langsam zurück, bis er in *Berühmte Kriminalfälle aus dem alten New York* wieder auf das Kapitel über James Schneider stieß. Er fand die Stelle, die ihm wieder eingefallen war.

Ein wohlbekannter Seelenheilkundiger (ein Fachmann auf dem Gebiet der »Psychologie«, von der neuerdings so häufig die Rede ist) vertrat die Meinung, daß es Schneider in letzter Konsequenz gar nicht darum gegangen sei, seinen Opfern etwas anzutun. Der Schurke - so ließ dieser gelehrte Doktor anklingen - habe vielmehr Rache an jenen gesucht, die ihm seiner Meinung nach ein Leid angetan hatten: die städtische Polizei, vielleicht gar die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit.

Wer vermag schon zu sagen, woher dieser Haß rührte? Vermutlich blieben seine Ursprünge, wie einst die Quellen des Nils, aller Welt verborgen - möglicherweise sogar dem Schurken selbst. Ein Grund dafür mag ein kaum bekannter Vorfall aus Schneiders Jugend sein: Im zarten Alter von zehn Jahren mußte Schneider mit ansehen, wie sein Vater von Konstablern abgeführt und ins Gefängnis geworfen wurde, wo er bald darauf verstarrt - wegen eines Raubes, den er, wie man später feststellte, nicht begangen hatte. Infolge dieser unglückseligen Festnahme geriet die Mutter vom Pfade der Tugend ab, trieb sich auf der Straße herum und verließ ihren Sohn, weshalb dieser in einer staatlichen Heimstatt aufwuchs.

Beging dieser Wahnsinnige seine abscheulichen Verbrechen vielleicht nur deshalb, weil er nämlich der Obrigkeit, welche seine Familie so leichtfertig zerstört hatte, seinen Hohn und seine Verachtung kundtun wollte?

Wir werden es wohl nie erfahren.

Eins indes scheint klar: Indem er seine Rachegelüste an unschuldigen Bürgern ausließ, rächte sich Schneider auch an der Stadt und ihrer Obrigkeit, deren Unfähigkeit, die eigene Bevölkerung zu schützen, er durch seine Taten aufzeigte.

Lincoln ließ sich wieder ins Kissen sinken und musterte einmal mehr das Täterprofil.

Erde ist schwerer als alles andere.

Aus Erde ist unser Planet gemacht, der staubigen Ablagerung seines ehernen Kerns, und sie erstickt einen nicht, drückt einem nicht die Luft aus der Lunge, sondern sie lastet auf jeder einzelnen Zelle, bis man stirbt, weil man sich nicht mehr regen kann.

Sachs wünschte, sie wäre tot. Sie betete darum. Wollte schnell sterben. Vor Angst oder an einem Herzanfall. Bevor ihr die erste Schaufel voll Erde ins Gesicht klatschte. Sie betete inbrünstiger darum, als Lincoln Rhyme um seine Pillen und den Schnaps gebettelt hatte.

Sachs lag in dem Grab, das der Unbekannte im Garten hinter ihrem Haus ausgehoben hatte, und spürte, wie ihr Körper Stück für Stück zugeschüttet wurde.

Er begrub sie langsam, sadistisch langsam geradezu, warf immer nur eine halbe Schaufel voll Erde auf sie und verteilte sie sorgfältig. Er hatte bei den Füßen angefangen. Jetzt war er bei der Brust angelangt, und sie spürte, wie die Erde unter ihren Bademantel rutschte, über ihre Brüste rieselte.

Immer erdrückender wurde die Last, schwerer und schwerer das Gewicht, das sich auf ihre Lunge legte. Sie konnte nur mehr flach atmen. Er hielt ein-, zweimal inne und schaute sie an, ehe er wieder weitmachte.

Er will zusehen...

Die Hände auf den Rücken gefesselt, reckte sie mühsam den Hals, versuchte den Kopf so hoch wie möglich zu halten.

Dann war ihre Brust vollständig begraben. Die Schultern, der Hals. Die kalte Erde reichte bereits bis an ihr glühend heißes Gesicht, umschloß ihren Kopf so fest, daß sie sich nicht mehr bewegen konnte. Schließlich bückte er sich und riß das Klebeband von ihrem Mund. Sachs wollte schreien, doch er warf ihr eine Handvoll Erde ins Gesicht. Sie erschauderte, mußte würgen. Ihr klangen die Ohren,

und aus irgendeinem Grund fiel ihr ein Lied aus ihrer Kindheit ein - »The Green Leaves of Summer«, ein Song, den ihr Vater ein ums andere Mal auf ihrer alten Anlage gespielt hatte. Ein trauriges Lied, schwermütig und klagend. Sie schloß die Augen. Alles wurde schwarz. Einmal öffnete sie noch den Mund und schluckte wieder eine Ladung Erde.

Die Toten ruhen lassen...

Und dann war sie unter der Erde.

Völlig ruhig. Kein Würgen oder Keuchen - die Erde war absolut schalldicht. Sie hatte keine Luft mehr in der Lunge, hörte keinerlei Ton. Stille, bis auf die schwermütige Melodie und das immer stärker anschwellende Rauschen in ihren Ohren.

Dann ließ der Druck auf ihrem Gesicht nach, und ihr Körper wurde gefühllos, genauso gefühllos wie Lincoln Rhymes. Ihr schwanden die Sinne.

Pechschwarze, tiefe Dunkelheit. Kein tröstendes Wort von ihrem Vater. Kein Ton von Nick... Nicht einmal ein letzter Traum vom Autofahren, wie sie vom fünften in den vierten runterschaltete, den Motor hochjagte.

Nur Schwärze.

Die Toten...

Gewaltige Massen, die auf sie einsanken, nachdrängten, sie erdrückten. Und schließlich doch ein Bild: die Hand, die gestern morgen aus dem Grab geragt hatte, als wollte sie um Gnade flehen. Wo doch keine Gnade zu erwarten war.

Die sie zu sich winkte.

Rhyme, du wirst mir fehlen.

... ruhen lassen...

VIERUNDDREISSIG

Irgend etwas traf sie an der Stirn. Heftig. Sie spürte den Schlag, empfand aber keinen Schmerz.

Was, was war das? Seine Schaufel? Ein Ziegelstein? War Nummer 238 vielleicht in einem Moment des Mitleids zur Einsicht gelangt, daß kein Mensch eines so grauenhaft langsamem Todes sterben sollte ? Wollte er ihr den Schädel einschlagen, die Kehle durchtrennen?

Wieder ein Schlag, dann noch einer. Sie konnte die Augen nicht aufschlagen, nahm aber das Licht wahr, das zunehmend heller wurde. Die Farben. Und die Luft. Sie befreite ihren Mund von den Erdmassen und holte in flachen Atemzügen Luft, soviel sie nur konnte. Hustete, fing an zu würgen, spie aus.

Sie riß die Augen auf, nahm unter Erde und Tränen Lon Sellitto wahr, der über ihr kniete, daneben zwei Notärzte. Einer hatte Latexhandschuhe übergezogen, griff in ihren Mund und entfernte weitere Erdreste, während der andere eine Atemmaske und eine grüne Sauerstoffflasche bereithielt.

Sellitto und Banks schaufelten mit kräftiger Hand die Erde von ihrem Leib, gruben sie weiter aus. Sie zogen sie hoch, so daß ihr der Bademantel von der Schulter glitt und in der Grube liegenblieb. Sellitto, der wußte, wie man mit Frauen umgehen mußte, auch wenn er geschieden war, wandte keusch den Blick ab, während er ihr sein Sakko um die Schultern hängte. Banks schaute hin, aber sie hätte ihn trotzdem knutschen können.

»Habt... Ihr ... ?« keuchte sie, dann wurde sie wieder von einem Hustenanfall geschüttelt.

Sellitto schaute erwartungsvoll zu Banks, der weitaus atemloser wirkte als er. Offenbar war er hinter dem Unbekannten hergerannt. Der junge Detective schüttelte den Kopf. »Entkommen.«

Sie setzte die Atemmaske auf und atmete einen Moment lang reinen Sauerstoff ein.

»Wie?« keuchte sie. »Wie seid ihr daraufgekommen?«

»Rhyme war's«, antwortete er. »Fragen Sie mich nicht, wie. Er hat alle Beteiligten um sofortige Rückmeldung gebeten. Als er gehört hat, daß mit uns alles in Ordnung ist, hat er uns auf schnellstem Weg hierhergeschickt.«

Dann, mit einemmal, ließ die Gefühllosigkeit nach. Und erst jetzt begriff sie, was ihr beinahe widerfahren wäre. Sie ließ die Sauerstoffmaske fallen, wich entsetzt zurück, und während ihr die Tränen aus den Augen strömten, schrie sie voll Angst: »Nein, nein, nein.«

Sie schlug wie wild um sich, als wollte sie das Grauen abschütteln wie einen Bienenschwarm, der sich auf ihr niedergelassen hatte.

»O Gott, o mein Gott... Nein ...«

»Sachs?« rief Banks beunruhigt. »He, Sachs.«

Sellitto winkte den jungen Detective weg. Er legte ihr die Arme um die Schulter, als sie auf alle viere sank, sich heftig übergab, weinte und weinte und die Hände verzweifelt in die Erde grub, als wollte sie es ihr heimzahlen.

Schließlich beruhigte sich Sachs wieder und setzte sich zurück. Sie fing an zu lachen, leise zunächst, doch dann immer lauter, geradezu hysterisch, und zu ihrem Erstaunen stellte sie fest, daß Wolken aufgezogen waren und Regen fiel - schwere, warme Tropfen -, ohne daß sie es bisher wahrgenommen hatte.

Die Arme um seine Schulter geschlungen. Ihr Gesicht an seins gedrückt. Einen ganzen Weile hielt sie ihn eng umschlungen.

»Sachs... o Sachs.«

Sie trat vom Clintron zurück und holte sich einen alten Armsessel aus der hinteren Zimmerecke. Sachs, die eine marineblaue Jog-

ginghose und ein T-Shirt mit der Aufschrift »Hunter College« trug, sank in den Sessel und ließ die eleganten Beine wie ein Schulmädchen über die Armlehne baumeln.

»Wieso wir, Rhyme? Wieso ist er hinter uns her?« Ihre Stimme klang noch immer rauh und heiser.

»Weil die Opfer, die er entführt hat, gar nicht sein eigentliches Ziel sind. Das sind wir.«

»Wer ist wir?« fragte sie.

»Ich bin mir nicht ganz sicher. Die Gesellschaft möglicherweise. Oder die Stadt. Vielleicht auch die UN. Die Polizei. Ich habe noch einmal in seiner Bibel nachgeschlagen - in dem Kapitel über James Schneider. Erinnerst du dich noch an Terrys Theorie, weshalb der Unbekannte diese Hinweise hinterläßt?«

»Weil er uns irgendwie zu Komplizen machen will. Uns einen Teil der Schuld zuschieben will. Weil ihm das Morden dadurch leichter fällt.«

Rhyme nickte, fuhr aber fort: »Ich glaube allerdings nicht, daß dies der Grund ist. Ich glaube, die Hinweise waren eine Art, uns anzugreifen. Jedes tote Opfer bedeutet für uns eine Niederlage.«

In ihrer alten Freizeitkleidung und dem Pferdeschwanz sah Sachs bezaubernder aus denn je zuvor. Doch ihre Augen waren stumpf. Rhyme vermutete, daß sie jeden einzelnen Moment, jede Schaufel voll Erde, die auf sie geworfen worden war, noch einmal durchlebt hatte. Und er fand die Vorstellung, daß sie bei lebendigem Leib begraben worden war, so beunruhigend, daß er den Blick abwenden mußte.

»Was hat er gegen uns?« fragte sie.

»Ich weiß es nicht. Schneiders Vater wurde irrtümlich verhaftet und starb im Gefängnis. Aber bei unserem Unbekannten? Wer weiß. Ich kümmere mich nur um Spuren, nicht -«

»- um Motive«, beendete Amelia Sachs den Satz.

»Warum hat er es jetzt direkt auf uns abgesehen?« fragte Banks und nickte zu Sachs hin.

»Wir haben seinen Schlupfwinkel gefunden und die Kleine gerettet. Ich glaube nicht, daß er so bald mit uns gerechnet hat. Vielleicht ist er einfach nur sauer. Lon, wir brauchen rund um die Uhr Polizeischutz, wir alle. Er hätte sich einfach absetzen können, nachdem wir das Kind gerettet hatten, aber er treibt sich weiter in der Gegend herum, weil er noch mehr Schaden anrichten will. Du und Jerry, ich, Haumann, Polling - er hat uns alle auf dem Kieker, wetten. Perettis Jungs sollen unterdessen rüber zu Sachs' Wohnung. Ich gehe zwar davon aus, daß er keine Spuren hinterlassen hat, aber vielleicht finden sie doch etwas. Er mußte sich erheblich schneller verziehen, als er vorhatte.«

»Ich sollte besser mitgehen«, sagte Sachs.

»Nein«, versetzte Rhyme.

»Ich muß die Tatortarbeit übernehmen.«

»Du mußt dich ausruhen«, befahl er. »Das und nichts anderes, Sachs. Du siehst grauenhaft aus, wenn ich das mal sagen darf.«

»Ganz recht, Officer«, sagte Sellitto. »Das ist ein Befehl. Ich habe Ihnen doch gesagt, daß Sie für heute Schluß machen sollen. Wir haben zweihundert Leute eingesetzt, die nach ihm suchen. Und Fred Dellray hat außerdem noch hundertzwanzig FBI-Agenten aufgeboten.«

»In meinen eigenen vier Wänden hat sich ein Verbrechen zugetragen, und ihr wollt mich den Tatort nicht untersuchen lassen?«

»So ist es«, sagte Rhyme. »Kurz und bündig.«

Sellitto ging zur Tür. »Irgendwelche Einwände, Officer?«

»Nein, Sir.«

»Komm schon, Banks, auf uns wartet Arbeit. Sollen wir Sie mitnehmen, Sachs? Oder vertraut man Ihnen nach wie vor Dienstfahrzeuge an?«

»Nein, danke. Ich hab' meine Karre unten stehen«, erwiderte sie.

Die beiden Kriminalpolizisten gingen. Rhyme hörte ihre Stimmen im Treppenhaus widerhallen. Dann fiel die Haustür ins Schloß.

Rhyme merkte, daß die gleißenden Deckenstrahler an waren. Er klickte mehrere Befehle an und dämpfte das Licht.

Sachs reckte sich.

»Tja«, meinte sie im gleichen Moment, als Rhyme »So« sagte.

Sie warf einen Blick auf die Wanduhr. »Es ist schon spät.«

»Ziemlich.«

Sie stand auf und ging zu dem Tisch, auf dem ihre Handtasche stand. Sie nahm sie an sich. Ließ sie aufschnappen, holte ihre Puder-dose heraus und untersuchte ihre aufgeplatzte Lippe im Spiegel.

»Sieht nicht zu übel aus«, sagte Rhyme.

»Wie Frankenstein's Monster«, sagte sie, während sie die Stelle be-tastete. »Wieso nahmen die zum Nähen keinen fleischfarbenen Zwirn?« Sie steckte die Dose wieder weg und hängte sich die Tasche über die Schulter. »Du hast das Bett verschoben«, stellte sie fest. Es stand näher am Fenster.

»Thom war das. So kann ich auf den Park schauen. Wenn ich möchte.«

»Tja, das ist gut.«

Sie ging zum Fenster. Schautete hinunter.

Ach, in Herrgotts Namen, dachte sich Rhyme. Sag es. Was kann schon passieren? »Magst du hierbleiben«, fragte er rasch. »Ich meine, es ist schon ziemlich spät. Und die Fingerabdruckabteilung stäubt vermutlich noch stundenlang deine Wohnung ein.«

Rhyme spürte, wie ihn unbändige Erwartung durchzuckte. Das verkniff er sich lieber, dachte er, stinksauer auf sich. Bis ihr Gesicht aufstrahlte. »Ja, gern«, sagte sie lächelnd.

»Gut.« Sein Mund zitterte vor Aufregung. »Wunderbar. Thom.«

Musik hören, Scotch trinken. Er könnte ihr vielleicht noch mehr über berühmte Tatorte erzählen. Und als historisch interessierter Mensch wollte er auch etwas über ihren Vater erfahren, über den Po-lizeidienst in den sechziger und siebziger Jahren. Über die damaligen Zustände im berüchtigten Revier von Midtown South.

»Thom!« rief Rhyme. »Hol ein paar Laken. Und eine Decke. Thom! Weiß der Teufel, wo der sich schon wieder herumtreibt. *Thom!*«

Sachs wollte etwas sagen, doch im gleichen Moment tauchte der Adlatus in der Tür auf und sagte unwirsch: »Einmal laut rufen hätte durchaus genügt, Lincoln.«

»Amelia bleibt über Nacht. Würdest du Bettwäsche und Kissen für die Couch holen?«

»Nein, nicht noch mal die Couch«, sagte sie. »Da liegt man wie auf felsigem Boden.«

Rhyme kam sich mit einemmal zurückgewiesen vor. Das hatte er auch schon lang nicht mehr erlebt, dachte er wehmütig. Schicksalsergeben, aber trotzdem lächelnd sagte er: »Unten ist ein Schlafzimmer. Thom wird es für dich herrichten.«

Aber Sachs stellte ihre Handtasche ab. »Schon in Ordnung, Thom. Das ist nicht nötig.«

»Macht keinerlei Umstände.«

»Schon in Ordnung. Gute Nacht, Thom.« Sie ging zur Tür.

»Tja, ich-«

Sie lächelte.

»Aber -«, fing er an und schaute zu Rhyme, der die Stirn runzelte und den Kopf schüttelte.

»Gute Nacht, Thom«, sagte sie bestimmt. »Achten Sie auf Ihre Füße.« Und sie schloß langsam die Tür, während er sich in den Flur zurückzog. Mit einem lauten Klicken fiel sie ins Schloß.

Sachs streifte ihre Schuhe ab und zog die Jogginghose und das T-Shirt aus. Sie trug einen Spitzen-BH und einen weiten Baumwollschlüpfer. Dann stieg sie zu Rhyme ins Clintron - ganz die schöne Frau, die weiß, wann man die Initiative ergreifen muß, wenn man mit einem Mann ins Bett geht.

Sie kuschelte sich in die mit Kugelchen gefüllte Matratze und lachte. »Das ist ja ein heißes Bett«, sagte sie und räkelte sich wie eine Katze. Mit geschlossenen Augen fragte sie schließlich: »Es stört dich doch nicht, oder?«

»Es stört mich überhaupt nicht.«

»Rhyme?«

»Was ist?«

»Erzählst du mir noch was aus deinem Buch, okay? Über ein paar andere Tatorte?«

Er wollte ihr von einem schlauen Massenmörder in Queens berichten, aber kaum eine Minute später war sie eingeschlafen.

Rhyme blickte nach unten und sah, daß ihre Brüste an seinem Leib ruhten, ihre Knie an seinem Schenkel. Zum erstenmal seit Jahren streifte Frauenhaar sein Gesicht. Es kitzelte. Er hatte vergessen, daß so etwas vorkam. Zu seiner Überraschung mußte er feststellen, daß ausgerechnet er, der vorwiegend in der Vergangenheit lebte und so ein gutes Gedächtnis hatte, sich nicht mehr genau daran erinnern konnte, wann er dieses Gefühl zum letztenmal erlebt hatte. Aber er entsann sich undeutlich an so manche Nacht, in der er neben Blaine gelegen hatte - er nahm an, daß es vor dem Unfall gewesen war. Er konnte sich erinnern, daß er sich dazu durchgerungen hatte, das Kitzeln zu ertragen, die Strähen nicht zu entfernen, damit er seine Frau nicht störte.

Natürlich könnte er Sachs' Haar nun nicht wegstreifen, selbst wenn Gott höchstpersönlich es verlangt hätte. Aber er wollte es auch gar nicht beiseite schieben. Ganz im Gegenteil - er wollte das Gefühl bis ans Ende aller Tage auskosten.

FÜNFUNDREISSIG

Am nächsten Morgen war Lincoln Rhyme wieder allein.

Thom war einkaufen gegangen, und Mel Cooper war im IRD-Labor in der Zentrale. Vince Peretti und seine Leute hatten die Tatortarbeit in dem Haus an der Van Brevoort Street und in Sachs' Wohnung abgeschlossen. Sie hatten herzlich wenig Spuren gefunden, doch Rhymes Ansicht nach war das eher auf die Umsicht des Unbekannten zurückzuführen, nicht auf Peretts Unvermögen.

Rhyme wartete auf den Tatortbefundbericht. Aber sowohl Do byns als auch Sellitto glaubten, daß Nummer 238 untergetaucht war - vorübergehend zumindest. Bislang waren keine weiteren Anschläge auf die Polizei verübt worden, und in den letzten zwölf Stunden hatte es auch keine Entführung mehr gegeben.

Sachs' Aufpasser - ein kräftiger Streifenpolizist - hatte sie zu einem Termin bei einem Hals-, Nasen-, Ohrenarzt in einer Klinik in Brooklyn begleitet. Die Erde hatte ihrem Rachen ziemlich zugesetzt. Rhyme hatte ebenfalls einen Leibwächter, einen uniformierten Polizisten vom Zwanzigsten Revier, der vor dem Haus Posten bezogen hatte - ein freundlicher Cop, den Rhyme seit vielen Jahren kannte und mit dem er sich endlos darüber streiten konnte, ob bei der Whiskey- oder Whiskybrennerei irischem oder schottischem Torf der Vorzug zu geben sei.

Rhyme war bester Laune. Er rief über die Gegensprechanlage unten an. »Ich erwarte in zwei Stunden einen Arzt. Sie können ihn durchlassen.«

Ginge in Ordnung, sagte der Cop.

Dr. Berger hatte Rhyme versichert, daß er heute pünktlich kommen werde.

Rhyme ließ sich in das Kissen sinken, und mit einemmal bemerkte er, daß er nicht ganz alleine war. Die Falken liefen am Fenstersims auf und ab. Aufgeregt, obwohl sie ansonsten selten eine Gemütsregung zeigten. Ein weiteres Tiefdruckgebiet war im Anzug. Draußen vor dem Fenster regte sich kein Lüftchen, doch er vertraute den Vögeln - sie waren zuverlässiger als jedes Barometer.

Er warf einen Blick auf die Wanduhr. Elf Uhr vormittags. Hier lag er nun, genau wie vor zwei Tagen, und wartete auf Dr. Berger. So war das Leben, dachte er: Ständig wurde irgend etwas aufgeschoben und hinausgezögert, aber letztendlich, mit Geduld und ein bißchen Glück, erreichte man das, was man wollte.

Er sah zwanzig Minuten lang fern, da er wissen wollte, was über die Entführungen berichtet wurde. Doch sämtliche Sender brachten Sonderbeiträge über den ersten Tag der UN-Konferenz. Rhyme fand es langweilig und suchte weiter, bis er auf eine Wiederholung von *Matlock* stieß, schaltete zurück zu einer hinreißend aussehenden CNN-Reporterin, die vor dem UN-Gebäude stand.

Das Telefon klingelte, und er mußte erst mühsam die ganzen Befehle eingeben, ehe er sich melden konnte. »Hallo.«

Kurzes Schweigen, dann eine Männerstimme. »Lincoln?«

»Ja?«

»Jim Polling hier. Wie geht's?«

Rhyme wurde auf einmal klar, daß er den Captain seit den frühen Morgenstunden des vorigen Tages nicht mehr zu Gesicht bekommen hatte, von der Pressekonferenz im Fernsehen gestern abend einmal abgesehen, wo er dem Bürgermeister und Chief Wilson ständig Stichwörter zugeflüstert hatte.

»Ganz gut. Irgend etwas Neues von unserem Unbekannten?« fragte Rhyme.

»Noch nicht. Aber wir kriegen ihn schon noch.« Er stockte. »Ah, sind Sie allein?«

»Jawohl.«

Eine längere Pause.

»Kann ich kurz vorbeikommen?«

»Klar.«

»In einer halben Stunde?«

»Ich bin zu Hause«, erwiderte Rhyme leutselig.

Er ließ den Kopf in das flauschige Kissen sinken. Sein Blick fiel auf die verschnürte Wäscheleine, die neben dem Täterprofil an der Wand hing. Der Knoten war nach wie vor ein Rätsel. Bevor dieser Fall abgeschlossen wurde, wollte er unter allen Umständen herausfinden, was für ein Knoten das war. Dann fiel ihm ein, daß Polling Sportangler war. Vielleicht kannte er diesen -

Polling. Rhyme dachte nach.

James Polling ...

Schon komisch, daß der Captain auf Rhymes Mitwirken bestanden hatte. Daß er sich so für ihn eingesetzt hatte statt für Peretti, auf den seine Wahl schon aus karrieretaktischen Gründen hätte fallen müssen. Und er mußte auch wieder daran denken, wie Polling Dellray gegenüber die Beherrschung verloren hatte, als der FBI-Agent die Ermittlungen kurzerhand an sich gerissen hatte.

Wenn man's genau bedachte, war es ohnehin unverständlich, daß Polling sich auf diesen Fall eingelassen hatte. Mit jemandem wie Nummer 238 wollte man eigentlich nichts zu schaffen haben, jedenfalls nicht aus freien Stücken - selbst wenn man auf aufsehenerregende Fälle aus war, bei denen man sich auszeichnen konnte. Viel zu groß war das Risiko, daß etwas schiefging, daß man ein Opfer verlor und einen die Presse - und auch die Vorgesetzten - unter Beschuß nahmen.

Polling ... Rhyme entsann sich, wie er in sein Schlafzimmer gestürmt war, sich erkundigt hatte, wie sie vorankamen, und wieder gegangen war.

Sicher, er mußte dem Bürgermeister und dem Chef Bericht erstatten. Aber möglicherweise - der Gedanke kam völlig unverhofft - gab er auch noch jemand anderem Auskunft.

Jemandem, der über den Stand der Ermittlungen auf dem laufenden bleiben wollte. Dem Unbekannten?

Aber wieso, in drei Teufels Namen, sollte Polling etwas mit Nummer 238 zu tun haben? Das war doch -

Und dann kam es ihm.

Könnte Polling der Unbekannte sein?

Natürlich nicht. Das war albern. Lächerlich. Von den Mitteln und dem Motiv einmal abgesehen - er hätte gar nicht die Möglichkeit gehabt. Immerhin war der Captain hier, in Rhymes Schlafzimmer gewesen, zeitweise jedenfalls, als der Kidnapper seine Opfer entführt hatte.

Oder etwa nicht?

Rhyme warf einen Blick auf das Täterprofil.

Dunkle Kleidung, zerknitterte Baumwollhose. Polling hatte in den letzten Tagen dunkle Sachen getragen, sportliche Kleidung. Aber was besagte das schon? Heutzutage war das -

Die Tür unten ging auf und fiel wieder ins Schloß.

»Thom?«

Keine Antwort.

»Lincoln?«

O nein. Verdammmt. Er tastete nach seiner elektronischen Steuerkonsole und fing an zu wählen.

Neun-eins-

Mit dem Kinn schubste er den Cursor auf die zwei.

Schritte auf der Treppe.

Er wollte die Eingabe rückgängig machen, stieß dabei zu heftig an den Joystick und schubste ihn außer Reichweite.

Und dann war Jim Polling in seinem Zimmer. Rhyme hatte gehofft, daß ihn der Wachmann erst benachrichtigen würde. Aber als einfacher Streifenpolizist ließ man einen Captain selbstverständlich passieren.

| Aussehen | Aufenthaltsort | Fahrzeug | Sonstiges |
|---|--|--|--|
| <ul style="list-style-type: none"> • Weiß, männlich, schmächtig • Dunkle Kleidung • Skimaske? Marineblau? • Alte Handschuhe. Leder • Aftershave: um anderen Geruch zu Überdecken? • Aftershave = Brut • Haarfarbe nicht braun • Tiefe Narbe am Zeigefinger • Sporthose • Handschuhe sind schwarz | <ul style="list-style-type: none"> • Wahrsch. sicherer Unterschlupf • Wohnhaft nahe: Houston/Lafayette St.: ShopRite • Altes Haus. rosa Marmor • Mind. 100 Jahre alt: evtl. Herrenhaus od. öffentl. Gebäude • Gebäude im Federal Style, Lower East Side • Nähe archäol. Ausgrabung | <ul style="list-style-type: none"> • Gelbes Taxi • Limousine, neuester Typ • Hellgrau, Silber, beige • Mietwagen. evtl. gestohlen • Hertz. • silh. Taurus. neuestes Baujahr | <ul style="list-style-type: none"> • Kenntn. TO-Arbeit • evtl. vorbestraft • Kenntn. Fingerabdr. • Waffe = .32er Colt • Fesselt Opfer mit ungew. Knoten • Vorliebe für »Altes« • Nannete ein Opfer »Hanna« • Grundkenntnisse Deutsch • Vorliebe für Unterirdisches • Persönlichkeits-spaltung • Evtl. Priester, Sozialarbeiter, Anwalt • Ungewöhnlich abgetragene Schuhe: liest viel? • Hörte zu, als er 0. den Finger brach • Hinterließ Schlange als Denkzettel für Ermittler • Wollte Fuß d. Opfers enthüten • Nannete ein Opfer »Maggie« • Mutter & Kind v. besond. Bedeutung? • Buch »Berühmte Kriminalfälle im alten N. Y.« als Vorbild? • Tätervorbild: James Schneider der »Knochensammler« • Haßt Polizei |

Pollings dunkles Sakko war nicht zugeknöpft, so daß Rhyme die Automatik sehen konnte, die er am Gürtel trug. Er konnte nicht erkennen, ob es eine Dienstwaffe war. Er wußte aber auch, daß der .32er Colt zu den bei der New Yorker Polizei offiziell zugelassenen persönlichen Waffen zählte.

»Lincoln«, sagte Polling. Er war sichtlich nervös und angespannt. Sein Blick fiel auf den ausgebleichten Rückenwirbel.

»Wie geht es Ihnen, Jim?«

»Nicht schlecht.«

Polling, der Naturfreund. Rührte die Narbe auf dem Fingerabdruck vielleicht daher, daß der Unbekannte jahrelang die Angelschnur über den Finger hatte laufen lassen? Oder von einem Schnitt mit dem Jagdmesser? Rhyme versuchte einen Blick auf seine Hände zu werfen, doch Polling hatte sie in die Hosentaschen gesteckt. Verbarg er dort etwas? Ein Messer womöglich?

Polling kannte sich mit Forensik und Tatortarbeit aus - er wußte, was man tun mußte, um keine Spuren zu hinterlassen.

Die Skimaske? Wenn Polling der Unbekannte war, mußte er selbstverständlich eine Maske tragen - weil er womöglich hinterher einem der Opfer begegnen könnte. Und was das Aftershave anging ... vielleicht benutzte der Täter das Parfüm gar nicht, sondern nahm nur die Flasche mit und versprühte es am Tatort, damit sie glaubten, er verwende Brut. Wenn Polling also hier vorbeischaut und keins aufgetragen hatte, würde ihn niemand verdächtigen.

»Sind Sie allein?« fragte Polling.

»Mein Assistent -«

»Der Cop unten hat gesagt, daß er noch eine ganze Weile weg ist.«

Rhyme zögerte. »Das stimmt.«

Polling war schmächtig, aber kräftig und hatte sandfarbene Haare. Terry Dobyns' Worte fielen Rhyme wieder ein: Jemand, der hilfsbereit ist, rechtschaffen. Ein Sozialarbeiter, ein Anwalt, ein Politiker. Jemand, der anderen Menschen beisteht.

Zum Beispiel ein Polizist.

Rhyme fragte sich, ob er nun sterben mußte. Und zu seinem Er-schrecken wurde ihm klar, daß er nicht sterben wollte. Nicht auf diese Weise, nicht zu fremden Bedingungen.

Polling ging zum Bett.

Doch er konnte nichts dagegen tun. Er war diesem Mann auf Gedeih und Verderb ausgeliefert.

»Lincoln«, wiederholte Polling ernst.

Sie gingen auf Blickkontakt, und Rhyme hatte das Gefühl, als schlösse sich ein Stromkreis zwischen ihnen. Trockene Funken. Der Captain schaute kurz zum Fenster. »Sie haben sich bestimmt gewundert, nicht wahr?«

»Gewundert?«

»Weshalb ich wollte, daß Sie an dem Fall mitarbeiten.«

»Ich dachte, es wäre wegen meiner Persönlichkeit.«

Der Captain ließ sich kein Lächeln entlocken.

»Weshalb wollten Sie mich dabeihaben, Jim?«

Der Captain hatte die Finger ineinander verwoben. Schlanke, aber kräftige Finger. Anglerhände. Jawohl, er übte eine Sportart aus, die durchaus etwas Anmutiges, Gelassenes an sich hatte, deren eigentlicher Zweck aber darin bestand, ein armes Tier aus seinem ange-stammten Element zu reißen und ihm mit einem scharfen Messer den Bauch aufzuschlitzen.

»Vor vier Jahren. Der Fall Shepherd. Wir haben zusammen daran gearbeitet.«

Rhyme nickte.

»Bauarbeiter hatten die Leiche des Polizisten im U-Bahnhof ge-funden.«

Ein Ächzen, so entsann sich Rhyme, das an die Geräuschkulisse auf dem sinkenden Ozeanriesen in dem Film *Die letzte Nacht der Titanic* erinnerte. Dann ein lauter Knall, wie ein Schuß, als der Balken auf seinen ungeschützten Nacken herabstürzte und die Erde seinen Leib umschloß.

»Und Sie haben den Tatort untersucht. Sie persönlich, wie immer.«

»Ja, genau.«

»Wissen Sie, wie wir Shepherd überführt haben? Wir hatten einen Zeugen.«

Einen Zeugen? Davon hatte Rhyme nichts gehört. Nach dem Unfall hatte er sich nicht mehr um den Fall gekümmert, hatte lediglich erfahren, daß Shepherd verurteilt und drei Monate später in der Haftanstalt auf Riker's Island erstochen worden war. Der Täter wurde nie gefaßt.

»Einen Augenzeugen«, fuhr Polling fort. »Durch ihn konnten wir nachweisen, daß Shepherd eins der Opfer zu Hause aufgesucht hatte - mit der Mordwaffe.« Der Captain trat näher ans Bett und verschränkte die Arme. »Wir hatten den Zeugen am Tag bevor wir die letzte Leiche gefunden haben - die in dem U-Bahnschacht. Bevor ich den Antrag gestellt habe, daß Sie die Tatortarbeit übernehmen.«

»Worauf wollen Sie hinaus, Jim?«

Der Captain hatte den Blick auf den Boden geheftet. »Wir hätten Sie gar nicht gebraucht. Wir waren nicht auf Ihren Tatortbefundbericht angewiesen.«

Rhyme sagte nichts.

Polling nickte. »Verstehen Sie, was ich sagen will? Ich wollte diesen Drecksack von Shepherd unbedingt drankriegen... Und Sie wissen ja, wie die Strafverteidiger auf einen Tatortbefundbericht von Lincoln Rhyme reagieren. Die kriegen das volle Muffensausen.«

»Aber Shepherd wäre auch ohne meinen Bericht verurteilt worden.«

»Ganz genau, Lincoln. Aber es kommt noch schlimmer. Wissen Sie, die Bauabteilung der städtischen Verkehrsbetriebe hatte mir mitgeteilt, daß die Stelle nicht abgesichert war.«

»Die U-Bahnbaustelle? Und Sie haben mich dort arbeiten lassen, bevor sie entsprechend abgestützt war?«

»Shepherd war ein Polizistenmörder.« Polling verzog angewidert das Gesicht. »Ich wollte ihn unbedingt drankriegen. Ich war' zu allem bereit gewesen. Aber ...« Er ließ den Kopf in die Hände sinken.

Rhyme sagte nichts. Er hörte wieder das Ächzen des Balkens, das laute Krachen, als das Holz barst. Dann die herabprasselnde Erde, die ihn unter sich begrub. Er erinnerte sich an das merkwürdige Gefühl - die Wärme und den Frieden -, das ihn überkommen hatte, während ihm vor Schreck das Herz stockte.

»Jim -«

»Deshalb wollte ich, daß Sie an diesem Fall mitarbeiten, Lincoln. Verstehen Sie?« Der Captain, der sonst so hart und unnahbar wirkte, sah todunglücklich aus. »Ich hab' ständig Geschichten gehört, daß Ihr Leben verpfuscht wäre. Daß Sie hier vor sich hin vegetieren. Ständig davon reden, daß Sie sich umbringen wollen. Ich hab' mir so verfluchte Vorwürfe gemacht. Ich wollte, daß Sie wieder ein bißchen Spaß am Leben haben.«

»Und damit haben Sie die letzten dreieinhalb Jahre gelebt?« fragte Rhyme.

»Sie kennen mich doch, Lincoln. Jeder kennt mich. Wenn ich jemanden festnehme und er kommt mir dumm, geht's ihm schlecht. Wenn ich einen Täter auf dem Kieker habe, hör' ich nicht auf, bis der Sack hinter Schloß und Riegel sitzt. Ich kann nicht anders. Ich weiß, daß ich so manches Mal jemanden mißhandelt habe. Aber das waren Kriminelle - oder zumindest Verdächtige. Mit denen hat mich nichts verbunden, es waren keine Cops. Aber was Ihnen passiert ist... das war eine Sünde. Es war einfach ein gottverfluchtes Unrecht.«

»Ich war kein Anfänger mehr«, sagte Rhyme. »Ich hätte nicht an einem Tatort arbeiten müssen, den ich für nicht sicher hielt.«

»Aber -«

»Komme ich ungelegen?« ertönte eine Stimme von der Tür her.

Rhyme blickte auf, erwartete Berger. Doch es war Peter Taylor, der lautlos die Treppe heraufgestiegen war. Rhyme fiel ein, daß er heute vorbeikommen wollte, um seinen Patienten nach dem jüngsten Anfall von Dysregulation zu untersuchen. Außerdem vermutete er, daß ihm der Arzt wegen Berger und dessen Sterbehilfe-Organisation die Hölle heiß machen wollte. Er hatte keine Lust darauf; er wollte al-

lein sein, um Pollings Geständnis zu verdauen. Im Moment war er noch wie betäubt davon, empfand überhaupt nichts. Doch er sagte: »Treten Sie ein, Peter.«

»Sie haben ja komische Sicherheitsvorkehrungen getroffen, Lincoln. Der Posten fragte, ob ich Arzt sei, und ließ mich dann passieren. Was soll das? Werden Anwälte und andere Berufstände etwa abgewiesen?«

Rhyme lachte. »Ich bin gleich für Sie da.« Er wandte sich wieder an Polling. »Schicksal, Jim. Nichts anderes ist das gewesen. Ich war zur falschen Zeit am falschen Ort. So was kommt vor.«

»Danke, Lincoln.« Polling legte die Hand an Rhymes rechte Schulter und drückte sie leicht.

Rhyme nickte, und weil er dieser peinlichen Dankesbezeigung ein Ende bereiten wollte, stellte er die beiden Männer einander vor. »Jim, das ist Peter Taylor, einer meiner Ärzte. Und das ist Jim Polling. Wir haben früher zusammengearbeitet.«

»Angenehm«, sagte Taylor und streckte die rechte Hand aus. Es war eine ausladende Bewegung, in deren Verlauf Rhyme eine tiefe, halbmondförmige Narbe an Taylors rechtem Zeigefinger bemerkte.

»Nein!« schrie Rhyme.

»Sie sind also ebenfalls Polizist.« Taylor ergriff Pollings Hand, und im gleichen Moment stieß er dem Captain das Messer, das er in der Linken hielt, dreimal in die Brust - zwischen den Rippen hindurch, gekonnt wie ein Chirurg. Zweifellos, um die kostbaren Knochen nicht zu beschädigen.

SECHSUNDDREISSIG

Mit zwei großen Schritten war Taylor am Bett. Er riß das elektronische Steuerpult an sich und schleuderte es quer durch das Zimmer.

Rhyme holte tief Luft und wollte losshreien. Doch der Arzt sagte: »Er ist ebenfalls tot. Der Konstabler.« Er nickte zur Tür hin, meinte den Leibwächter unten. Taylor schaute wie gebannt zu, als Polling sich wie ein weidwundes Tier aufbäumte.

»Jim!« schrie Rhyme. »Nein, o nein ...«

Der Captain hatte die Hände an die Brust gedrückt. Ein fürchterliches Gurgeln drang aus seiner Kehle, begleitet von dumpfen Schlägen, als er mit den Füßen auf den Boden trommelte. Schließlich zitterte er noch einmal heftig und blieb dann still liegen. Blicklos starnten seine gebrochenen Augen zur Decke.

Sein Mörder drehte sich zu Lincoln Rhyme um, er ließ ihn nicht aus den Augen, während er um das Bett herumging. Langsam umkreiste er es, das Messer in der Hand. Er atmete schwer.

»Wer *sind* Sie?« keuchte Rhyme.

Schweigend trat Taylor einen Schritt vor, legte die Hand um Rhymes Arm und drückte mehrere Male zu, betastete den Knochen. Er ergriff Rhymes linken Ringfinger, strich mit der blutigen Klinge darüber. Dann schob er die Spitze unter den Nagel.

Es war kein richtiger Schmerz, eher eine Art Kitzeln. Dann stieß er fester zu. Rhyme keuchte auf.

Plötzlich bemerkte Taylor etwas. Er erstarrte, verschluckte sich fast. Beugte sich vor. Betrachtete die in das Umblättergerät eingespannte Ausgabe von *Berühmte Kriminalfälle im alten New York*.

»Deshalb also ... Sie haben es tatsächlich gefunden ... Oh, die Konstabler sollten stolz sein, daß sie Sie in ihren Reihen haben. Ich dachte, es würde noch tagelang dauern, bis Sie auf das Haus stoßen. Ich dachte, die Hunde hätten bis dahin ihr Werk vollbracht.«

»Warum tun Sie das?« fragte Rhyme.

Doch Taylor antwortete nicht. Er untersuchte Rhyme eingehend und murmelte dabei halb zu sich selbst: »Sie waren nicht immer so gut. Früher nicht. Damals haben Sie allerhand übersehen, nicht wahr? In früherer Zeit.«

In früherer Zeit... was meinte er damit?

Er schüttelte den Kopf - das schüttete Haar war grau, nicht braun - und warf einen Blick auf eins von Rhymes Büchern: *Spurenlehre*, ein forensisches Handbuch. Rhyme sah ihm an den Augen an, daß er es kannte, und allmählich verstand er.

»Sie haben mein Buch gelesen,« sagte der Kriminalist. »Sie haben sich eingehend damit befaßt. In der Bibliothek, stimmt's? In der Filiale der Stadtbibliothek in Ihrem Viertel?«

Nummer 238 war also doch eine Leseratte.

Daher kannte er Rhymes Vorgehen bei der Tatortarbeit. Deshalb hatte er so sorgfältig gefegt, hatte stets Handschuhe getragen, selbst wenn er Gegenstände berührte, auf denen sich nach Ansicht vieler Kriminalisten keine Fingerabdrücke feststellen ließen, deshalb hatte er an den Tatorten das Aftershave versprüht - er hatte genau gewußt, worauf Sachs achten würde.

Und selbstverständlich hatte er nicht nur das Handbuch gelesen.

Tatorte ebenfalls. Dadurch war er auf die Idee mit den fingierten Spuren gekommen - Spuren aus dem alten New York. Spuren, die nur Lincoln Rhyme zu deuten wußte.

Taylor nahm den Halswirbel in die Hand, den er Rhyme vor acht Monaten mitgebracht hatte. Geistesabwesend spielte er damit herum. Und Rhyme erkannte, daß dieses Geschenk, das ihn seinerzeit so gerührt hatte, nichts anderes war als eine Vorankündigung des Grauens, das er zu verbreiten gedachte.

Taylors Augen waren seltsam blicklos, wie in weite Ferne gerichtet. Rhyme erinnerte sich, daß ihm das schon öfter aufgefallen war, als Taylor ihn im Lauf der letzten Monate untersucht hatte. Er hatte es immer für ein Zeichen von Konzentration gehalten, aber jetzt wußte er, daß es Wahnsinn war. Er hatte sich bislang mühsam zusammengenommen, doch jetzt verlor er zusehends die Beherrschung.

»Verraten Sie mir eins«, sagte Rhyme. »Warum?«

»Warum?« flüsterte Taylor und fuhr mit der Hand über Rhymes Bein, packte erneut zu, betastete das Knie, das Schienbein, den Knöchel. »Weil Sie etwas Besonderes waren, Rhyme. Einzigartig. Sie waren unverletzlich.«

»Was meinen Sie damit?«

»Wie kann man einen Mann bestrafen, der ohnehin sterben will? Wenn man ihn tötet, tut man ihm lediglich einen Gefallen. Folglich mußte ich dafür sorgen, daß Sie weiterleben wollen.«

Und jetzt endlich fiel Rhyme die Lösung ein.

In früherer Zeit...

»Es war eine Fälschung, nicht wahr? flüsterte er. »Dieser Bericht vom Coroner in Albany. Sie haben ihn selbst verfaßt.«

Colin Stanton. Dr. Taylor war Colin Stanton.

Der Mann, dessen Familie vor seinen Augen auf den Straßen von Chinatown hingemetzelt worden war. Der Mann, der wie gelähmt dageigestanden hatte, als seine Frau und seine Kinder verblutet waren, der sich nicht hatte entscheiden können, wen er retten sollte.

Damals haben Sie allerhand übersehen. In früherer Zeit.

Nun, da es viel zu spät war, fügte sich eins zum anderen.

Das Beobachten der Opfer: T. J. Colfax, Monelle Gerger und Carole Ganz. Er hatte riskiert, daß man ihn faßte, während er dastand und sie anstarrte - genauso wie Stanton dagestanden und zugeschaut hatte, wie seine Familie verblutete. Er wollte sich rächen, aber er war Arzt, er hatte den Eid des Hippokrates geschworen, der ihn dazu verpflichtete, Leben zu schützen und zu erhalten, und um töten zu

können, mußte er ein Vorbild finden, in die Rolle eines geistigen Vorfäters schlüpfen-James Schneider, der Knochensammler, ein wahnsinniger Massenmörder aus dem 19. Jahrhundert, dessen Familie von der Polizei ausgelöscht worden war.

»Nachdem ich aus der Nervenklinik entlassen worden war, kehrte ich nach Manhattan zurück. Ich las den Untersuchungsbericht und erfuhr dadurch, daß Sie schlichtweg übersehen hatten, daß der Mörder noch am Tatort war, daß er sich den Fluchtweg aus der Wohnung freischoß. Ich wußte, daß ich Sie töten mußte. Aber ich konnte es nicht. Ich weiß nicht, warum.... Ich habe gewartet, habe ständig gewartet, daß irgend etwas passiert. Und dann stieß ich auf das Buch. James Schneider... Er hatte genau das gleiche durchgemacht wie ich. Er hatte es getan - ich konnte es auch.«

Ich habe sie entbeint, bis auf die Knochen.

»Ihr Nachruf«, sagte Rhyme.

»Richtig. Den habe ich selbst verfaßt, an meinem Computer. Habe ihn an die New Yorker Polizei gefaxt, damit man mich nicht verdächtigt. Dann nahm ich eine andere Identität an. Dr. Peter Taylor. Erst später wurde mir klar, weshalb ich diesen Namen gewählt hatte. Kommen Sie darauf?« Stantons Blick schweifte zu der Tabelle an der Wand. »Dort finden Sie die Antwort.«

Rhyme überflog das Täterprofil.

- Grundkenntn. in deutscher Sprache

»Schneider«, sagte Rhyme, und er seufzte. »Schneider heißt auf englisch >tailor<.«

Stanton nickte. »Ich habe wochenlang in der Bibliothek gesessen und Fachbücher über Rückenmarkverletzungen gelesen. Dann habe ich bei Ihnen angerufen, habe behauptet, ich sei ein von der Columbia University empfohlener Rückenmarkspezialist. Ich wollte Sie beim ersten Hausbesuch töten, langsam töten, Sie verbluten las-

sen. Es hätte stundenlang dauern können. Tagelang sogar. Aber was war los?« Er riß die Augen weit auf. »Ich mußte feststellen, daß sie Selbstmord begehen wollten.«

Er beugte sich zu Rhyme herab. »Herrgott, ich kann mich noch genau erinnern, wie ich Sie zum erstenmal gesehen habe. Sie Mistkerl. Sie waren so gut wie tot. Und ich wußte, was ich tun mußte - ich mußte dafür sorgen, daß Sie weiterleben wollen. Wieder einen Sinn im Leben sehen.«

Folglich hatte es keine Rolle gespielt, wen er gekidnappt hatte. Es hätte jeden treffen können. »Es war Ihnen völlig gleichgültig, ob die Opfer umkamen oder überlebten.«

»Selbstverständlich. Schließlich wollte ich nur Sie dazu bringen, sich zu bemühen, die Opfer zu retten.«

»Der Knoten«, sagte Rhyme mit einem Blick zu der Wäscheleine, die neben dem Poster hing. »Verknüpft man so den Zwirn, wenn man eine Wunde vernäht?«

Er nickte.

»Natürlich. Und die Narbe an Ihrem Finger?«

»An meinem Finger?« Er runzelte die Stirn. »Woher wissen Sie ... Ihr *Hals*! Sie haben einen Fingerabdruck an ihrem Hals gesichert. Bei Hanna. Ich wußte, daß es möglich ist. Aber ich habe nicht daran gedacht.« Er war sichtlich wütend auf sich.

»Ich habe in der Bibliothek dieser Nervenklinik ein Glas zerbrochen«, fuhr Stanton fort. »Weil ich mir die Pulsadern aufschneiden wollte. Ich habe es in der Hand zerdrückt.« Er fuhr mit dem linken Zeigefinger über die Narbe.

»Diese Todesfälle«, sagte Rhyme so ruhig wie möglich, »Ihre Frau und Ihre Kinder. Das war ein Unfall. Ein schrecklicher Unglücksfall, absolut entsetzlich. Aber es geschah nicht vorsätzlich. Es war ein Versehen. Und es tut mir unendlich leid um Sie und Ihre Angehörigen.«

In einem seltsamen Singsang versetzte Stanton: »Können Sie sich erinnern, was Sie geschrieben haben?... Im Vorwort zu Ihrem Lehrbuch?« Er zitierte es aus dem Stegreif. »>Ein Kriminalist weiß, daß

jeder Vorgang, jedes Verhalten, gewisse Folgen zeitigt. Durch die bloße Anwesenheit des Straftäters verändert sich der Ort, an dem die Tat begangen wurde - er birgt Spuren, wie unscheinbar diese auch sein mögen. Deswegen können wir Kriminelle überführen, sie aufzuspüren und ihrer gerechten Strafe zuführen.« Stanton packte Rhymes Haare und zog seinen Kopf nach vorne. Ihre Gesichter waren nur mehr wenige Zentimeter voneinander entfernt. Rhyme konnte den Atem des Irren riechen, die Schweißperlen auf der grauen Haut sehen. »Nun, ich bin die Folge *Ihres* Verhaltens.«

»Was wollen Sie damit erreichen? Sie können mich umbringen, aber schlechter als jetzt kann es mir gar nicht gehen.«

»Oh, aber ich habe nicht vor, Sie zu töten. Noch nicht.«

Stanton ließ Rhymes Haare los und trat einen Schritt zurück.

»Wollen Sie wissen, was ich vor habe?« flüsterte er. »Ich werde diesen Arzt töten, diesen Berger. Aber nicht so, wie er es gewohnt ist. O nein, ohne Schlaftabletten und Alkohol. Auf die ganz almodische Art. Mal sehen, wie ihm das schmeckt. Danach ist Ihr Freund Sellitto dran. Und Officer Sachs. Die auch. Sie hat einmal Glück gehabt. Aber beim nächstenmal kriege ich sie. Die bekommt wieder ein Begräbnis. Und Thom selbstverständlich auch. Der wird vor Ihren Augen sterben. Entbeinen werde ich ihn ... ganz langsam.« Stanton atmete rascher. »Vielleicht nehmen wir ihn uns heute noch vor. Wann wird er zurückerkwartet?«

»*Ich* habe den Fehler begangen. Es ist meine -« Rhyme mußte plötzlich husten. Er räusperte sich, rang nach Atem. »Es ist *meine* Schuld. Von mir aus können Sie mit mir machen, was Sie wollen.«

»Nein, ihr seid alle dran. Es ist -«

»Bitte. Sie dürfen nicht -« Wieder mußte Rhyme husten. Diesmal schüttelte es ihn regelrecht. Er faßte sich wieder.

Stanton musterte ihn.

»Sie *dürfen* ihnen nichts tun. Ich bin zu allem bereit, was -« Rhymes Stimme versagte. Er riß den Kopf zurück, und die Augen traten hervor.

Dann setzte sein Atem aus. Er warf den Kopf hin und her, seine Schultern zuckten. Die Sehnen an seinem Hals wurden straff wie Stahlseile.

»Rhyme!« schrie Stanton.

Rhyme, dem der Speichel aus dem Mund rann, zitterte einmal, dann noch einmal, so als würde sein schlaffer Leib von einem Erdbeben erschüttert. Sein Kopf sank zur Seite, und Blut rann aus seinem Mundwinkel.

»Nein!« rief Stanton. Er preßte beide Hände auf Rhymes Brust.

»Sie dürfen nicht sterben!«

Der Arzt zog Rhymes Lider hoch, sah nur die weißen Augäpfel.

Stanton riß Thoms Arzttasche auf und zog eine Spritze auf, injizierte das blutdrucksenkende Mittel. Er zerrte das Kissen vom Bett und legte Rhyme flach hin. Er hob seinen Kopf hoch, wischte ihm die Lippen ab, preßte seinen Mund auf seinen und versuchte ihn zu beatmen.

»Nein!« brüllte Stanton. »Das lasse ich nicht zu! Sie dürfen nicht sterben!«

Keine Reaktion.

Er versuchte es noch einmal. Untersuchte die reglosen Augen.

»Komm schon! Komm schon!«

Wieder beatmete er ihn. Bearbeitete die reglose Brust.

Dann wich er zurück, wie erstarrt vor Schreck und Entsetzen, starre wie gebannt auf den Mann, der vor seinen Augen starb.

Schließlich beugte er sich wieder über ihn und versuchte Rhyme ein letztes Mal mittels Mund-zu-Mund-Beatmung ins Leben zurückzuholen.

Und dann, als Stanton das Gesicht abwandte und das Ohr an seinen Mund legte, um zu horchen, ob er auch nur den geringsten Atemzug vernahm, fuhr Rhymes Kopf hoch, und er schlug zu wie eine Schlange. Er grub die Zähne in Stantons Nacken, zerriß ihm die Halsschlagader und biß zu, bis er den Halswirbel zu fassen bekam.

Bis auf...

Stanton schrie auf und fuhr zurück, riß Rhyme mit aus dem Bett. Sie stürzten übereinander. Landeten am Boden. Heißes, nach Eisen schmeckendes Blut sprudelte in Rhymes Mund.

... die Knochen.

Rhymes Lunge, seine *mordsmäßige* Lunge mußte schon über eine Minute ohne Luft auskommen, doch er dachte gar nicht daran nachzugeben, Atem zu holen, und er achtete auch nicht auf seine schmerzende Backe, in die er sich gebissen hatte, damit das Blut floß und er einen Anfall vortäuschen konnte. Er knurrte wie ein wildes Tier - hatte Sachs vor Augen, wie sie begraben wurde, sah, wie T. J. Colfax vom heißen Dampf verzehrt wurde -, schüttelte den Kopf und spürte, wie die Knochen und das Gewebe nachgaben.

Stanton hämmerte auf Rhymes Brust ein, schrie gellend, trat wild um sich und versuchte dem Ungeheuer zu entrinnen, das sich in ihn verbissen hatte.

Doch Rhyme ließ sich nicht abschütteln. Es war, als ballte sich all die Kraft, die sein gelähmter Leib nicht mehr aufbieten konnte, in seiner Kiefermuskulatur.

Stanton tastete nach dem Nachttisch, bekam sein Messer wieder zu fassen. Er stach auf Lincoln Rhyme ein. Einmal, zweimal. Aber er traf nur die Arme und die Beine des Kriminalisten. Doch Widerstand konnte man nur durch Schmerz brechen, und gegen Schmerz war Lincoln Rhyme gefeit.

Tiefer und immer tiefer schlug er die Zähne in Stantons Hals, bis dessen Schreie verstummt waren. Einmal noch stach er das Messer in Rhymes Arm. Bis es auf den Knochen stieß. Er wollte es wieder herausziehen, um ein weiteres Mal zuzustechen, doch plötzlich erstarnte er, verkrampfte sich, zuckte noch einmal und erschlaffte dann.

Stanton brach zusammen und riß Rhyme mit sich. Der Kriminalist schlug mit dem Kopf hart auf die Eichendielen. Doch er ließ nicht los. Er fühlte sich wie ein hungriger Löwe, der seine Fänge in die Beute geschlagen hatte und seinen Blutrausch auskostete.

WENN MAN IN SCHWUNG IST, KRIEGT EINEN KEINER

*Ein Arzt hat nicht nur die Pflicht,
das Leben zu verlängern, er muß auch
dem Leiden ein Ende bereiten können.*

Dr. Jack Kevorkian

SIEBENUNDDREISSIG

Kurz vor Sonnenuntergang betrat Amelia Sachs sein Zimmer.

Diesmal trug sie keine Sportkleidung. Auch keine Uniform. Sie hatte Jeans und eine moosgrüne Bluse an. Ihr wunderschönes Gesicht wies mehrere Schrammen auf, doch eingedenk dessen, was sich in den letzten drei Tagen ereignet hatte, vermutete er, daß sie sich die Verletzungen nicht selbst zugefügt hatte.

»Igitt«, sagte sie und ging um die Stelle herum, an der Stanton und Polling gestorben waren. Der Boden war zwar gereinigt worden - die Spurensicherung hatte es erlaubt, nachdem der Täter in einen Leichensack gepackt und abtransportiert worden war -, doch konnte man noch immer einen großen rosaroten Fleck erkennen.

Sachs zögerte und begrüßte dann Dr. Berger, der mit seinem ominösen Aktenkoffer am Fenster bei den Falken stand.

»Du hast ihn also erwischt, was?« fragte sie und deutete mit dem Kopf auf den Blutfleck.

»Jawohl«, sagte Rhyme. »Er ist erledigt.«

»Ganz alleine?«

»Genaugenommen war es kein fairer Kampf«, wandte er ein. »Ich mußte mich regelrecht zur Zurückhaltung zwingen.«

Die Baumwipfel vor dem Fenster und die eleganten Gebäude entlang der Fifth Avenue leuchteten rot im Licht der Abendsonne.

Sachs schaute zu Berger, worauf dieser sagte: »Lincoln und ich haben gerade ein bißchen geplaudert.«

»Aha.«

Danach herrschte eine ganze Weile Schweigen.

»Amelia«, begann Rhyme. »Ich werde es durchziehen.«

»Verstehe.« Ihr herrlicher Mund, der jetzt durch eine kleine, schwarze Naht verunstaltet war, wurde eine Idee schmäler. Es war die einzige erkennbare Reaktion. »Weißt du, ich kann es nicht ausstehen, wenn du mich mit dem Vornamen anredest. Ich *kann* es einfach nicht ausstehen, verdammt noch mal.«

Wie sollte er ihr erklären, daß er vor allem ihretwegen sterben wollte? Als er an diesem Morgen neben ihr aufgewacht war, war ihm nur allzu schmerzlich bewußt geworden, daß sie sich demnächst wieder ihrem Leben widmen würde, einem *normalen* Leben. Ach, es war aussichtslos, sie konnten kein Paar werden - falls er es überhaupt wagen durfte, auch nur daran zu denken. Es war nur eine Frage der Zeit, bis sie jemand anders kennenlernte und sich verliebte. Der Fall Nummer 238 war abgeschlossen, und ohne diese gemeinsame Aufgabe würden sie sich bald aus den Augen verlieren. Unweigerlich.

Oh, Stanton war schlauer gewesen, als er gedacht hatte. Rhyme hatte sich zurücklocken lassen, hatte wieder am Leben teilgenommen, und es hatte ihm sogar gefallen.

Sachs, ich habe gelogen. Manchmal kann man die Toten nicht ruhen lassen. Manchmal muß man ihnen einfach folgen ...

Sie rang die Hände, ging zum Fenster. »Ich wollte mir irgendwas ganz Tolles einfallen lassen, um dir die Sache auszureden. Du weißt schon, ein richtig schlaues Argument. Aber es ging nicht. Ich weiß bloß, daß ich dich nicht einfach gehen lassen möchte.«

»Eine Abmachung muß man einhalten, Sachs.«

Sie schaute zu Berger. »Mist, Rhyme.« Sie ging zum Bett, kauerte sich neben ihm hin. Legte die Hand auf seine Schulter, strich ihm die Haare aus der Stirn. »Tust du mir noch einen Gefallen?«

»Welchen?«

»Gib mir ein paar Stunden Zeit.«

»Ich werde meine Meinung nicht ändern.«

»Bloß zwei Stunden. Du mußt erst noch etwas machen.«

Rhyme schaute zu Berger. »Viel länger kann ich nicht bleiben, Lin-

coln«, sagte er. »Meine Maschine ... Aber wenn Sie noch eine Woche warten wollen, kann ich wieder vorbeikommen ...«

»Schon in Ordnung, Doktor«, sagte Sachs. »Ich helfe ihm dabei.«

»Sie?« fragte der Arzt argwöhnisch.

Sie nickte zögernd. »Ja.«

Es widerstrebt ihr. Rhyme sah es ihr deutlich an. Doch als er ihr in die Augen schaute, stellte er fest, daß sie trotz der Tränen erstaunlich klar waren. Er nickte. »Schon in Ordnung, Doktor«, sagte er zu Berger. »Könnten Sie die - wie lautet der gängige Euphemismus?«

»Wie wäre es mit >Zubehör<?« schlug Berger vor.

»Könnten Sie es vielleicht einfach hierlassen, auf dem Tisch?«

»Sind Sie sicher?« fragte er Sachs.

Wieder nickte sie.

Der Arzt stellte die Tabletten und den Cognac auf den Nachttisch, legte den Plastikbeutel dazu. Dann wühlte er in seinem Aktenkoffer herum. »Ich habe keine Gummis dabei, fürchte ich. Für den Beutel.«

»Schon gut«, sagte Sachs und warf einen Blick auf ihre Schuhe.

»Ich habe welche.«

Dann trat Berger ans Bett, legte Rhyme den Arm um die Schulter.

»Ich wünsche Ihnen eine friedvolle Selbsterlösung«, sagte er.

»Selbsterlösung«, versetzte Rhyme spitz, als Berger ging. Dann wandte er sich an Sachs. »Nun. Worum geht es? Was soll ich tun?«

Sie ging mit achtzig in die Kurve, mußte scharf gegensteuern und schaltete dann flüssig in den vierten Gang.

Der Fahrtwind fauchte durch die offenen Fenster und zerzauste ihre Haare. Es zog fürchterlich, doch Sachs wollte unter keinen Umständen die Scheiben hochkurbeln.

»Das gehört sich nicht«, erklärte sie und jagte den Wagen auf hundertsechzig.

Wenn man in Schwung ist...

Rhyme hatte durchblicken lassen, daß es möglicherweise klüger wäre, wenn sie ihre Runden auf der Übungsstrecke der New Yorker

Polizei drehten, war aber nicht weiter überrascht gewesen, als Sachs erwidert hatte, das sei eine Idiotenpiste; die habe sie schon nach einer Woche auf der Akademie nicht mehr gereizt. Daher waren sie hinaus nach Long Island gefahren, nachdem sie sich allerlei Ausreden für die Polizei des Nassau County ausgedacht, sie durchgespielt und für halbwegs glaubwürdig befunden hatten.

»Bei einem Fünf-Gang-Getriebe ist der höchste Gang zum Spritsparen da. Aber ich pfeife aufs Spritsparen.« Dann nahm sie seine linke Hand, legte sie auf den runden schwarzen Knauf, umschloß sie mit ihrer rechten und schaltete herunter.

Der Motor heulte auf, und sie jagten mit knapp zweihundert Stundekilometern durch die Landschaft, vorbei an Bäumen und Häusern und weidenden Pferden, die unruhig die Köpfe hoben.

»Ist das nicht das allergrößte, Rhyme?« schrie sie. »Mann, das ist besser als Sex. Besser als alles andere.«

»Ich fühle, wie der Wagen vibriert«, sagte er. »Ich glaube es jedenfalls. Mit meinen Fingern.«

Sie lächelte, und er meinte zu spüren, daß sie seine Hand drückte. Schließlich kamen sie wieder in eine dichter besiedelte Gegend, und Sachs mußte wohl oder übel vom Gas gehen. Schließlich wendete sie und fuhr genau auf die verhangene Mondsichel zu, die über der in weiter Ferne liegenden Stadt stand.

»Mal sehen, ob wir zweihundertfünfzig schaffen!« rief sie. Lincoln Rhyme schloß die Augen und genoß das Tempo, den Fahrtwind und den Duft des frisch gemähten Grases.

Es war die heißeste Nacht des Monats.

Lincoln Rhyme lag auf seinem Bett und blickte über den Park hinaus, sah die Penner, die auf den Bänken lagen, die ausgepumpten Jog-ger, die Familien, die im Rauch der verglimmenden Grillfeuer lagerten. Ein paar professionelle Hundeausführer, die nicht warten konnten, bis die ärgste Hitze abgeklungen war, drehten ihre üblichen Runden, Sammeltüten in der Hand.

Thom hatte eine CD aufgelegt - Samuel Barbers elegisches Adagio für Streicher. Doch Rhyme hatte abfällig gelacht, erklärt, das sei ihm zu kitschig und klischehaft, und ihm befohlen, er solle lieber Gershwin spielen.

Amelia Sachs stieg die Treppe herauf und kam in sein Schlafzimmer, sah ihn aus dem Fenster blicken. »Was gibt's da draußen?« fragte sie.

»Menschen, die unter der Hitze leiden.«

»Und die Vögel? Die Falken?«

»Ah ja, die sind da.«

»Ist es denen auch zu heiß?«

»Ich glaube nicht. Die vertragen die Hitze ganz gut.«

Sie stellte die Einkaufstüte am Fußende des Bettes ab und holte eine Flasche heraus - ein teurer Brandy. Er hatte auf seinen Scotch verwiesen, doch Sachs hatte gesagt, sie wolle den Schnaps beisteuern. Sie stellte ihn zu den Tabletten und der Plastiktüte. Wirkte wie eine abgehetzte berufstätige Ehefrau, die soeben mit allerlei Gemüse und Meeresfrüchten beladen aus dem Feinkostladen nach Hause kam und kaum noch Zeit hatte, ein Abendessen zuzubereiten.

Außerdem hatte sie auf Rhymes Wunsch hin auch Eis mitgebracht. Ihm war eingefallen, was Berger bezüglich der Hitze unter dem Plastikbeutel gesagt hatte. Sie schraubte den Courvoisier auf, goß sich ein Glas ein, füllte seinen Cognacschwenker und führte ihm den Strohhalm zum Mund.

»Wo ist Thom?« fragte sie.

»Ausgegangen.«

»Weiß er Bescheid?«

»Ja.«

Sie tranken einen Schluck.

»Soll ich deiner Frau noch irgend etwas ausrichten?«

Rhyme überlegte eine ganze Weile, dachte dabei: Da hatte man jahrelang Zeit, miteinander zu reden, sich zu zanken und zu streiten, seine Wünsche zu äußern, seinen Unmut und sein Bedauern - doch wie herzlich wenig man diese Gelegenheiten doch nutzte. Amelia

Sachs kannte er noch nicht einmal drei volle Tage, doch sie gingen of fener miteinander um, als er und Blaine es je gekonnt hatten.

»Nein«, sagte er. »Ich habe ihr eine E-Mail geschickt.« Er kicherte.
»Das ist die zeitgemäße Form, würde ich meinen.«

Er trank noch einen Schluck. Genoß jetzt den Geschmack, nach dem das anfängliche Gaumenbrennen nachgelassen hatte.

»Ich habe etwas Vermögen«, setzte Rhyme an. »Ein großer Teil davon geht an Blaine und an Thom. Ich -«

Doch sie schüttelte den Kopf und brachte ihn mit einem Kuß auf die Stirn zum Schweigen.

Es klang wie das leise Klackern von Kieselsteinen, als sie die Tablatten in ihre Hand schüttete.

Rhyme mußte unwillkürlich an den Labornachweis denken. Der Dillie-Koppanyi-Test. Man gebe ein Prozent Kobaltazetat in Methanol auf das zu untersuchende Material, füge fünf Prozent Isopropylamin in Methanol hinzu. Wenn die betreffende Substanz ein Barbiturat ist, verfärbt sich die Probe blauviolett.

»Was machen wir nun damit?« fragte sie und blickte auf die Tablatten. »Ich weiß es wirklich nicht.«

»Wir lösen sie im Schnaps auf«, schlug er vor.

Sie warf sie in seinen Cognacschwenker. Sie lösten sich im Nu auf.

Vergänglich wie die Träume, die sie einem bescherten.

Sie rührte das Gebräu mit dem Strohhalm um. Er betrachtete ihre blutigen Nägel, doch nicht einmal das konnte ihn noch traurig stimmen. Dies war *seine* Nacht, und es war eine Nacht der Freude.

Lincoln Rhyme erinnerte sich plötzlich an eine Begebenheit aus seiner Kindheit. Weil er nie seine Milch hatte trinken wollen, hatte seine Mutter eines Tages Strohhalme gekauft, die innen mit Aromastoffen beschichtet waren. Die einen schmeckten nach Erdbeer, andere nach Schokolade. In diesem Moment hatte er zum erstenmal wieder daran denken müssen. Es war eine großartige Erfahrung gewesen. Soweit er sich entsinnen konnte, hatte er sich hinterher immer auf sein Glas Milch am Nachmittag gefreut.

Sachs schob den Strohhalm an seinen Mund. Er nahm ihn zwischen die Lippen. Sie legte die Hand auf seinen Arm.

Licht oder Dunkelheit, Musik oder Stille, Träume oder einfach ein tiefer, traumloser Schlaf? Was wird mich erwarten?

Er trank einen Schluck. Es schmeckte eigentlich nicht anders als der pure Schnaps. Ein bißchen bitterer vielleicht. Fast wie -

Unten hämmerte jemand heftig an die Tür. Mit Händen und Füßen, dem Klang nach zu urteilen. Dazu ertönten laute Stimmen.

Er ließ den Strohhalm los, hob den Kopf. Blickte in das schummrige Treppenhaus.

Stirnrunzelnd schaute sie ihn an.

»Schau mal nach«, sagte er.

Sie stieg die Treppe hinab und kehrte kurz darauf zurück. Sie wirkte sichtlich bedrückt. Lon Sellitto und Jerry Banks folgten ihr auf dem Fuß. Rhyme stellte fest, daß sich der junge Detective beim Rasieren einmal mehr das Gesicht zersäbelt hatte. Er sollte sich wirklich ein bißchen zusammennehmen.

Sellitto warf einen Blick auf die Flasche und den Plastikbeutel. Dann schaute er zu Sachs, doch die verschränkte trotzig die Arme und sah ihn abweisend an. Diesmal spielte der Dienstrang keine Rolle, besagte der Blick, den sie dem Detective zuwarf, und was hier geschah, ging ihn überhaupt nichts an. Doch Sellitto dachte nicht daran, sich einfach abwimmeln zu lassen.

»Lincoln, ich muß mit dir reden.«

»Rede. Aber rede schnell. Wir sind beschäftigt.«

Der Detective ließ sich in den knarrenden Rattansessel sinken. »Vor einer Stunde ist bei den Vereinten Nationen eine Bombe hochgegangen. Unmittelbar neben dem Bankettsaal. Während des Empfangsdinners für die Teilnehmer an der Friedenskonferenz.«

»Sechs Tote, vierundfünfzig Verletzte«, fügte Banks hinzu.
»Zwanzig davon schwer.«

»Meine Güte«, flüsterte Sachs.

»Erzähl's ihm«, brummte Sellitto.

»Wegen der Konferenz«, fuhr Banks fort, »hat die UN einen ganzen Haufen Aushilfskräfte eingestellt. Darunter auch die Täterin - eine Empfangsdame. Eine Handvoll Leute haben gesehen, wie sie mit einem Rucksack zur Arbeit gekommen ist und ihn in einer Abstellkammer neben dem Bankettsaal deponiert hat. Kurz vor der Explosion verschwand sie. Nach Ansicht der Sprengstoffexperten waren es vermutlich etwa zwei Pfund C4 oder Semtex.«

»Linc«, sagte Sellitto, »die Bombe befand sich nach Aussage der Zeugen in einem gelben Rucksack.«

»Gelb?« Wieso kam ihm das irgendwie bekannt vor?

»Nach Auskunft der Personalabteilung der UN handelt es sich bei der Empfangsdame um eine gewisse Carole Ganz.«

»Die Mutter«, riefen Rhyme und Sachs gleichzeitig.

»Genau. Die Frau, die Sie aus der Kirche gerettet haben. Nur daß Ganz nicht ihr richtiger Name ist. In Wirklichkeit heißt sie Charlotte Willoughby Sie war mit einem gewissen Ron Willoughby verheiratet. Sagt dir das was?«

Rhyme verneinte.

»Es kam vor etwa zwei Jahren in den Nachrichten. Er war Sergeant bei der Armee und sollte bei einer Friedensmission in Burma eingesetzt werden. Willoughby wollte das nicht - seiner Ansicht nach sollte ein amerikanischer Soldat seinem Land dienen, nicht aber dem Kommando der UNO unterstellt werden. Ist neuerdings eine weitverbreitete Haltung unter Rechtsgerichteten. Trotzdem ist er da hin. War kaum eine Woche dort, als er von irgendeinem Schwachkopf abgeknallt wurde. Von hinten erschossen. Die Rechten haben ihn prompt zum Märtyrer erkoren. Die Anti-Terror-Leute sagen, seine Witwe hat sich einer extremistischen Gruppe in einem Vorort von Chicago angeschlossen. Geleitet von zwei ehemaligen Studenten der dortigen Universität, die in den Untergrund gegangen sind.«

Banks übernahm. »Der Sprengstoff war in einer Packung Knetmasse versteckt, die sich neben anderen Spielsachen befand. Wir glauben, daß sie die Kleine mitnehmen wollte, damit die Wachmän-

ner am Eingang zum Bankettsaal keinen Verdacht schöpften, wenn sie die Knetmasse sahen. Aber da Pammy im Krankenhaus war, hatte sie keine glaubwürdige Erklärung mehr, und deshalb brachte sie die Bombe nicht in den Saal, sondern deponierte sie einfach in der Abstellkammer. Hat auch so noch genügend Schaden angerichtet.«

»Verduftet?«

»Ja. Nicht die geringste Spur.«

»Was ist mit der Kleinen?« fragte Sachs. »Mit Pammy?«

»Verschwunden. Die Frau hat sie etwa zu dem Zeitpunkt, als die Bombe hochgegangen ist, in der Klinik abgeholt.«

»Was ist mit der Zelle?« fragte Rhyme.

»Der Gruppe in Chicago? Die sind ebenfalls abgetaucht. Hatten einen Unterschlupf in Wisconsin, aber das ist ausgeräumt. Wir wissen nicht, wo sie stecken.«

»Daher also das Gerücht, das Dellrays Spitzel gehört hat.« Rhyme lachte. »Carole war es, die am Flughafen eintreffen sollte. Mit Nummer 238 hatte es nicht das geringste zu tun.«

Er bemerkte, daß Banks und Sellitto ihn anblickten.

»Schenk es dir, Lon«, sagte Rhyme, der die verlockende Wärme förmlich spüren konnte, die das nur wenige Zentimeter von ihm entfernte Glas ausstrahlte. »Kommt nicht in Frage.«

Sellitto zupfte an seinem schweißnassen Hemd und schüttelte sich. »Verdammt kalt hier drin, Lincoln. Herrgott. Denk doch wenigstens mal drüber nach. Was ist schon dabei?«

»Ich kann euch nicht helfen.«

»Uns liegt ein Bekennerschreiben vor«, sagte Sellitto. »Carole hat es verfaßt und in einem Hauspostumschlag an den Generalsekretär geschickt. Ellenlange Tiraden von wegen einer Weltregierung, die den Amerikanern ihre angestammten Freiheitsrechte rauben wolle. Lauter solchen Scheiß. Behauptet auch, sie wären an dem Anschlag auf die UNESCO in London beteiligt gewesen, und kündigt an, daß es weitergeht. Wir müssen sie kriegen, Linc.«

Banks setzte eine gewichtige Miene auf. »Sowohl der UNO-Ge-

neralsekretär als auch der Bürgermeister haben um Ihre Mitarbeit gebeten. Perkins vom FBI ebenfalls. Und wenn Sie das alles noch nicht überzeugen sollte, können Sie auch noch einen Anruf aus dem Weißen Haus bekommen. Wir bauen auf Sie, Detective.«

Rhyme äußerte sich nicht zu der falschen Anrede.

»Die Spurenauswertung beim FBI hält sich startbereit. Fred Dellray ist für den Fall zuständig, und er bittet - hochachtungsvoll, jawohl, genauso hat er sich ausgedrückt -, er bittet jedenfalls hochachtungsvoll darum, daß Sie die forensischen Untersuchungen übernehmen. Außerdem ist der Tatort unberührt, wenn man davon absieht, daß die Toten und die Verletzten geborgen werden mußten.«

»Dann ist er *nicht* unberührt«, versetzte Rhyme.

»Um so nötiger brauchen wir Sie«, warf Banks ein, und als er Rhymes funkelnden Blick sah, fügte er schnell noch ein »Sir« hinzu.

Rhyme seufzte, warf einen Blick auf das Glas. Der Friede war so nah. Desgleichen der Schmerz. Und beides im Übermaß.

Sellitto ergriff wieder das Wort. »Wenn's bloß um die Frau ginge, wär's ja nicht weiter schlimm. Aber sie hat ihre Tochter dabei, Lincoln. Sie ist abgetaucht. In den Untergrund. Mit ihrer kleinen Tochter. Weißt du, was für ein Leben dem Mädchen blüht?«

Das sollte ihm Sellitto büßen.

Rhyme schmiegte den Kopf in das weiche Kissen. Schließlich sagte er: »Ich hätte da aber gewisse Bedingungen.«

»Zähl sie auf, Linc.«

»Erstens«, sagte er, »arbeite ich nicht allein.«

Rhyme warf einen Blick auf Amelia Sachs.

Sie zögerte einen Moment, lächelte dann, stand auf, ergriff den Cognacschwenker und zog den Strohhalm heraus. Sie riß das Fenster weit auf und schüttete die goldbraune Flüssigkeit in weitem Bogen hinaus in die stickige Gasse. Der Falke fuhr auf, blickte sich mit schiefgelegtem Kopf nach dem Störenfried um, wandte sich dann wieder ab und fütterte sein hungriges Küken weiter.

ANHANG

Auszüge aus dem Glossar zu *Spurenlehre* von Lincoln Rhyme, 4. Auflage (New York, Forensic Press, 1994). Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Urhebers.

Alternative Lichtquelle (ALQ): Sammelbegriff für diverse Speziallampen, die Licht von unterschiedlicher Wellenlänge und Farbe ausspielen, durch das sich latente Fingerabdrücke sowie serologische Spuren sichtbar machen lassen.

Automatisches Fingerabdruck-Identifizierungssystem (AFIS): Ein Computersystem zum Registrieren von Fingerabdrücken.

Beweismittel: Mittel zum Nachweis von Fakten und Ereignissen. Im amerikanischen Strafrecht werden Gegenstände oder Substanzen, welche die Einlassungen des Angeklagten oder den Standpunkt der Anklage zu einem Tathergang stützen, als Beweismittel bezeichnet. Bei Beweismitteln kann es sich um Gegenstände, körpereigene Stoffe, Material- oder Abdruckspuren handeln.

Blutnachweis: Eine Reihe chemischer Verfahrensweisen, durch die festgestellt wird, ob an einem Tatort Blutspuren vorhanden sind. Im allgemeinen wird bei diesen Vorproben Luminol oder O-Tholidin verwendet.

Dichtegradienten-Probe: Eine Methode, durch die sich im direkten Vergleich von Bodenproben bestimmen lässt, ob diese vom selben Ort stammen. Die zu untersuchende Probe wird zu diesem Zweck in einer Mischung aus zwei Flüssigkeiten sehr unterschiedlicher Dichte aufgetrennt.

DNA (DNS)-Analyse: Methode zum Erkennen der genetischen Zellstruktur bestimmter biologischer Spuren (zum Beispiel Blut, Samen, Speichel, Haare) zum Zwecke des Vergleichs mit Musterproben bekannter Herkunft. Ein der Genomanalyse zuzurechnendes Verfahren, bei dem mittels Gensonden Fragmente der DNS - Desoxyribonukleinsäure, der wesentliche Bestandteil des Zellkerns - eines Individuums sichtbar gemacht und verglichen werden können. Auf diese Weise lässt sich anhand von Spuren, die menschliches Zellmaterial mit DNS enthalten, bei Vorliegen entsprechenden Vergleichsmaterials eine eindeutige Identifizierung bzw. ein Ausschluß Verdächtiger ermöglichen. Auch als »genetische Analyse« oder - fälschlich - »genetischer Fingerabdruck« oder »DNS-Fingerabdruck« bezeichnet. In der internationalen Kriminalistik hat sich der englische Begriff DNA (vom englischen Desoxyribonucleic acid) durchgesetzt.

Doppelbrechung: Eigenschaft aller nichtkubischen Kristalle, ein Lichtbündel in zwei senkrecht zueinander polarisierte Teilbündel mit unterschiedlichen Fortpflanzungsgeschwindigkeiten und Brechzahlen aufzuspalten. Wird in der Kriminalistik zur Bestimmung von Sand, Erde und Fasern genutzt.

Fingierte Spuren: Veränderungen, die ein Täter oder Tatbeteiligter bewußt am Tatort vorgenommen hat, um von sich, seinem Tatbeitrag oder von der Tat abzulenken, irrezuführen oder den Sachverhalt zu verdecken.

Forensischer Anthropologe: Ein Spezialist für Knochen- und Skelett-funde, der den ermittelnden Kriminalisten bei der Bestimmung und Zuordnung menschlicher Überreste beisteht.

Forensischer Odontologe: Ein Zahn- und Kieferspezialist, der den oder die ermittelnden Kriminalisten bei der Identifizierung von Leichenfunden (durch Gebißvergleich) sowie (durch Untersuchung von Bißspuren) bei der Tätererkennung unterstützt.

Gaschromatographie/Massenspektrometrie (GC/MS): Zwei in der kriminaltechnischen Analyse gebräuchliche Methoden zur Bestimmung unbekannter Substanzen, z. B. Drogen, Brandlegungsmittel und ähnlichem. Häufig in Kopplung mit der Massenspektrometrie verwendet, wodurch sich selbst kleinste Mengen einer Substanz abtrennen und bestimmen lassen.

Identifizierung von Spuren: Siehe »Individualcharakter kriminaltechnischer Spuren«.

Individualcharakter kriminaltechnischer Spuren: Die Zuordenbarkeit von Spuren zu bestimmten Kategorien oder Materialklassen zum Zwecke der Identifizierung. Zu unterscheiden von der eigentlichen Identifizierung, bei der die individuelle Herkunft einer Spur festgestellt wird. Aufgrund des Individualcharakters eines am Tatort aufgefundenen Papierfetzens (Holzanteil, Papierge wicht, Beschichtung) lässt sich zum Beispiel feststellen, daß das fragliche Papier häufig zum Druck von Illustrierten verwendet wird. Identifiziert aber kann die Spur werden, wenn sich der Papierfetzen genau in eine Seite einer Illustrierten einpassen läßt, die sich im Besitz eines Tat verdächtigen befindet. Es versteht sich von selbst, daß die Identifizierung vor Gericht einen höheren Beweiswert hat als die Individualisierung.

Leichenflecke: Nach dem Tode auftretende rötlich-violette Verfärbungen, die durch Absenken und Verdickung des Blutes entstehen. Leichenflecke sind ein Anhaltspunkt für das Abschätzen des Todeszeitpunktes.

Locards Prinzip: In dieser von ihm formulierten Theorie vertritt der französische Kriminalist Edmond Locard den Standpunkt, daß es immer zu einem Austausch von Spuren zwischen dem Täter und dem Opfer bzw. dem Tatort kommt, so geringfügig und schwer erkennbar diese Spuren auch sein mögen.

Massenspektrometrie: Siehe »Gaschromatographie«.

Metallbedampfung: Die effektivste Methode zum Sichtbarmachen von latenten Fingerabdrücken auf glatten Flächen. In einer Vakuumkammer (bzw. einem Vakuumbedampfungsgerät) wird der zu untersuchende Spureenträger mit Zink oder Gold bedampft, so daß sich eine dünne Metallschicht auf der Oberfläche ablagert, durch welche die Abdrücke sichtbar werden.

Ninhydrin: Eine Chemikalie, durch die latente Fingerabdrücke auf porösen Spureenträgern wie Papier, Karton oder Holz sichtbar gemacht werden.

Papillarleisten: Die Hautleisten an Fingern, Handtellern und Fußsohlen, die ein für jeden Menschen einmaliges und unveränderliches Muster bilden. Fingerabdrücke an Tatorten werden nach folgenden Kriterien unterteilt: 1) plastisch (wenn sie durch Berühren einer modellierfähigen Substanz, z. B. Fensterkitt, entstanden sind); 2) sichtbar (wenn sie von Haut verursacht wurden, die mit Staub, Ruß, Blut oder ähnlichem in Berührung kam); 3) latent (wenn beim Berühren körpereigene Ausscheidungen wie Fett oder Schweiß hinterlassen werden, die mit bloßem Auge nicht sichtbar sind).

Rasterelektronenmikroskop (REM): Ein Mikroskop, in dem die Oberfläche eines zu untersuchenden Spurenträgers von einem eng gebündelten Elektronenstrahl abgetastet wird. Das dabei entstehende Bild wird dabei auf einem Computermonitor abgebildet. Mit einem Rasterelektronenmikroskop lässt sich eine bis zu 100.000 fache Vergrößerung erzielen - mit einem herkömmlichen Mikroskop ist im Vergleich dazu nur eine etwa 500 fache Vergrößerung möglich. Die Rasterelektronenmikroskopie wird häufig in Verbindung mit der energiedispersiven Röntgenmikroanalyse (EDX) angewandt, durch die sich beim Betrachten des Bildes die chemische Zusammensetzung der Probe erkennen lässt.

Schußresiduen: Materialien, die sich beim Abfeuern einer Schußwaffe auf Händen und Kleidung des Schützen niederschlagen, vor allem Barium und Antimon. Schußresiduen bleiben auf der menschlichen Haut bis zu sechs Stunden lang erhalten, soweit sie nicht bewußt durch Abwaschen oder unabsichtlich durch Berührung bei der Festnahme eines Verdächtigen entfernt werden (vor allem, wenn die Hände mittels Handschellen auf den Rücken gefesselt werden).

Spuren: Alle Veränderungen des Milieus, in dem eine Straftat stattgefunden hat, z. B. Gegenstände, Stoffe, Ab- und Eindrücke. Oftmals handelt es sich um mikroskopisch kleine Partikel von Substanzen wie Staub, Erde, Zellmaterial oder Fasern.

Vergleichsmuster: Werkstoffe, Substanzen und personenbezogene Muster, deren Herkunft bekannt ist und anhand derer sich am Tatort gefundene Spuren unbekannter Herkunft vergleichen und zuordnen lassen. Blut und Haare eines Opfers stellen zum Beispiel personenbezogene Muster dar.

ANMERKUNG DES AUTORS

Mein Dank gilt an dieser Stelle Peter A. Micheels, Autor von *The Detectives*, und E. W Count, Autor von *Cop Talk*, deren Bücher mir nicht nur eine wertvolle Hilfe bei den Recherchen zu diesem Roman waren, sondern die darüber hinaus auch eine erstklassige Lektüre sind. Bedanken möchte ich mich auch bei Pam Dorman, deren kundiges Lektorat in dieser Story allenthalben offenbar wird. Mein Dank gilt auch meiner Agentin Deborah Schneider ... was wäre ich ohne sie? Darüber hinaus danke ich Nina Salter bei Calmann-Levy für ihre scharfsinnigen Anmerkungen zu einer früheren Fassung dieses Buches und Karolyn Hutchinson am REP in Alexandria, Virginia, für ihre unschätzbare Hilfe, was Rollstühle und andere Geräte für Tetraplegie-Patienten angeht. Sowie Teddy Rosenbaum - ihrerseits eine Detektivin - für die großartige Arbeit am Manuskript. Wer sich näher mit polizeilicher Arbeit beschäftigt, wundert sich vielleicht über den hier dargestellten Aufbau und die Aufgabenverteilung bei der New Yorker Polizei und dem FBI - ich habe mir die künstlerische Freiheit herausgenommen, die Organisationsstrukturen leicht zu verändern. Oh, und noch etwas - falls jemand das Buch *Berühmte Kriminalfälle im alten New York* lesen möchte, dürfte er gewisse Mühe haben, ein Exemplar zu finden. Offiziell heißt es, das Buch gebe es gar nicht, es sei eine Erfüllung. Doch ich habe auch ein Gerücht vernommen, wonach die einzigen vorhandene Ausgabe unlängst aus der New York Public Library gestohlen worden sein soll - von einer oder mehreren unbekannten Personen.

J. W D.

DER KNOCHENJÄGER

Ex-Detective Lincoln Rhyme ist nach einem Arbeitsunfall querschnittsgelähmt und zieht sich immer mehr zurück. Bis ein Serienkiller die Stadt in Angst versetzt: an jedem Tatort hinterläßt er einen Hinweis auf seinen nächsten Mord. Lincolns Interesse wird geweckt – denn langsam kommt ihm der Verdacht, daß er den Mörder kennen muß...

»Jeffery Deaver ist der beste Thriller-Autor weit und breit.« The Times

»Nachts allein auf leeren Fluren oder beobachtet von einem merkwürdigen Fremden mit starrem Blick: ich arbeite mit der Angst in alltäglichen Situationen, die jeder meiner Leser bereits am eigenen Leib erfahren hat.« Jeffery Deaver

Motion Picture Artwork and Photography Copyright © 1999 by Columbia Pictures Industries, Inc. All Rights Reserved

ISBN 3-442-43459-9 DM 15,00 / ÖS 110,-



9 783442 434596

WG 2111